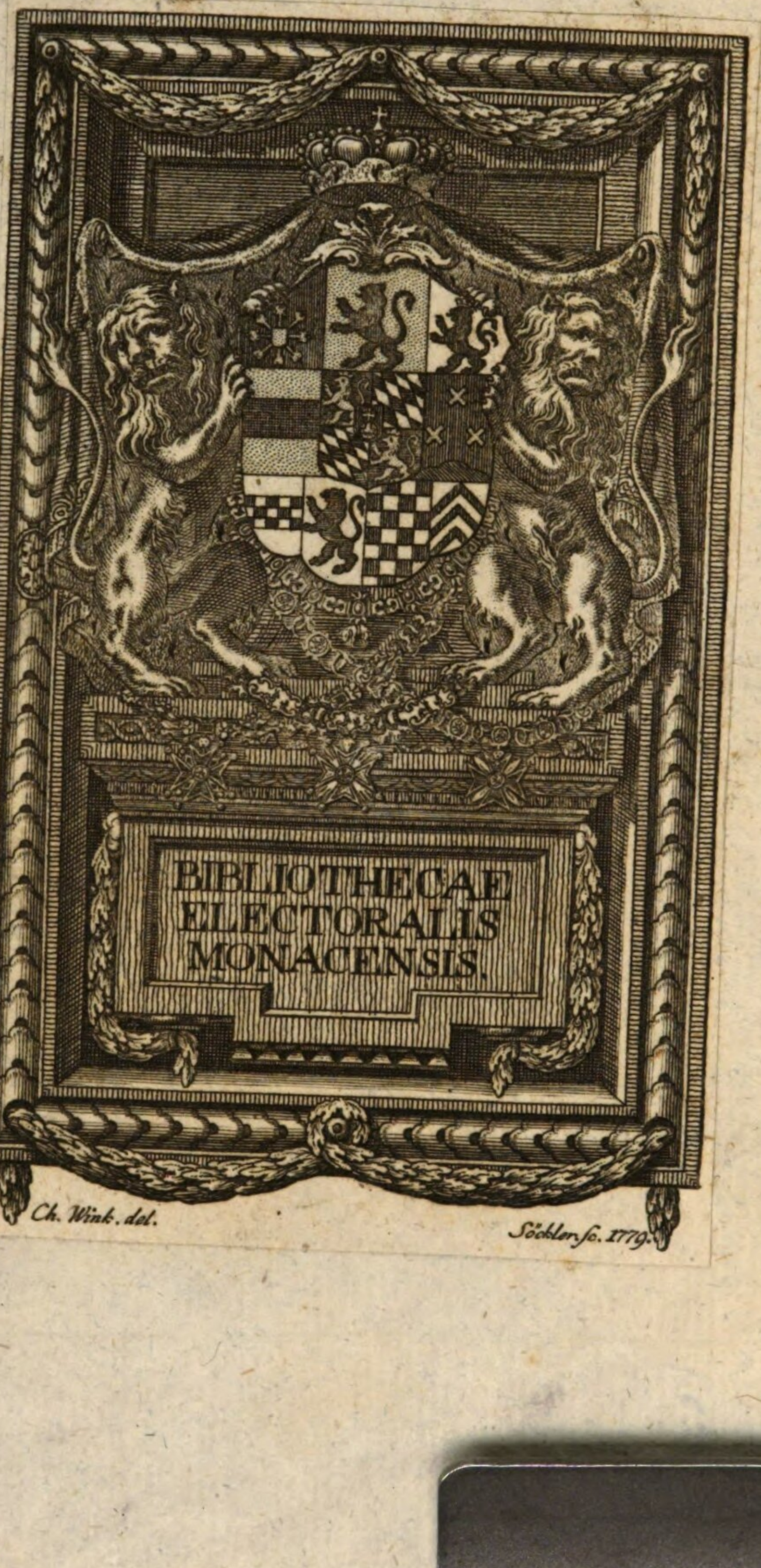
BIBLIOTHECA
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Söddler sc. 1779.

Med. 588 a

M.A. ut. 87-3 m

Med. Vet.

Aves

77.

Veterinarisches
Handbuch
oder
Anweisung
die Krankheiten der Thiere
zu erkennen und zu heilen
für Thierärzte und Haushälter
nach
alphabetischer Ordnung
von

D. C. H. Spohr
Herzogl. Braunschweig. Lüneburg. Land- und Stadt-Physikus zu Seesen.

A. Barth a. Wien.

Dritter Band.

Nürnberg,
in der Raspeschen Buchhandlung 1805.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Als ich vor sechs Jahren den ersten Band dieses Werks herausgab, so war mein Vorsaz, die übrigen nicht eher nachfolgen zu lassen, als bis ich überzeugt wäre, daß meine Arbeit vom Publico mit Beyfall aufgenommen würde. Es dauerte aber nicht lange, so muste ich mich schon zur Fortsezung entschliessen. Denn nicht allein munterten mich viele gelehrte Freunde dazu auf, von deren Unpartheilichkeit, und Fähigkeit meine Schrift zu beurtheilen, ich gewiß war, sondern auch einige Recensionen in gelehrten Zeitungen, in denen zwar dieses und jenes an meinem Buche getadelt, ihm jedoch im allgemeinen Beyfall ertheilt wurde. Was den Tadel anbetrift, so wuste ich eines theils mich wohl zu bescheiden, daß ich nichts ganz vollkommenes zu liefern im Stande wäre, wie ich auch in meiner Vorrede zum ersten Bande selbst genugsam eingestanden, und die Ursachen davon angeführt hatte, andern theils konnte ich in den folgenden Bänden

manches noch verbessern, was man am ersten auszusezen gefunden hatte.

Ich gab daher bald nach dem ersten auch den zweyten Band heraus. Nun aber trat ein Zeitraum ein, in welchem die Lectüre der vielen politischen Schriften fast alle andere verdrängte, so daß ich es meiner Verlegerin nicht zumuthen konnte, an meinem Werke fürerst weiter fort drucken zu lassen. Und so verstrichen nach Erscheinung des zweyten Bandes vier Jahre, ehe dieser dritte erscheinen konnte.

Von nun an aber wird hoffentlich mir kein Hinderniß weiter in den Weg kommen, und ich glaube, meinen Lesern versprechen zu können, daß sie mein Buch nun bald complet haben sollen.

Seesen, den 9ten Sept.
1804.

C. H. Spohr.

Gabe eines Arzneymittels. Man sehe Dosis.

Gallen. Unter dieser Benennung werden so mancherley, und einander so wenig ähnliche Krankheiten beschrieben, daß man kaum weiß, was man daraus machen soll. Einige verstehen darunter schlechtweg die sogenannten Flußgallen, oder richtiger Beingallen, wovon oben in einem besondern Artikel gehandelt worden ist. — Andere, gewisse häutige Geschwülste oder Blasen unter der Zunge der Pferde, von der Grösse einer Bohne, welche ihnen das Saufen beschwerlich machen, und die man am besten und geschwindesten heilt, wenn man dem damit behafteten Thiere das Maul aufsperrt, die Zunge vorsichtig an sich zieht, die kleinen Geschwülste mit einer Scheere hart an der Haut wegschneidet, und darauf die Stellen mit Salz oder Essig reibt. — Ferner nennt man so eine Anschwellung des Gaumens der Pferde, besonders um die Vorderzähne; die oft so stark ist, daß sie fast über leztere hervorragt, und das Thier am Fressen hindert, ja zuweilen sich gar entzündet, und heftige Schmerzen verursacht. Dieses Uebel, wenn es vernünftig behandelt wird, vergeht bald wieder. Man darf dem Thiere nur ein paar Tage lang kühlende Tränke, Kleyenwasser mit etwas Salpeter geben, und den Gaumen fleissig mit Sauerhonig pinseln. Sehr selten wird es nöthig seyn, kleine und flache Einschnitte in die Geschwulst zu machen. Noch viel weniger darf sie mit dem glühenden Eisen weggebrannt werden, wie ungeschickte Schmiede es thun. — Auch werden mit dem Worte Gallen rothe und blaue Flecken

in der Hornsohle des Hufs der Pferde und anderer Thiere benannt, von welchen der Artikel Steingallen nachzulesen ist.

Gallenfluß, man sehe Gallenruhr.

Gallenkolik. Der Name dieser Krankheit zeigt schon an, daß darunter heftige Bauchschmerzen verstanden werden, welche von einer verdorbenen scharfen Galle ihren Ursprung haben. Man sehe den Artikel Kolik. Ein damit behaftetes Thier leidet an allen denjenigen Zufällen, welche man dort beschrieben findet, nur mit dem Unterschiede, daß man bey ihm ausserdem noch Zeichen einer fehlerhaften Gallenabsonderung wahrnimmt, nemlich gelbe Augen, eine gelbe Zunge und einen gallichten Mistabgang.

Die Entstehung der Gallenkolik rührt, wie schon angeführt worden, von einer scharf gewordenen Galle her. Dieses Scharfwerden der Galle kann aber von mancherley Ursachen seinen Ursprung haben; von einer Entzündung der Leber und besonders der Gallenblase und Gallengänge; von Steinen in denselben, oder auch von Leberwürmern. Es ist aber nicht immer leicht, dieselben sogleich zu entdecken. Die Gegenwart von Steinen oder Würmern in den zur Absonderung der Galle bestimmten Werkzeugen erkennt man nicht anders, als wenn man dergleichen in dem Miste des Thiers mit abgehen sieht, welches aber während des Anfalls der Kolik selten zu geschehen pflegt, weil hier der gemeinschaftliche Gallengang, der sie in den Zwölffingerdarm führen muß, insgemein krampfhaft zusammengezogen ist. Eben so schwer ist es, die Entzündung der Gallenblase und Gallengänge zu erkennen, wenn dieselbe sich nicht schon auch über den grössesten Theil der Leber mit verbreitet hat, in welchem Falle denn freilich einem geübten Thierarzte der Puls sie anzeigen wird.

Ueberhaupt ist diese Krankheit sehr gefährlich, und die meiste Zeit tödlich. Besonders kann man lezteres von ihr befürchten, wenn die Verderbniß der Galle von Gallensteinen herrührt. Denn die Heftigkeit der Zufälle läßt dem Thierarzte keine Zeit, die nur sehr langsam wirkenden Mittel zur Auflösung und Wegschaffung jener anzuwenden.

Bey der Heilung kann während des Anfalls der Kolik nur auf die Besänftigung der Zufälle, und die Abwendung oder Hebung der Entzündung Rücksicht genommen werden. Zeigt daher der Puls an, daß wirklich schon eine Entzündung der Leber vorhanden, oder dieselbe doch zu befürchten ist, so muß vor allen Dingen ein Aderlaß vorgenommen werden. Alsdann sezt man dem Thiere erweichende Klistire (man sehe den Artikel Klistir), wenigstens alle Stunden eins, und verordnet ihm einen schleimichten, die Schärfe einwickelnden und schmerzstillenden Trank, z. E. Man nehme vier Loth zerschnittener Eibischwurzeln (Althaea officinalis) und eben so viel Weinsteinrahm; koche es in zwey Quartier Wasser eine Viertelstunde lang, löse in der durchgeseiheten Flüssigkeit ein Quentchen Opium auf, und thue ein Viertelpfund frisches Leinöl dazu. Von dieser Mischung gebe man einem Pferde die eine Hälfte, und wenn es nöthig ist, [illegible]ch acht oder zehn Stunden die andere. Sind durch den Gebrauch dieser Mittel der Krampf und die Schmerzen etwas gestillet worden, so muß man nun durch abführende Klistire, und innerliche abführende Mittel, z. E. eine Auflösung von Gravenhorstischem Salz den freyen Durchgang der Gedärme wieder herstellen. — Die weitere Cur richtet sich nach der vorhandenen Ursache der Krankheit, worüber man die Artikel Gallenstein und Gallenwürmer nachsehen mag.

Gallenruhr, Gallenkrankheit ist eine Krankheit, welche häufig bey den Schafen, seltener bey andern Thieren vorkommt, und besteht in einem plözlichen heftigen und äusserst schmerzhaften Durchlauf, wobey das Thier oft in kurzer Zeit seinen Geist aufgiebt. Sie fängt an mit einer widernatürlichen Auftreibung des Bauchs, ausserordentlicher Mattigkeit und Trägheit. Bald darauf folgt der erwähnte Durchlauf mit grosser Unruhe des Thiers, und zunehmender Anspannung seines Hinterleibes. Anstatt dadurch erleichtert zu werden, bekommt es immer mehr Schmerzen, und seine Unruhe vermehrt sich. Der abgehende Koth sieht die meiste Zeit sehr gelb, zuweilen grün aus, verbreitet einen abscheulichen Gestank, und ist gewöhnlich dünn und schäumend. Das Thier frißt nicht, hat aber dagegen einen nicht zu löschenden Durst, eine brennende Hitze im Maule und an den Ohren, und hinten am Mastdarm eine leichte Entzündung. Es wird zusehends magerer, und zulezt so hinfällig, daß es kaum noch aus der Stelle kommen kann. Nachdem es von dem häufigen Durchlauf endlich ganz erschöpft ist, so wird es von einer unbeschreiblichen Angst befallen, und bekommt die schmerzhaftesten Krämpfe, nicht allein im Bauche, sondern auch in den äussern Theilen, zulezt Zuckungen, kalte Glieder, kalten Schweiß, und nicht lange darauf stirbt es.

Die Gallenruhr befällt die Schafe selten im Winter, mehr im Frühjahr, am meisten aber später hin in den heissen Sommermonaten, und scheint die Folge einer erhizten und scharf gewordenen Galle zu seyn, wodurch die Gedärme entzündet, angefressen, und zulezt vom kalten Brande ergriffen werden. Die entfernten Ursachen sind der Genuß von altem stinkend gewordenem Heu, oder von unreinem und faulem Wasser, ein langer Aufenthalt in einem niedrigen, feuchten, selten mit frischer Luft versehenen Stalle, das Weiden in der stärkesten

Sonnenhize auf dürren Haiden, wo es an frischem Wasser fehlt, und vielleicht auch auf stark mit giftigem Mehlthau befallenen Aengern.

Sie ist überhaupt genommen sehr gefährlich, und selten wird man dagegen etwas ausrichten, wenn der Durchlauf schon heftig geworden ist, und das kranke Thier seine Kräfte grössestentheils verlohren hat. Gewiß ist alle Hofnung verlohren, wenn es schon Zückungen bekommt, oder gar bereits die Zeichen des innerlichen kalten Brandes, eine widernatürliche Kälte der Ohren und des Mauls, ein kalter Athem und kalter Schweiß da sind. Nur im Anfange kann noch geholfen werden, wenn das Thier anfängt, einen ungewöhnlich dicken Bauch zu bekommen, und dabey nur einen schwachen Durchlauf hat. Je heftiger aber der Drang zum Misten wird, je dünner, stinkender und schäumender der abgehende Koth sich zeigt, und je heftiger die damit verbundenen Schmerzen sind, desto weniger kann man einen guten Ausgang erwarten.

Die Heilung muß nach dem Grade, bis zu welchem die Krankheit schon gekommen ist, verschieden seyn. Die Hauptsache kommt darauf an, daß man die Gallenschärfe mit einer grossen Menge flüssiger Tränke verdünne, welche aber auf keine Weise die schon zu sehr gereizten Gedärme angreifen dürfen. Am besten schicken sich dazu Kleyenwasser, abgekochtes Gerstenwasser, oder auch Wasser mit etwas Habermehl vermischt, und vor allen andern Molken, entweder mit Bier, oder mit Kälberlab zubereitet, ja selbst, wenn man sonst keine hat, die gewöhnlichen Käsemolken. Das kranke Thier wird dieselben begierig saufen, da es gewöhnlich einem so starken Durst hat. Hiedurch allein, besonders wenn man ihm zugleich noch dann und wann ein erweichendes Klistir geben will, wird man schon im Stande seyn, die Krankheit im Anfange, da der Durch

lauf noch nicht sehr mächtig ist, und das Thier nur noch einen widernatürlich aufgetriebenen Bauch hat, zu heben, und ihre weitern gefährlichen Folgen abzuwenden. Ganz anders aber muß man zu Werke gehen, wenn der Durchlauf schon sehr stark, und das Thier bey dem jedesmaligen Abgange des scharfen Koths heftigen Schmerzen unterworfen ist. Alsdann wird es nöthig, ausser den schon angezeigten auch noch solche Mittel anzuwenden, wodurch der innerliche Reiz, und der dadurch unterhaltene häufige Drang zum Misten geschwächt wird. Zu dieser Absicht zeigt sich eine Mischung wie folgende sehr wirksam. Man nehme zwey Quentchen weisse Magnesie, giesse darauf so viele Citronensäure, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt, thue alsdann acht Loth Reisabkochung, ein Quentchen Ipecacoanha und drey Grane Opium hinzu. Nachdem dieses alles gehörig gemischt ist, so gebe man davon dem kranken Schafe täglich dreymal einen Eßlöffel voll, und fahre damit so lange fort, bis der Durchlauf nachläßt. Nur alsdann würde diese Arzney nicht zu gebrauchen seyn, wenn schon wirklich Zeichen von innerlicher Entzündung da wären, und das Thier einen geschwinden und heftigen Puls, nebst einer brennenden Hize im Maule hätte. Hier würde sie das Uebel eher vermehren, als vermindern; und statt der Ipecacoanha und des Opii muß man zu der oben angeführten Reisabkochung, ausser der mit Citronensäure gesättigten Magnesie, ein halbes Quentchen Kampher mit Eygelb abgerieben hinzuthun, und davon dem Thiere täglich drey bis viermal einen Eßlöffel voll geben. Eben dieser Arzney kann man sich auch bedienen, wenn von dem häufigen Durchfalle die Lebenskräfte des Thiers schon sehr gesunken sind. Jedoch würde alsdann der Kampher ihr noch wohl in einer grössern Gabe, zu zwey Scrupeln, oder gar zu einem Quentchen, und zugleich auch den Klistiren zu einigen Granen zuzusezen seyn. Nachdem durch diese Cur die

Krankheit glücklich gehoben ist, so ist nur noch die nächste Sorge, die erschöpften Kräfte des Thiers wieder herzustellen. Dazu kann man sich am besten einer Abkochung von Eichenrinde, etwa von zwey Loth mit zwölf Loth Wasser bedienen, und davon eine Zeitlang Morgens und Abends einen Eßlöffel voll geben.

Gallenstein, Gallenblasenstein. Daß sich in der Gallenblase oder in den Gallengängen der Thiere aus der darinn befindlichen Galle, wenn sie sich widernatürlich verdickt, steinartige Verhärtungen erzeugen können, ist gewiß genug. Man hat sie nicht allein von allerley Gestalt und Grösse, länglichte, runde, eckichte, von einer Linse oder Erbse, bis zu einem Gallapfel groß, in todten Thieren gefunden, sondern auch schon bey Lebzeiten von ihnen mit dem Miste abgehen gesehen. Möchte man ihre Gegenwart in einem Thiere nur immer eben so gewiß erkennen, und sie dann auflösen oder fortschaffen können! Das eine ist aber fast eben so schwer, als das andere. Ihre Gegenwart läßt sich nur alsdann gewiß behaupten, wenn man wirklich unter dem abgegangenen Miste des Thiers welche findet. Sonst kann man sie nur aus ihren Wirkungen im thierischen Körper, und den dadurch hervorgebrachten Krankheiten vermuthen, dergleichen die Gelbsucht, die Gallenkolik u. s. w. sind, und wovon in besondern Artikeln gehandelt wird. Eigentlich kann man wohl annehmen, daß alle Thiere den Gallensteinen unterworfen sind; jedoch sind es die Pferde weniger als andere, welche wirkliche Gallenblasen haben. Am meisten findet man, wie die Erfahrung gelehrt hat, solche Thiere damit behaftet, welche sich mit trockenem Futter behelfen müssen, und weder auf die Weide kommen, noch im Stalle grün gefüttert werden. Höchst wahrscheinlich haben die frischen Säfte des Grases und der übrigen zur Fütterung dienenden Pflanzen die heilsame Eigenschaft, daß

sie die Verdickung und Verhärtung der Galle verhüten, und so der Entstehung der Gallensteine vorbeugen. Ja gegen diese Steine selbst, wenn sie sich schon wirklich erzeugt haben, hat sich nicht selten eine gute Weide oder der Genuß grüner Pflanzen ebenfalls heilsam bewiesen. Aus gleichem Grunde werden auch zur Heilung dieser Krankheit die ausgepreßten Säfte auflösender Kräuter, z. E. der Brunnenkresse (Sisymbrium nasturtium), des Löffelkrauts (Cochlearia officinalis), des Löwenzahnkrauts (Leontodon taraxacum) u. s. w. empfohlen. Sonst hat sich das Kalkwasser, aber auf lange Zeit, und täglich zu mehrern Quartieren dem kranken Thiere eingegeben, als ein wirksames Mittel wider die Gallensteine berühmt gemacht.

Gallensucht. Man sehe **Gelbsucht.**

Gallenweh, Uebergalle. Diese Krankheit, welche zuweilen unter dem Rindvieh herrschend ist, kündigt sich durch folgende Zufälle an. Das Thier bekommt einen starken Frost, mit Zittern und Schütteln des ganzen Körpers. Sein Verdauen oder Wiederkauen hört auf; die Lust zum Fressen und Saufen verliert sich; es hat trübe bläuliche Augen, eine starke Hize im Maule; es knirscht häufig mit den Zähnen; diese werden ihm locker; es holt beschwerlich Athem und schnaubt; darauf folgen trockener Husten, verminderter Abgang des Harns, ein trockener und hiziger Mistabgang, und eine abnehmende Ergiebigkeit der Milch. Ihr gänzlicher Ausbruch aber fällt erst zwischen den dritten und fünften Tag, und zeichnet sich aus durch einen übelriechenden schleimichten Ausfluß aus der Nase und einen äusserst stinkenden Durchlauf, welcher sich bey schnell sinkenden Kräften sehr bald mit dem Tode endigt. — Durch die Oefnung solcher Thiere, die an solcher Krankheit gestorben sind, hat man gefunden, daß immer eine wider-

natürliche und fehlerhafte Beschaffenheit der Gallenblase und der in ihr enthaltenen Galle da war; und höchst wahrscheinlich ist diese die nächste Ursache derselben. Gelegentliche Ursachen können daher ein faules Futter, verdorbenes Heu oder Stroh, das Weiden auf sumpfigen Wiesen mit stinkenden Pfützen, und vor allen andern der Mangel an reinem und gutem Wasser in einem heissen und trockenen Sommer u. s. w. seyn.

Zur Heilung dieser Krankheit ist gar keine Hofnung mehr, so bald als die zulezt erwähnten Zufälle eingetreten sind. Nur ganz im Anfange könnte man versuchen, ob man nicht durch häufigen Gebrauch des Weinsteinrahms, z. E. des Tages zwey bis dreymal zu zwey Loth gegeben, oder durch eine Mischung von etwa einem Quartier Mehltrank mit einem halben Quartier Essig, zwey Quentchen Salmiac und etwas Honig versezt, wovon man dem Thiere täglich ein paarmal ein gutes Bierglas voll eingeben müste, noch etwas ausrichten könnte. Sollte aber hierauf nicht bald Besserung erfolgen, so wäre es am sichersten, das kranke Vieh sogleich zu tödten, damit durch den abscheulichen Gestank von dessen Ausleerungen, und noch mehr von dem Aase, wenn das Thier davon crepirt ist, keine bösartige Krankheiten unter dem noch gesunden Vieh erzeugt würden. Tödtete man das kranke Thier, ehe es den Durchlauf und den Schleimausfluß aus der Nase bekommt, so könnte man seine Haut nüzen, und auch wohl sein Fleisch, gesalzen oder geräuchert von Leuten essen lassen, denen nicht davor ekelte. Crepirt es aber von selbst, nachdem die Krankheit ihre völlige Höhe erreicht hat, so ist es am rathsamsten, es mit samt der Haut tief einzuscharren, und wo möglich ungelöschten Kalk darüber zu schütten. — Man hat sie uneigentlich auch die Rindviehpest genannt, welche Benennung ihr aber keineswegs zukommt, da sie nicht ansteckend ist. Denn daß, wie oben gesagt ist, der von dem kranken Thiere ab-

gehende stinkende Mist, oder sein Aas, wenn es an der Krankheit crepirt, durch seine faulen Ausdünstungen anderes noch gesundes Vieh krank machen kann, daraus folgt noch nicht, daß sie anstecke; so wie man auch auf ihre ansteckende Eigenschaft daraus nicht schliessen kann, daß oft mehrere Thiere zugleich mit ihr behaftet sind, welche alle ebendenselben Gelegenheitsursachen ausgesezt gewesen seyn mögen. — Auch muß man sie wohl von der so genannten Löserdürre unterscheiden, mit der sie nicht selten verwechselt wird.

Gallenwürmer, Leberwürmer. Diese Art von Würmern, welche sich zuweilen in der Gallenblase und den Gallengängen der Thiere erzeugt, und womit fast keine Thiergattung verschont bleibt, wird am häufigsten bey den Schafen wahrgenommen, und bringt bey ihnen eine Krankheit hervor, welcher die Schäfer den Namen Egelkrankheit geben, so wie die Würmer selbst bey ihnen Egel oder Egelschnecken heissen. In dem von dieser Krankheit handelnden Artikel befindet sich eine genaue Beschreibung dieser Würmer, so wie sie bey den Schafen gefunden werden. In den grössern Thieren sind sie nach Verhältniß etwas grösser, indem sie bey den Pferden gewöhnlich einen Zoll lang, und am breiten Ende acht Linien breit sind. Uebrigens sehen sie eben so aus, wie jene, nemlich sie sind platt, und haben die Gestalt eines Drachen von Papier, wie ihn die Knaben fliegen lassen. Am breiten Ende, oder am Kopfe bemerkt man zwey einander gegenüber liegende Oefnungen, und am andern Ende eine dritte, welche der After ist. Sie liegen im Gallengange zusammengerollt, wie Düten, und sind entweder gelb, oder grünlich, oder röthlich gefärbt.

Von der Gegenwart dieser Würmer in einem Thiere giebt es kein anderes gewisses Kennzeichen, als den erfolgten Abgang eines oder mehrerer derselben mit

dem Miste. Denn das Thier kann sie eine geraume Zeit bey sich haben, ohne daß eben eine sichtbare Zerrüttung seines Körpers dadurch hervorgebracht werde. Nur erst dann, wenn die Würmer in so grosser Menge in ihm vorhanden sind, daß seine Galle durch sie verdorben und scharf gemacht wird, entstehen üble Folgen daraus, fehlerhafte Verdauung, Auszehrung, Gelbsucht, Gallenkolik, Leberentzündung, Lebergeschwüre, Wassersucht, u. s. w.

Die Heilung dieses Uebels oder das Tödten und Austreiben der Würmer ist nicht leicht, insonderheit wenn sie in grosser Menge vorhanden sind, und den gemeinschaftlichen Gallengang sehr ausgedehnt und verstopft haben. Zuweilen beweisen sich die Eisenmittel, besonders eisenhaltige mineralische Wasser, wenn dieselben lange und anhaltend fortgebraucht werden, wirksam dagegen. Man sehe auch den Artikel **Egelkrankheit**.

Gaumendecken-Entzündung. Dieses Uebel ereignet sich nicht selten bey Thieren, vorzüglich bey Pferden, und beym Rindvieh, indem es leicht von hartem und scharfem Futter, und bey erstern auch wohl durch schlechte Gebisse hervorgebracht werden kann. Das damit behaftete Thier ist traurig, und frißt nicht. Dagegen säuft es desto öfter und begieriger. Oft aber läuft ihm auch das Saufen wieder aus Maul und Nase heraus, weil ihm das Schlingen sauer wird. Wenn man bloß auf diese Zufälle achtet, ohne dem Thiere das Maul genau zu untersuchen, so sollte man auf den Irrthum gerathen, daß es sonst eine schwere Krankheit hätte. Allein wenn man ihm ins Maul hineinsieht, so findet man bald, was ihm fehlt. Denn die Gaumendecke ist roth und aufgeschwollen, und die Zunge, so wie das ganze inwendige Maul, widernatürlich heiß. — Wenn die Entzündung nicht sehr beträcht-

lich ist, so kann man das Uebel der Natur überlassen, und sich bloß damit begnügen, dem Thiere fleißig Mehltränke zum Saufen zu geben. Hat sie aber einen hohen Grad erreicht, so braucht man dagegen die schon mehrmals angerühmten entzündungswidrigen Mittel, einen Aderlaß, kühlende Tränke mit Salpeter, auch allenfalls mit etwas Weinessig versezt, und gelinde abführende Klistire.

Gaumenstich. Diese Operation, welche darinn besteht, daß man einem Thiere am Gaumen eine Ader öfnet, ist schon im Artikel Aderlassen beschrieben. Sie kann bey einer örtlichen Entzündung des Gaumens vielleicht von Nuzen seyn. Allein unverständige Schmiede und Hirten unternehmen sie bey Pferden und dem Rindvieh in der Absicht, die Freßlust wieder herzustellen, ohne zu untersuchen, wodurch dieselbe verlohren ist. Dergleichen dummes Verfahren, wobey gewöhnlich weiter nichts, als ein schändlicher Eigennuz zum Grunde liegt, wird hoffentlich ein vernünftiger Haushälter bey seinem Viehe nicht leiden.

Gebärmutterblutfluß. Ein zu starker Blutfluß aus den Geburtstheilen der weiblichen Thiere kann aus mancherley Ursachen und unter mancherley Umständen entstehen, und ist denselben nach mit mehr oder weniger Gefahr verknüpft. Das Thier, welches damit behaftet ist, hat entweder kurz vorher geworfen, oder es ist trächtig, oder es befindet sich in keinem von diesen beyden Fällen. Wenn es weder trächtig ist, noch kurz vorher geworfen hat, so muß es irgend einer Gewaltthätigkeit ausgesezt gewesen seyn, welche im Stande war, eine solche Zerrüttung in seinem Hinterleibe hervorzubringen. Dahin gehören harte Schläge auf diesen Theil, das Tragen einer schweren Last auf dem Rücken, ein zu heftiges Anstrengen beym Ziehen vor einem Wa-

gen oder Schlitten, ein zu starkes Reiten u. s. w., und eine übertriebene Hize von Seiten des männlichen Thiers beym Bespringen, besonders wenn das weibliche Thier in Ansehung der Grösse mit jenem in keinem gehörigen Verhältniß steht, wie man dieses oft unter den Hunden wahrnimmt. Ausser den Folgen einer zu starken Verblutung, nemlich Entkräftung, Wassersucht u. s. w. hat man hier auch leicht eine Entzündung des Tragsacks zu befürchten. Gegen beyde muß daher die Cur eingerichtet werden. Man muß nemlich nicht allein den Blutfluß so bald als möglich zu hemmen trachten, sondern auch die nöthigen Mittel anwenden, um der Gebärmutterentzündung vorzubeugen. Ein Aderlaß, und zwar an einem entfernten Theile von dem Size des Uebels, ist das erste und vornehmste Mittel, beyden Absichten ein Genüge zu leisten. Denn dadurch wird nicht allein der zu starke Zufluß des Bluts nach den Geburtstheilen dort weg geleitet, sondern auch der Neigung zur Entzündung Einhalt gethan. Nur in dem einen Falle hat man mit der Anordnung eines solchen Aderlasses einige Vorsicht zu beobachten, wenn das Thier, ehe man ihm zu Hülfe kommen kann, bereits eine beträchtliche Menge Blut verlohren hat. Jedoch kann auch hier ein aufmerksamer Thierarzt nicht leicht fehlen, wenn er sorgfältig den Puls des Thiers beobachtet. So lange als derselbe nicht ungewöhnlich klein, sondern vielmehr noch voll, oder gar hart ist, bleibt der Aderlaß immer angezeigt, und das nothwendigste Hülfsmittel. Nach demselben wird es nöthig, äusserliche blutstillende, und innerliche kühlende und entzündungswidrige Mittel anzuwenden. Zu den leztern kann man sich ebenderselben Vorschriften bedienen, welche man in dem Artikel Gebärmutterentzündung empfohlen findet; oder auch eines Pulvers aus acht Loth Weinsteinrahm, zwey Loth zubereiteter Austerschalen und eben so viel Salpeter, wovon man einem grossen Thiere alle zwey

bis drey Stunden einen Eßlöffel voll mit kaltem Wasser eingiebt. Unter den äusserlichen Mitteln verdienen kalte Umschläge auf den Hinterleib, und besonders auf die äusserlichen Geburtstheile vor allen andern den Vorzug. Man nehme dazu eine Mischung von gleichen Theilen Essig und Wasser mit oder ohne den Zusaz von etwas Salmiac, befeuchte damit grosse leinene Tücher, und schlage dieselben um die benannten Theile. So oft als sie aber anfangen, warm zu werden, frische man sie von neuem wieder an, und fahre damit so lange fort, bis der Blutfluß aufhört. Sollte er dadurch wider alle Erwartung nicht gestillt werden, so müste man seine Zuflucht zu Einsprizungen in den Tragsack von kaltem Wasser mit etwas Essig, oder von einer schwachen Alaunauflösung nehmen.

Wenn ein Gebärmutterblutfluß sich bey einem Thiere einstellt, das kurz vorher geworfen hat, so hat derselbe, so lange er nicht sehr heftig ist, eben nichts bedenkliches. So wie sich die Gebärmutter nach und nach wieder zusammenzieht, hört auch er allmählig auf; und es wird dazu weiter nichts erfodert, als Ruhe und ein kühles Verhalten des Thiers. Ist er aber heftig und lange anhaltend, so ist er allerdings gefährlich, und kann den Tod des Thiers nach sich ziehen. Er hat seinen Ursprung entweder von irgend einem fremden Körper, der sich noch in der Gebärmutter befindet, und deren Zusammenziehung hindert; dahin rechne ich die noch zurückgebliebene Nachgeburt, wenn dieselbe sich nur zum Theil abgelöset hat, und zum Theil noch festsizt; ferner ein zurückgebliebenes Stück derselben, nachdem ein grosser Theil davon wirklich abgegangen ist; auch geronnene Blutklumpen, u. s. w. Oder von einer Art von Lähmung der Gebärmutter, vermöge welcher sie sich nicht zusammenziehen kann; oder auch von einer vorhergegangenen Gewalt bey Herausziehung der Frucht oder des Mutterkuchens, wobey dieses Eingeweide inwendig

verlezt ist; oder endlich gar davon, daß die Gebärmutter durch die starke Anstrengung bey der Geburt geborsten ist. In diesem lezten Falle ist gar keine Hülfe möglich, und der Tod des Thiers unvermeidlich. Rührt aber der Blutfluß von irgend einem fremden Körper her, der sich im Tragsacke befindet, so besteht das gewisseste Mittel, ihn zu stillen, darinn, daß man ihn so bald als möglich herausschaffe. Man bringe daher bey grossen Thieren, Stuten, Kühen u. s. w. die Hand behutsam in den Tragsack, löse den schon etwas abgesonderten Mutterkuchen mit Gelindigkeit ganz ab, oder fasse das zurückgebliebene Stück desselben, oder die in dem Tragsacke befindlichen Blutklumpen, und ziehe sie so heraus. Dabey gebe man dem Thiere etwas Bier oder Wein ins Saufen; so wird der Tragsack sich bald zusammenziehen, und der Blutfluß dadurch gestillt werden. Sollte hingegen das Thier noch nicht sehr erschöpft seyn, sondern noch Blut genug haben, so würde alles erhizende zu vermeiden seyn, und ihm statt des Biers oder Weins im Saufen bloß ein Mehltrank, oder Kleyenwasser etwas kalt gegeben werden müssen. Bey kleinern Thieren, bey denen die Hülfe mit der Hand, weil man sie ihnen nicht in die Gebärmutter hinein bringen kann, wegfällt, sucht man die Zusammenziehung der Gebärmutter und die Herausschaffung des Mutterkuchens oder des geronnenen Bluts durch die oben empfohlnen kalten Umschläge auf den Hinterleib, und allenfalls auch durch Einsprizungen zu bewirken. — Der Gebärmutterblutfluß bey einem Thiere, das eben geworfen hat, von einer sehr grossen Erschlaffung oder Lähmung dieses Eingeweides, ist immer sehr bedenklich. Indessen helfen hier oft ein fortgesezztes Reiben des Hinterleibes mit der blossen Hand, oder mit einem Strohwisch, einem wollenen Tuche und dergleichen, kalte Umschläge um den Hinterleib, und Einsprizungen in den Tragsack.

Der dritte und lezte Fall eines Gebärmutterblutflusses, welchen wir hier zu betrachten haben, ist derjenige, der sich bey Thieren während der Tragezeit ereignet, und der gefährlichste unter allen. Denn er hat nicht allein gewöhnlich das Verwerfen der Thiere, und den gewissen Verlust ihrer Jungen, sondern oft auch den Tod der Mutter mit zur Folge. Anlaß dazu können zwar fast alle diejenigen Ursachen geben, die oben bey dem Gebärmutterblutflusse nicht trächtiger Thiere angeführt worden sind, nemlich allerhand äusserliche Gewaltthätigkeiten; vielleicht auch ein heftiger Schrecken. Allein ein besonderer Umstand, der ihn hartnäckig machen kann, und daher unsere vorzügliche Aufmerksamkeit erheischt, ist der, daß hier insgemein eine geringere oder stärkere Lostrennung des Mutterkuchens vorhanden ist. Man muß daher, um das Uebel gehörig beurtheilen zu können, zuerst einige Finger, und endlich die ganze Hand, mit Oel beschmiert, in die Mutterscheide bringen, daraus das geronnene Blut entfernen, und dann den Muttermund untersuchen. Ist dieser noch fest, zusammengezogen und verschlossen, so hat die Verblutung keine Gefahr. Man darf nur einen Aderlaß vornehmen, kalte Umschläge von Wasser und Essig auf den Hinterleib und die Geburtstheile legen, und innerliche kühlende Arzneyen verordnen, wie oben beschrieben ist. Findet man hingegen, wie gemeiniglich geschieht, den Muttermund geöfnet, und das Blut aus dem Tragsacke fliessen, so zeigt dies deutlich eine Lostrennung des Mutterkuchens an, und dann ist das Uebel sehr bedenklich. Dieser befindet sich entweder im Grunde der Gebärmutter, oder an ihren Seitenwänden, oder oben an ihrem Halse. Lezteres erkennt man so wohl durch das Gefühl, als auch daran, wenn das Blut bey jedem Geburtsdrange, deren eine Menge zu erfolgen pflegen, stärker ausfließt; da hingegen, wenn der Mutterkuchen innerhalb der Gebärmutter festsizt, der Kopf der Frucht

nebst

nebst ihren Vorderpfoten sich während des Geburtsdran-ges gegen den Muttermund drückt, und das Bluten hindert. Ist der Kuchen nicht weit von der Oefnung des Muttermundes, und zwar nicht sehr beträchtlich los-getrennt, so kann man das Bluten mannigmal noch durch Leinwandläppchen, mit Essig befeuchtet, stillen, die man in die Scheide bis zum Muttermunde hineinbringt, oder auch durch kalte Einsprizungen von Essig, oder noch besser Wasser mit Vitriolsäure vermischt. Würde aber auch dieser Versuch fehlschlagen, oder fände man, daß der Mutterkuchen tief in dem Tragsacke sich losgetrennt hätte, so würde kein anderes Mittel übrig bleiben, als die Frucht gewaltsam von dem Thiere zu nehmen, und auf solche Art, wo möglich, noch sein Leben zu retten.

Gebärmutterbrand. Man sehe den folgenden Artikel.

Gebärmutterentzündung. Die Entzündung des Tragsacks, oder der Gebärmutter der Thiere giebt sich durch folgende Zufälle und Zeichen zu erkennen. Das kranke Thier ist sehr unruhig; legt sich bald nieder, und steht bald wieder auf, und sieht sich dabey beständig nach dem Hinterleibe um; es hat einen ungewöhnlich schnellen, und harten Puls, nebst einem kurzen und geschwinden Athem, und Flankenschlagen. Es frißt nicht, dagegen leidet es an einem nicht zu löschenden Durste, und seine Zunge ist ihm beständig trocken, oder mit einem schwärzlichen zähen Schleime überzogen. Es hat häufigen Drang zum Stallen und zum Misten, ohne daß einiger Abgang, oder doch mehr als wenige Tropfen Harn erfolgen. Dieser Drang ist nicht selten so stark, daß das Thier seine Bauchmuskeln sehr zusammenzieht, und solche Stellungen und Bewegungen annimmt, als wenn es werfen wollte. Die äussern Geburtstheile, die Schaam und der Eingang in die Mut-

terscheide sind ihm aufgeschwollen, widernatürlich roth und schmerzhaft. Selbst der Bauch schwillt ihm zuweilen auf, und ist so empfindlich, daß man ihn kaum anrühren darf. Fühlt man ihm mit der Hand, oder ein paar Fingern in den Mastdarm, so findet man den Tragsack geschwollen, und die Seitenwände der Mutterscheide brennend heiß. Seine immer zunehmende Angst sezt es in kalten Schweiß, zulezt stellen sich gar Zuckungen, und bey Hunden auch wohl Erbrechen ein. Es wird immer mehr entkräftet, bleibt endlich still liegen, und stirbt zulezt, wenn es keine Hülfe erhält, am kalten Brande.

Die meiste Zeit entsteht die Entzündung des Tragsacks, nachdem das Thier geworfen hat, entweder von der zurückgebliebenen Nachgeburt, oder von plözlich gehemmter Geburtsreinigung, durch Erkältung, kaltes Saufen, und dergleichen, oder von gewaltsamen Herausziehen der Frucht oder der Nachgeburt, und dabey geschehener Verlezung des Tragsacks und der Scheide; oder von stockendem und faul gewordenem Geblüte in dem Tragsacke, welches nach dem Werfen darinn zurückgeblieben ist. Indessen kann sie auch von andern Ursachen ihren Ursprung haben, z. E. vom gewaltsamen Belegen, wenn das männliche Thier eine zu grosse Ruthe hat. Uebrigens zeigt die Erfahrung, daß Ziegen, Säue, und Hündinnen ihr weit häufiger unterworfen sind, als Stuten, Kühe und Schafe, vielleicht weil erstere gewöhnlich mehrere Junge werfen, und folglich ihr Tragsack während der Tragezeit stärker ausgedehnt wurde.

Unter allen Entzündungskrankheiten ist diese fast die gefährlichste. Sehr selten bringt das damit behaftete Thier sein Leben daraus. In den meisten Fällen stirbt es am kalten Brande, und oft schon innerhalb vier und zwanzig Stunden. Etwas glücklicher ist ihr Ausgang in eine Vereiterung des Tragsacks, oder in dessen

Verhärtung. Allein auch in diesen beyden Fällen, von denen der leztere jedoch bey weiten der seltenste ist, erhält das Thier, wenn es auch am Leben bleibt, und nicht an der Auszehrung stirbt, doch nur eine schwächliche Gesundheit, und wird nie wieder so dauerhaft, als es vorher gewesen ist.

Um eine vollkommene Heilung zu Stande zu bringen, wende man aufs schleunigste alle diejenigen Mittel an, welche im Stande sind, die Entzündung zu zertheilen. Vor allen Dingen nehme man daher einen starken Aderlaß vor, und zwar aus einer weiten Oefnung, und so nahe als möglich dem Size der Krankheit; ja man wiederhole denselben sogar nach Befinden der Umstände noch einmal, wenn der erste nach vier und zwanzig Stunden noch keine Abnahme der Heftigkeit des Fiebers bewirkt hat. Selbst wenn auch das Thier bey seiner kurz vorhergegangenen Geburtsarbeit eine ziemliche Menge Blut verlohren hätte, dürfte man sich nicht abschrecken lassen, ihm noch eine Ader zu öfnen. Als äusserliche und örtliche Mittel wende man nicht allein zertheilende Bähungen, sondern auch erweichende Klistire an. Zu erstern kann man sich z. E. einer Abkochung von Eibischkraut (Althaea officinalis), Kamillen- (Matricaria chamomilla) und Hollunderblumen (Sambucus nigra), nebst etwas Leinsaamen, in Wasser bedienen, wovon man die warmen Dämpfe oft wiederholt an den Hinterleib des Thiers gehen läßt, nachdem es vorher mit einer Decke behängt worden ist. Auch könnte man wohl den Hinterleib des Thiers mit warmem Oel, worinn Kampher aufgelöst ist, fleissig reiben, und hernach jedesmal flanellene Tücher in obige Flüssigkeit eingetaucht warm darüber legen. Zu den Klistiren, deren man wenigstens alle vier bis fünf Stunden eins geben muß, nehme man zwey Hände voll Käsepappeln (Malva rotundifolia) und zwey Loth Leinsaamen, lasse es mit zwey Quartier Wasser eine halbe Stunde

lang kochen, und mische, nachdem die Flüssigkeit durchgeseihet ist, ein halbes Loth Salpeter und vier Eßlöffel voll Honig dazu. — Ausser diesen äusserlichen Mitteln ist aber auch der Gebrauch innerlicher entzündungswidriger Mittel eben so nothwendig. Man gebe zu diesem Behuf dem Thiere kühlende Tränke von Kleyenwasser mit Salpeter und Honig, oder von einer Abkochung von Eibischwurzel mit Weinsteinrahm, und zugleich alle zwey Stunden einen Eßlöffel voll von einem Pulver aus acht Loth weisser Magnesie, zwey Loth Salpeter und einem halben Quentchen Kampher, mit süssen Mandeln abgerieben. — Nachdem durch die glückliche Anwendung dieser Mittel die Entzündung sich zertheilt hat, und die Krankheit gehoben worden ist, so wird zur völligen Genesung des Thiers hernach weiter nichts mehr erfodert, als daß man ihm noch einige Tage hindurch einen stärkenden Trank gebe, um ihm seine verlornen Kräfte wieder herzustellen. Dazu bedient man sich am besten einer Abkochung der Chinarinde, oder wenn diese zu theuer ist, der Rinde des wilden Kastanienbaums (Aesculus hippocastanum) in Wasser.

Sollte aber aller angewandten Mühe ohngeachtet die Entzündung in Eiterung übergehen, und ein Ausfluß von Eiter aus der Mutterscheide darauf erfolgen, so bliebe weiter nichts zu thun übrig, als fleissig lindernde und die Schärfe einhüllende Einsprizungen in die Gebärmutter zu machen, wozu man sich etwa eines Gerstendecocts mit etwas Honig bedienen könnte. — Ein schlimmer Ausgang ist, wie schon oben angeführt worden, der Uebergang der Entzündung in den Brand. Man erkennt denselben daran, wenn die heftigen Zufälle auf einmal nachlassen, und aus der Mutterscheide ein Ausfluß einer stinkenden starken Jauche erfolgt. Die meiste Zeit ist alsdann nichts weiter zur Rettung des Thiers anzufangen. Um inzwischen doch nichts unversucht zu lassen, kann man, so lange man noch die

geringste Möglichkeit zu seiner Erhaltung sieht, oft wiederholt lauwarme Einsprizungen von einer Chinaabkochung, etwa von zwey Loth in zwey Pfund Wasser bis auf den vierten Theil eingekocht, anwenden, und dabey dem Thiere innerlich etwa alle vier Stunden ein Pulver aus einem halben Loth China und einem halben Quentchen Salmiac mit Wasser eingeben. Denn manchmal hilft sich die Natur noch, und sondert von der inwendigen Fläche der Gebärmutter die durch den Brand verdorbene Haut ab, da denn durch die Einsprizungen eine gutartige Eiterung hervorgebracht, und die Substanz der Gebärmutter gegen den weitern Fortgang des Brandes verwahrt wird. — Von dem Ausgange dieser Entzündung in eine Verhärtung, sehe man den Artikel Skirrhus.

Gebärmuttergewächs, Gebärmutterpolyp. So nennt man einen weichen, birnförmigen, unschmerzhaften, oft fleischichten, zuweilen speckartigen, aus dem Tragsacke, oder dessen Scheide hervorragenden Auswuchs. Gewöhnlich entspringt er aus dem Grunde des Tragsacks, selten aus der inwendigen Seite seines Halses, und noch viel seltener aus dem untern Rande des Muttermundes. Der Polyp der ersten Gattung, so lange er noch im Tragsacke verborgen ist, wächst sehr langsam, und ist, zumahl wenn er noch klein ist, nicht leicht zu erkennen. Jedoch verräth er sich oft auch in diesem Zeitraum schon, durch starke Blutungen, da man denn veranlaßt wird, durch die Mutterscheide hineinzufühlen, und ihn so entdeckt. So wie er grösser wird, dehnt er den Tragsack mehr aus, und öfnet auch den Muttermund, um durch denselben hervor in die Mutterscheide zu dringen. Hier fängt er nun an, schneller zu wachsen, und vielmehr Beschwerden zu erregen, als bisher. Durch seinen Druck auf die Harnblase und den Mastdarm verhindert er mehr

oder weniger das Stallen oder das Misten. Das Thier kann nicht gut davor gehen, und vorzüglich erregt er häufig starke Blutungen, die es aufs äusserste entkräften; oder wenn kein Blut erfolgt, so verursacht er doch einen starken Ausfluß von schleimichten und wässerichten Feuchtigkeiten, wodurch es ebenfalls sehr von Kräften kommt. Nach einiger Zeit dringt er auch aus der Mutterscheide hervor, und die von ihm erregten Beschwerden werden noch grösser. Denn durch seine Schwere zieht er den Grund des Tragsacks nach sich, und bewirkt eine Umkehrung dieses Eingeweides, welche dem Thiere ein schmerzhaftes Ziehen im Hinterleibe verursacht, so daß es noch kaum aus der Stelle gehen kann. Durch seinen Druck auf den Harngang erschwert er das Stallen dergestalt, daß oft eine wirkliche Harnverhaltung daraus entsteht. Und nicht selten wird er durch die beständige Verunreinigung vom Miste, und durch äusseres Reiben entzündet, schmerzhaft und schwürend. — Von einem Gebärmuttervorfalle läßt sich dergleichen Auswachs bey einiger Aufmerksamkeit leicht unterscheiden. Denn dieser ist nicht allein weicher und weniger empfindlich, als der vorgefallene Tragsack, sondern auch unten breiter und oben schmaler, da hingegen lezterer eine ganz entgegengesezte Gestalt hat. Auch läßt sich der Gebärmuttervorfall leicht zurück drücken, welches mit dem Polypen nicht angeht, und zugleich, so bald man es versucht, dem Thiere heftige Schmerzen verursacht. Nur mit einem vollkommenen Vorfalle des Tragsacks, wobey derselbe umgekehrt ist, und ganz aus der Schaam hervorhängt, könnte er allenfalls verwechselt werden. Denn in diesem Falle hat jener eben so wie dieser die Gestalt einer umgekehrten Birn, und ist unten dick und oben dünn. Allein ein solcher Vorfall des Tragsacks ereignet sich gemeiniglich nicht anders, als nachdem das Thier kurz vorher geworfen hat; fehlt also diese Gelegen-

heitsursache, so kann man auch einen so starken Gebärmuttervorfall nicht vermuthen. Ferner wird bey diesem oben zunächst in der Mutterscheide der umgekehrte Tragsack von einer Falte oder einem Kranze umgeben, welches der Muttermund ist; bey dem Polypen aber nimmt man eine solche Falte nicht wahr. Noch mehr, der Fuß des Polypen ist hart und fest anzufühlen; hingegen der obere dünnere Theil des Tragsacks weich und welk, weil er hohl ist.

Was die Ausrottung der Gebärmuttergewächse anbetrift, so findet das Ausreissen derselben wegen der zu befürchtenden gefährlichen Verlezungen des Tragsacks und der darauf folgenden starken Verblutungen nicht statt. Doch haben einige derselben zuweilen einen so dünnen Stiel, daß man sie leicht abdrehen kann. Sonst ist das bequemste Mittel, sie auszurotten, die Unterbindung, und diese findet hier weniger Schwierigkeiten, als bey den Nasenpolypen. So lange als der Polyp im Tragsacke liegt, kann er nicht unterbunden werden, sondern man muß damit so lange warten, bis er in die Mutterscheide vorgedrungen ist. Man bedient sich dazu zwey silberner etwas gekrümmter Röhren, die unten vermittelst daran gelötheter und in einander greifender hohler Cylinder und eines durch sie zu steckenden Stifts an einander so zu befestigen sind, daß sie fast die Gestalt einer Zange haben. Durch Hülfe dieses Instruments, durch welches man einen starken hanfenen Bindfaden gezogen hat, bringt man eine hinlänglich grosse Schlinge um die Wurzel des Polypen, und schnürt dieselbe ein. Alsdann zieht man von einem Tage zum andern die Schlinge fester an, und fährt damit so lange fort, bis sich der Polyp absondert. So bald die Unterbindung angelegt ist, schwillt der Polyp auf, entzündet sich, und wird schmerzhaft; oft verursacht er Verhaltung des Harns und Leibesverstopfung, da man denn zur Anwendung des Catheters und der Klistire seine Zuflucht

nehmen muß. Nach einigen Tagen aber wird es welk und faul, und jene Zufälle verlieren sich. Sollten aber diese Beschwerden zu lange anhalten, so kann man zur Abkürzung derselben, nachdem die Unterbindung einige Tage gelegen hat, versuchen, den Polypen vermittelst einer krummen Zange vollends abzudrehen. Denn da er an der Stelle der Unterbindung zusammengeschnürt und zum Theil bereits abgesondert ist, so geht ein solches behutsam unternommenes Abdrehen oft ganz leicht, und ohne eine bedenkliche Verblutung von statten. Die Entzündung und Schwärung, welche am Ende der Cur durch die faule Jauche etwa in der Mutterscheide hervorgebracht worden ist, wird nach geschehener Herausziehung des Polypen leicht durch dienliche Einspritzungen gehoben.

Gebärmutterschnitt. Man sehe den Artikel Bauchschnitt.

Gebärmutter, Gebärmutterscheiden-Vorfall. So wohl der Tragsack, als dessen Scheide können vorfallen, und der Vorfall des erstern ist entweder vollkommen, oder unvollkommen. Der vollkommene Gebärmuttervorfall ist leicht daran zu erkennen, daß dann der Tragsack ausser der Mutterscheide hervorragt, und diese zugleich mit umgekehrt ist, und an beyden Seiten einen Sack bildet. Bey einem unvollkommenen Gebärmuttervorfall hingegen ist dieses Eingeweide ohne Umkehrung und zwar mit dem Muttermunde vorgefallen, so daß es dabey noch in der Scheide ist. Bringt man hier einen oder ein paar Finger, oder nach Befinden der Umstände die ganze Hand in die Mutterscheide hinauf, so fühlt man ganz deutlich den vorgedrängten Muttermund in der Mitte, und darneben die Falten des vorgefallenen Tragsacks. Der Vorfall der Mutterscheide endlich besteht darinn, daß

die Häute ihrer Seitenwände wegen einer widernatürlichen Erschlaffung sich verlängert haben, rund herum hervorragen, und ausserhalb der Schaam eine Geschwulst bilden, die in ihrer Mitte eine Oefnung hat. — Ein Vorfall des Tragsacks kann, weil dieses Eingeweide durch starke Bänder in seiner natürlichen Lage gehalten wird, nicht anders entstehen, als durch eine sehr schwere Geburtsarbeit, oder durch unvernünftige Hülfe des Viehwärters bey dem Werfen eines Thiers, nemlich durch gewaltsames Herausziehen der Frucht, oder der Nachgeburt. Der Vorfall der Mutterscheide hingegen kommt gewöhnlich bey Thieren vor, die sehr oft Junge zur Welt gebracht haben, und ist eine Folge der örtlichen Erschlaffung.

An und für sich sind diese Uebel nicht gefährlich, wenn sie nicht zugleich mit Entzündung begleitet sind. Ist aber eine Entzündung des vorgefallenen Theils dabey, und dieser daher sehr aufgeschwollen, daß er nicht bald wieder eingebracht werden kann, so kommt leicht der kalte Brand dazu, der dem Thiere den Tod zuziehen kann. Aber wenn auch der vorgefallene Theil sich gut wieder einbringen läßt, und das Leben des Thiers dabey nicht in Gefahr geräth, so wird dieses doch auf die Zukunft leicht unbrauchbar, weil es oft schwer hält, dem vorgefallenen Theile seine vorige Haltung wieder zu verschaffen, und das Uebel daher durch irgend eine starke Bewegung, ja selbst durch den geringsten Drang beym Misten wieder kommt.

Das Wiedereinbringen des vorgefallenen Theils, wenn derselbe nicht entzündet und stark verschwollen ist, geht gewöhnlich leichter von statten, als man es sich vorstellen sollte. Man nehme nur ein feines leinenes Tuch, befeuchte es mit warmer süsser Milch, und drücke damit gelinde gegen den Vorfall, um ihn so zurück zu schieben. Alsdann bringe man einen oder ein paar mit Oel oder ungesalzener Butter beschmierte Finger,

oder auch nach Befinden der Umstände die ganze Hand hinein, um den Theil so wieder in seine natürliche Lage zu bringen, und die etwa zurückgebliebenen Falten in der Scheide gelinde anzudrücken. Ist aber der vorgefallene Theil stark geschwollen und entzündet, so muß man die Geschwulst erst zertheilen, ehe man an das Wiedereinbringen denken kann. Man bedient sich dazu erweichender Klistire, und warmer Bähungen auf den leidenden Theil von einer Abkochung erweichender Kräuter in Milch. Ein gleiches gilt, wenn schon wirklich der Theil etwas brandig ist, indem alsdann die Natur oft noch das verdorbene von dem gesunden absondert, und der Brand nicht weiter um sich greift. Wäre jedoch die Entzündung und Geschwulst schon so stark, daß man ihre Zertheilung durch jene Mittel zu bewirken nicht hoffen könnte, sondern ihren Uebergang in den kalten Brand befürchten müste, so könnte man allenfalls seine Zuflucht noch zu flachen Einschnitten in die Geschwulst, und zu Umschlägen oder Bähungen von einer Chinaabkochung nehmen.

Nachdem der vorgefallene Theil glücklich wieder eingebracht worden ist, so kommt es nun darauf an, ihn auch in seiner Lage zu erhalten. Hierinn besteht der schwerste Theil der Cur. Einige Thierärzte wollen, daß man die äussern Schaamlefzen zusammennähen, und auf solche Art einen neuen Vorfall verhindern soll. Allein wer sieht nicht die Unzulänglichkeit dieses Mittels ein? Wie können wohl ein paar Nadelstiche durch die äussern Schaamlefzen dem Vorfallen des Tragsacks, und dem damit verbundenen starken Drängen des Thiers widerstehen? Und gesezt, daß sie auch nicht ausrissen, sondern das Hervordrängen des Tragsacks ausserhalb der Schaam zurück hielten, so sind sie doch nicht im Stande, das Vorfallen desselben bis in die Mutterscheide zu verhindern. Mithin wird dem eigentlichen Uebel dadurch auf keine Weise abgeholfen; ja ich zweifele

sogar, ob dieses Mittel einmal bey einem blossen Vorfall der Mutterscheide von einigem Nuzen seyn könne? Ein anderer Vorschlag, die zurückgebrachte Gebärmutter, oder Mutterscheide in ihrer Lage zu erhalten, besteht in folgendem: Man soll eine grosse Ochsenblase, aus welcher die Luft herausgelassen worden, mit lauwarmem Wasser weich und geschmeidig machen; alsdann ein Fingerdickes und etwa drey Spannen langes hölzernes Stäbchen, welches an der Spize gewölbt zugeschnitten ist, in dieselbe bis auf ihren Grund hineinstecken, und sie damit so tief in den Tragsack hineinschieben, daß nur noch ein paar Queerfinger langer Theil von ihrem Halse ausserhalb der Schaam zu sehen sey. Nachdem die Blase auf solche Art in den Tragsack hineingebracht ist, so soll man das Stäbchen, dessen man sich zu ihrem Hineinbringen bedient hat, herausziehen, statt desselben eine eben so lange Röhre hineinstecken, und dadurch die Blase stark aufblasen, unterdessen, daß ein Gehülfe ihren Hals fest zubindet. Diese auf solche Weise mit Luft ausgedehnte Blase soll man zehn bis zwölf Tage lang in dem Tragsacke lassen, damit unterdessen seine Bänder wieder einige Stärke erlangen. Alsdann aber soll man sie wieder herausnehmen, nachdem man die Luft aus ihr wieder herausgelassen hat, und nun noch zur Stärkung des Tragsacks einige Tage lang Einsprizungen von zusammenziehenden Mitteln in denselben machen. Allein auch dieses Mittel, so sinnreich es auch ausgesonnen ist, leistet keinesweges das, was man sich davon verspricht. Nicht einmal zu gedenken, daß eine sehr grosse Ochsenblase dazu erfodert werden würde, dergleichen gewiß nirgends zu finden ist, um von der äussern Schaam durch die Mutterscheide bis hinten in den erst kurz vorher trächtig gewesenen Tragsack einer Kuh oder Stute zu reichen, und wenn sie aufgeblasen ist, dessen ganze Höhle auszufüllen; so ist auch leicht zu begreifen, daß die durch Luft ausgedehnte Blase in dem Tragsacke eben die Wirkung her-

vorbringen muß, welche ein jeder fremder Körper in diesem Eingeweide hervorbringt, nemlich ein gewaltsames Zusammenziehen desselben, und ein Drängen von gleicher Art, wie der bekannte Geburtsdrang bey werfenden Thieren ist; und folglich, ehe man es sich versieht, die Blase aus dem Tragsacke wieder herausgedrängt werden wird. Nicht einmal bey einem blossen Mutterscheidenvorfalle einer Kuh, wogegen ich dieses Mittel anwenden ließ, that es die erwünschte Wirkung, sondern so oft als die Blase in die Mutterscheide hineingebracht und aufgeblasen wurde, bekam das Thier ein unwillkürliches Drängen, und drückte sie samt der Mutterscheide wieder heraus.

Das einzige Mittel, das uns daher noch übrig bleibt, nach geschehenem Wiedereinbringen des Tragsacks oder dessen Scheide, dieselben in ihrer Lage zu erhalten, besteht also in wiederholten Einsprizungen zusammenziehender Flüssigkeiten; z. E. einer Abkochung von zwey Handvoll Tormentillwurzel (Tormentilla erecta), einer Hand voll grünen Eichenlaubes, oder in dessen Ermangelung, zwey Loth Eichenrinde, und vier Loth gedörrter Heidelbeeren in einem Quartier Wasser und halb so viel Essig, oder wenn man lieber will, rothen Wein. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß das Thier während der Cur so wohl, als noch einige Zeit nachher ruhig im Stalle stehen, und vor allen heftigen Bewegungen in Acht genommen werden muß; auch dabey weder ein zu trockenes Futter, wodurch bey ihm Hartleibigkeit zuwege gebracht werden könnte, noch lauwarme und ölichte Tränke bekommen darf, welche die schon zu sehr geschwächten Theile noch mehr erschlaffen würden.

Gebärmutterwassersucht. Eine Wassersucht im Tragsacke kann auf zweyerley Art entstehen. Entweder sickern die Feuchtigkeiten nach und nach

in diese natürliche Höhle, oder es entstehen darinn Wasserblasen aus dem zellichten Gewebe, oder von unbefruchteten Eyern, wovon der Tragsack ausgedehnt wird. Oft kann eine solche Wassersucht, zumahl im Anfange, dem Thiere das Ansehen geben, als wenn es trächtig wäre. Allein in der Folge zeigt sich der Irrthum zu seinem grossen Nachtheile, und zwar insgemein erst dann, wann es schon zu spät ist, ihm noch zu helfen. So lange als das Uebel noch nicht sehr weit gekommen ist, hält es sehr schwer, es sicher zu erkennen. Wann aber der Tragsack schon einen beträchtlichen Umfang erlangt hat, das Thier stark aufgeschwollen ist, einen schwerfälligen Gang hat, alle Augenblick, aber jedesmal nur wenig stallt, beständig sehr durstig ist, und dabey allmählig abzehrt, so kann man es ziemlich gewiß vermuthen. Aller Zweifel verschwindet aber alsdann, wenn man nun durch hineinfühlen in den Mastdarm und in die Mutterscheide den Zustand des Tragsacks genau untersucht, eine zwar nicht starke, aber doch auch nicht ganz undeutliche Schwappung in demselben wahrnimmt, und gar das Wasser wegen seiner zu starken Ausdehnung bereits aus der Schaam auströpfeln sieht.— Was die Cur dieser Wassersucht anbetrift, so kann man sich zur Herausschaffung des Wassers, wenn es sich frey in der Höhle des Tragsacks befindet, eines Catheters bedienen, den man durch den Muttermund in dieselbe hineinbringt. Ist aber das Wasser in besondern Blasen eingeschlossen, so ist es nicht so leicht, es herauszuschaffen; man müste denn den Muttermund allmählig erweitern, und durch einen hineingebrachten Trocar die Blasen behutsam öfnen können. Wegen der weitern Cur dieser in allem Betracht bedenklichen Krankheit sehe man den Artikel Wassersucht nach.

Gebärmutterzerreissung. Dieses Uebel kann sich nicht wohl anders ereignen, als während

der Tragezeit des Thiers, oder bey dem Werfen. Denn ausser der Tragezeit liegt der Tragsack im Hinterleibe zwischen der Blase und dem Mastdarme so gut verwahrt, daß so leicht keine äusserliche Gewalt auf ihn wirken kann. Ist hingegen dieses Eingeweide in seinem trächtigen Zustande sehr stark ausgedehnt, und besonders gegen das Ende der Tragezeit fast gar keiner stärkern Ausdehnung mehr fähig, so kann durch eine äusserliche Gewaltthätigkeit, als Schlagen, Stossen, oder durch eine zu starke Anstrengung beym Ziehen, durch das Tragen einer schweren Last, und selbst während des Werfens durch einen heftigen Geburtsdrang, zumal wenn die Frucht eine widernatürliche Lage hat, ein Zerreissen oder Borsten des Tragsacks erfolgen. Nur läßt sich bey einem solchen Unglücksfalle zur Rettung des Thiers nichts thun. Es ist unwiederbringlich verlohren, indem es entweder an der Verblutung, oder an der Entzündung und dem bald darauf folgenden kalten Brande des Tragsacks stirbt. Wenn man ihn frühe genug gewahr wird, welches aber nicht immer der Fall ist, weil man von einer solchen Zerreissung des Tragsacks kein gewisses Kennzeichen hat, als allenfalls in dem einen Falle, wann die Frucht durch einen sehr grossen Riß in die Bauchhöhle fällt, und daselbst eine widernatürliche Geschwulst bildet, so thut man am besten, das Thier gleich zu tödten, um noch einigen Nuzen davon zu ziehen, und zugleich die noch lebende Frucht von ihm zu nehmen, die dadurch vielleicht noch gerettet werden kann.

Gedärmentzündung, ist im Artikel Darmentzündung abgehandelt.

Gedärmnath, davon sehe man den Artikel Nath.

Gedärmverwickelung, Verschränkung der Gedärme. Dieses Uebel, welches darinn besteht, daß sich ein Theil eines Darms in den andern hineingeschoben hat, ist eben so schwer zu erkennen, als zu heilen. Die Folgen davon sind hartnäckige Leibesverstopfung und hernach die Darmgicht, oder das Miserere. Nur erst wenn diese daraus entstanden sind, und man keinen Grund hat, irgend einer andern Ursache sie zuzuschreiben, (man sehe den Artikel Darmgicht) kann man eine Verschränkung der Gedärme im Verdacht haben. Könnte man sie frühzeitig genug erkennen, so würde der kürzeste und sicherste Weg, sie zu heben, darinn bestehen, daß man eine Oefnung in den Bauch schnitte, und die verwickelten Gedärme wieder in ihre natürliche Lage brächte. Diese Operation würde gar nicht schwer, und mit keiner so grossen Gefahr verknüpft seyn, als die Darmgicht. — Sonst hat man auch angerathen, dem Thiere eine beträchtliche Menge lebendiges Queckfilber, z. E. einem Pferde bis zu zwey Pfund einzugeben, damit dieses durch seine Schwere die Gedärme wieder auseinander zöge. Allein auch der Gebrauch dieses Mittels ist nicht ohne Gefahr, zumal wenn schon eine anfangende Entzündung in den Gedärmen ist. Durch seinen starken Druck kann das Queckfilber die Entzündung eher vermehren, und wohl gar die Gedärme zerreissen. Am besten würde man in einem solchen verzweifelten Falle noch wohl thun, wenn man dem Thiere eine Menge frisches Oel eingebe, oft wiederholte kalte Umschläge auf den Hinterleib anwendete, und fleissig reizende, besonders Tobacks- oder auch Tobacksrauchs-Klistire sezte.

Gedärmwunden. Geringe Verwundungen der Gedärme, wobey dieselben noch im Hinterleibe in ihrer natürlichen Lage geblieben sind, kann man sicher der Natur überlassen, da die Erfahrung lehrt,

daß dieselben bey einer guten Diät und einem ruhigen Verhalten des Thiers, und gehöriger Anwendung entzündungswidriger Mittel von selbst wieder heilen. Ein anderes ist es aber mit grössern Gedärmwunden. Hier ist die Gefahr desto grösser, je grösser die Verwundung ist, und je näher sie sich nach dem Magen hinauf befindet. Liegt der verwundete Darm noch im Hinterleibe, so erkennt man theils aus der Lage und Richtung der Verwundung, theils an dem Ausflusse, was für ein Darm verlezt sey. Die Verwundung eines dünnen Darms giebt sich nemlich durch den ausfliessenden Milchsaft, der immer mehr ins gelbe fällt, je näher die Wunde dem Zwölffingerdarm ist, hingegen die Verwundung eines dicken Darms durch das Herausbringen von wirklichem Mist, oder das Herausfliessen einer wie Mist riechenden Jauche zu erkennen. Man muß, wenn die äussere Wunde am Bauche nicht groß genug ist, dieselbe gehörig erweitern, um den verwundeten Darm heften zu können. (Man sehe Darmnath, Kürschnernath im Artikel Nath.) Hängt hingegen der verwundete Darm aus der Bauchwunde heraus, so muß er sorgfältigt gereinigt und untersucht werden, ob ausser der Verwundung noch andere Verlezungen daran seyn, da man das ganz verdorbene lieber ganz wegschneidet, den Darm durch die Nath wieder vereinigt, und ihn dann behutsam in die Bauchhöhle hineinschiebt. Man sehe das weitere in dem Artikel Bauchwunden.

Geflecht. Man sehe die Artikel Flechten und Grind.

Gegenbruch, Gegenspalt, Gegenstoß, nennt man die Wirkung, welche von einem Schlage, Stosse, Sturz, oder sonst irgend einer äusserlichen Gewalt an einem von der getroffenen Stelle

mehr

mehr oder weniger entfernten Orte hervorgebracht wird. Ob er sich gleich eigentlich an allen Theilen des thierischen Körpers ereignen kann, so ist ihm doch am gewöhnlichsten der Kopf ausgesezt, und gerade hier ist er in Betracht seiner Folgen am gefährlichsten, und zugleich am schwersten zu erkennen. — Der Gegenstösse am Kopfe giebt es zweyerley Arten, nemlich Gegenstösse der Hirnschale, wobey die Hirnschalenknochen durch Brüche oder Spalten verlezt sind, und Gegenstösse des Gehirns, oder Gehirnerschütterungen, bey denen das Gehirn, dessen Häute und Gefässe eine Verlezung erlitten haben. Von leztern ist hier die Rede nicht, sondern man sehe den besondern Artikel Gehirnerschütterung darüber nach. — Es lassen sich überhaupt nur fünferley Gattungen von Gegenstössen der Hirnschale denken: 1.) wenn der getroffene Knochen an einem andern Orte neben dem Punkte des Schlages gespalten ist; 2.) wenn die von der getroffenen Stelle mehr oder weniger entfernten Näthe sich erweitert haben; 3.) wenn an der auswendigen Tafel des getroffenen Knochens keine Verlezung zu sehen, dagegen die inwendige Tafel desselben gespalten ist; 4.) wenn der getroffene Knochen dem Schlage widerstanden, aber dagegen derjenige, mit dem er vereinigt ist, einen Riß bekommen hat; und 5.) endlich, wenn der Bruch an einem dem getroffenen ganz entgegengesezten Knochen erfolgt ist.

Ein Gegenstoß der Gehirnschale ist, wie schon angezeigt worden, oft sehr schwer zu erkennen; indessen hat man, ausser den Zufällen, die er mit andern Kopfverlezungen gemein hat, noch einige besondere Kennzeichen, aus denen der Thierarzt auf seine Gegenwart schliessen kann; z. E. wenn das verwundete Thier den Kopf auf die eine Seite hängen läßt, wenn es mit einer Pfote oft wiederholt über eine und ebendieselbe Stelle am Kopfe hinfährt; oder sie öfters an irgend etwas reibt. Ferner erkennt er ihn durch das Bluten aus der

Nase, oder dem Maule, und aus den Ohren; durch die Lähmung auf der Seite, wo sich der Gegenstoß befindet, und endlich durch eine Geschwulst, worunter sich der Gegenstoß vermuthen, und der Siz des Uebels finden läßt. — Nachdem er sich von der Beschaffenheit des Schlages oder Stosses, und von den beschriebenen Umständen gehörig unterrichtet hat, so muß er untersuchen, ob eine Wunde, Quetschung, oder ein Knochenbruch an der getroffenen Stelle dabey sey, und in diesem lezten Falle sogleich das Hirnschalenbohren (man sehe diesen Artikel) unternehmen. Lassen nach dieser Operation die Zufälle nicht merklich nach, sondern dauern sie mit derselben Heftigkeit fort, so kann er sicher an einem andern Orte einen Knochenbruch vermuthen. Allein nun kommt es darauf an, den wahren Siz des Uebels zu entdecken, und ein zweytes jezt durchaus nöthiges Hirnschalenbohren nicht aufs Gerathewohl zu unternehmen. So bald als er den ganzen Kopf sorgfältig von Haaren oder Wolle entblößt hat, untersucht er genau, ob irgend ein Theil desselben röther oder mehr empfindlich sey, und ob sich irgendwo eine wassergeschwulstähnliche Erhöhung zeige? An einer solchen Stelle macht er sodann einen Einschnitt, um zu erfahren, ob ein Bruch oder Spalt da sey; in welchem Falle dann durch die Zusammenkunft dieser Zufälle der Ort zum zweyten Hirnschalenbohren untrüglich bestimmt wird. Ueberhaupt müssen, wenn nach einer äusserlichen Gewalt, besonders nach einem Schuß, auf der Haut eine Quetschung, unterlaufenes Blut, oder ein brandiger Fleck zu sehen ist, oder wenn die Bedeckungen zusammen geschrumpft sind, gleich Anfangs Einschnitte gemacht werden, damit die Beschaffenheit der Hirnschalenhaut und des darunter liegenden Knochens erkannt, und das Anbohren zur rechten Zeit vorgenommen werden könne. — Ja selbst, wenn man auch an keinem Theile des Kopfs eine Wunde, eine Quetschung, einen Knochenbruch u. s. w. findet, und dennoch die Zufälle nach

Anwendung der gewöhnlichen Mittel mit gleicher Heftigkeit fortdauern, so darf man sich, einiger Anzeigen von Besserung ohngeachtet, mit keinem guten Ausgange schmeicheln, und sich nicht durch eine kurze Ruhe und die abwechselnd auf einander folgenden schlimmen Zufälle irre führen lassen, sondern muß ohne Zeitverlust das Hirnschalenbohren an dem Orte vornehmen, der sich aus den Folgen erkennen läßt, wenn man auf die angegebenen Regeln genau achtet, weil diese den Siz der Krankheit gewiß bestimmen. Die übrige Behandlung sehe man in dem Artikel von den Kopfverlezungen.

Gehirnbruch. Dieses nicht häufig vorkommende Uebel, welches Thiere hin und wieder auf die Welt mitbringen, und selbst noch im Alter bey sich tragen, besteht darinn, daß durch eine widernatürliche Oefnung in der Hirnschale ein Theil des Gehirns nebst seinen Häuten hervortritt, die äussern Bedeckungen des Kopfs erhebt, und so eine begränzte Geschwulst am Kopfe bildet. Man erkennt es leicht daran, daß man an dem Umfange der Geschwulst unter der Haut eine runde Oefnung fühlt, deren Rand knochicht ist, und daß die gemeinschaftlichen Bedeckungen derselben ihre natürliche, und eine mit den neben ihr liegenden Theilen gleiche Farbe haben. Insbesondere aber giebt ein Klopfen in der Geschwulst, welches mit dem Pulse des Thiers übereinkommt, ein ganz untrügliches Kennzeichen ab. Nur kann dieses Klopfen auch manchmal undeutlich, oder wohl gar nicht zu fühlen seyn, wenn nemlich in der Geschwulst nicht bloß ein Theil des Gehirns, nebst seinen Häuten, sondern auch noch Wasser oder Eiter enthalten ist. — Die Heilung ist schwer, aber doch nicht ganz unmöglich. Wenn man durch Auflegung dicker mit dem besten Weingeiste befeuchteter Bäuschgen, die man mit einer gehörig angelegten Binde auf der Geschwulst befestigt, einen beständigen gelinden, und allmählig etwas

verstärkten Druck auf dieselbe anbringt, so vergeht sie nach und nach, und die Oefnung im Knochen wächst zu. Sollte etwa zugleich Wasser darinn seyn, so müste dieses vorher erst durch einen Einschnitt ausgeleert werden, indem es nicht allein das Gehirn erschlaffen, sondern auch den äussern Druck verhindern würde, auf das Gehirn zu wirken.

Gehirnentzündung, Hirnwuth, Tobsucht, hiziges Kopffieber. Ausser den allgemeinen Kennzeichen der Entzündungsfieber (man sehe diesen Artikel), nemlich dem geschwinden und zugleich harten Pulse, der Trockenheit und Hize des Mauls, dem Ueberzuge von weissem zähen Schleime auf der Zunge, der allgemeinen trockenen Hize über den ganzen Leib, und dem damit im Anfange abwechselnden gelinden Schauder, wobey besonders die Ohren und die Nase kalt anzufühlen sind, unterscheidet sich diese heftige Krankheit durch folgende Zufälle: Das Thier ist anfangs traurig, läßt den Kopf hängen, oder stüzt denselben mit dem Maule in die Krippe; es ist unlustig, läßt sich nicht locken, nur ungern treiben; sein Gang ist taumelnd. Es läßt wenig Harn, und der wenige, der ihm abgeht, ist ganz wässericht. Sein Mist ist ungewöhnlich trocken und hart. Die Beine sind ihm kalt, dahingegen der Kopf und Hals, und beym Rindvieh auch die Hörner mehr heiß anzufühlen. Der Puls an erstern ist zwar geschwind und hart, aber an den Schläfen ist er viel voller. Wenn das Thier auch im Anfange noch sauft, so bezeugt es doch in der Folge, ungeachtet seiner grossen Hize und Trockenheit im Maule, einen Ekel gegen alles Saufen. Anfangs sind ihm die Augen trübe und starr, jedoch dabey immer voll Wasser; so wie aber die Krankheit mehr zunimmt, werden dieselben funkelnd, trocken und roth, und können das Licht nicht ertragen. Das Thier fängt nun an, sich wild umzusehen. Die Adern

am Kopfe schwellen ihm stark auf; die Schleimhaut in der Nase wird sehr roth, die Zunge ganz schwarz. Die Pferde stemmen in dieser Periode der Krankheit den Kopf mit der Stirn gegen die Wand, stehen so einige Zeit unbeweglich, daß keine Gewalt sie aus dieser Stellung bringen kann; aber ehe man es sich versieht, fangen sie an, zu schnauben, reissen sich rasend von der Halfter los; und hauen, schlagen, beissen um sich, u. s. w. — Das Rindvieh hält den Kopf ungewöhnlich hoch, schlägt ihn gegen die Wände, und brüllt fürchterlich. — Die Schweine beissen um sich, und fahren ohne Unterlaß begierig in ihr Futter, aber ohne begierig davon zu fressen. — Die Schafe taumeln hin und her, fallen oft nieder, und bekommen Zuckungen. — Die Hunde laufen äusserst schnell; schwanken dabey hin und her, und bellen unaufhörlich. — Dieser Anfall der Raserey dauert bey dem einen Thiere kürzere, bey dem andern längere Zeit, von einer Viertelstunde, bis zu drey oder vier Stunden. Alsdann wird es still, und nimmt seine vorige Stellung wieder an. Nach einiger Frist fängt es aber von neuem an zu toben, und so dauert das abwechselnd fort, bis es zulezt nach zweymal vier und zwanzig Stunden sich ganz ruhig niederlegt, ihm die Augen trübe werden, aus diesen und der Nase eine zähe, häßlich riechende Materie fließt, und es nun seinen Geist aufgiebt. — Bey den Pferden kann diese Krankheit von Ungeübten mit dem Koller verwechselt werden. Wer aber auf ihren ganzen Verlauf, auf die schnelle Zunahme ihrer Zufälle genau Achtung giebt, wird sie leicht davon unterscheiden können, indem der Koller eigentlich unter die langwierigen Krankheiten gehört, die Tobsucht aber eine hizige Krankheit ist. Auch besteht ein gewisses Unterscheidungskennzeichen darinn, daß bey der Gehirnentzündung die Augen im Anfange zwar eben so wie beym Koller trübe und starr sind, aber doch voll Wasser stehen, und in der Folge übernatürlich

feurig und funkelnd werden; welches beydes in lezterer Krankheit nicht der Fall ist.

Eine Entzündung des Gehirns oder der Häute desselben wird allgemein für die erste Ursache der Hirnwuth gehalten. Nicht allein ihre Zufälle, von denen die meisten offenbar die Gegenwart einer innerlichen Entzündung, und einige selbst den Siz des Uebels im Kopfe anzeigen, sondern auch die Zergliederungen der an dieser Krankheit verstorbenen Thiere beweisen die Richtigkeit dieser Meinung. Denn man hat allemal wahrgenommen, daß die Blutgefässe in den das Gehirn umgebenden Häuten, und selbst im Gehirn ganz ausgedehnt von Blut, und beyde ungewöhnlich roth waren. Nicht selten fand man auch in den Gehirnhöhlen vieles ausgetretenes Blutwasser, zum deutlichen Beweise, daß in den Hirnhäuten von der zu starken Ausdehnung mehrere feine Gefässe zersprungen seyn musten. Es kann daher alles das diese Krankheit veranlassen, was im Stande ist, einen zu heftigen Andrang des Blutes nach dem Kopfe, und eine Stockung desselben im Gehirn hervorzubringen. Dahin gehören starke und anhaltende Erhizungen durch zu schwere Arbeit, übertriebenes Laufen, starkes Jagen und dergleichen, besonders wenn die Thiere dabey Mangel an Wasser zum Saufen leiden; vor allen Dingen aber ein langer Aufenthalt in der stärkesten Sonnenhize, so wohl auf der Weide, als bey der Arbeit, wenn sie dem unmittelbaren Eindrucke der Sonnenstralen auf ihren Kopf ausgesezt sind, u. s. w.

Was die Vorhersagung anbetrift, so ist diese Krankheit immer sehr gefährlich. Nur im Anfange kann man hoffen, durch zeitig angewandte Mittel ihre Gefahr abzuwenden. Ist sie aber schon so weit gekommen, oder erreicht sie ohngeachtet der angewandten Hülfsmittel eine solche Höhe, daß das Thier in die wirkliche Raserey verfällt, so bleibt keine Hofnung mehr übrig. Vielmehr ist es dann am sichersten, besonders bey Pferden, wegen

ihrer ausserordentlichen Stärke, und bey Schweinen und Hunden, wegen ihrer gefährlichen Beissigkeit, um ferneres Unglück zu verhüten, das kranke Thier zu tödten. Wenn es sich, nachdem es ausgetobt hat, auf einmal zur Ruhe begiebt und niederlegt, trübe und klebrige Augen, und einen häßlichen Ausfluß aus der Nase bekommt, so muß man sich dadurch nicht irre führen lassen, und ja keine Genesung versprechen. Denn jezt sind das gewisse Anzeigen, daß die Entzündung im Gehirne in den kalten Brand übergegangen ist, und der nahe Tod bevorsteht.

Um diese Krankheit zu heilen, muß man gleich im Anfange die kräftigsten Hülfsmittel dagegen anwenden. Die Heilung hängt ganz davon ab, daß man die Entzündung glücklich zertheile; und dieses zu erhalten, sind die einzigen Mittel, den Andrang des Bluts nach dem Kopfe zurück zu halten, die Blutmasse zu verringern, und dessen heftige Bewegungen zu mäßigen. Nachdem man daher das Thier an einen kühlen, lüftigen und nicht zu hellen Ort gebracht, und es so verwahrt hat, daß es sich und andern Thieren keinen Schaden zufügen kann, so muß man ihm gleich vor allen Dingen eine Ader schlagen, und eine grosse Menge Blut weglassen. Am besten wählt man dazu die Halsader, und während das Blut fließt, giebt man genau Acht auf den Puls, um sie nicht eher wieder zuzubinden, als bis dieser matter schlägt. Gleich nach dem Aderlassen lege man dem Thiere zwey, drey oder auch wohl vier grosse spanische Fliegenpflaster an die Schenkel und an den Hals, oder stecke ihm auf dem Kreuze, vor der Brust, und unter dem Leibe grosse mit Butter beschmierte und mit etwas Spanischfliegenpulver bestreuete Leder. Man umwickele die Füsse von den Klauen an bis an das mittlere Gelenk mit Pflastern von Sauerteig mit etwas Salz vermischt, und einer hinlänglichen Menge scharfen Essigs verdünnt, und erneuere dieselben jeden Abend. Man gebe dem Thiere wenig-

stens alle vier Stunden ein reizendes Klistier, etwa wie folgendes: Man nehme zwey Händevoll Kamillenblumen, ein Quentchen schwarze Nieswurzel (Helleborus niger), drey Quentchen Lerchenschwamm (Agaricus albus), ein Quentchen Meerzwiebeln, mache alles zu Pulver, koche es mit zwey Quartier Wasser, seihe die Flüssigkeit durch, und brauche zu jedem Klistire etwa ein halbes Quartier, nachdem man etwas Salz darinn aufgelöst hat. Ferner giesse man ihm alle drey bis vier Stunden von einem Pulver aus zubereiteten Austerschalen und gereinigtem Salpeter von jedem vier Loth, und einem Loth Kampher, jedesmal ein Loth mit einer hinreichenden Menge Wasser vermischt ein. In den Zwischenzeiten, etwa alle fünf bis sechs Stunden kann man einem Pferde auch noch einen Trank von zwey Loth Tamarindenmark mit einem Quartier Essig in einem zugedeckten Topfe eine halbe Viertelstunde lang gekocht, und dann durchgeseihet, zu zwey Theeköpfgen voll mit einem halben Quartier Wasser vermischt eingeben. Wenn von dem Gebrauche dieser Mittel nach zwölf Stunden einige Besserung erfolgt, so ist Hofnung zur Genesung des Thiers da. Zeigt sich aber nach vier und zwanzig Stunden noch keine Besserung, sondern nimmt im Gegentheil das Fieber nebst den andern Zufällen zu, so schwebt es in der grössesten Lebensgefahr. Indessen muß man noch das äusserste versuchen, um es, wo möglich, noch zu retten. Man lasse daher ihm noch einmal zur Ader, und zapfe ihm eine grosse Menge Blut ab. Man seze ihm Blutigel an die Schläfe, und schlage ihm fleissig kalte leinene Tücher in Essig, oder in eine Mischung von halb Essig, und halb Wasser mit Salmiac eingetaucht, um den Kopf, und wiederhole dieses so oft, als das Tuch anfängt, warm zu werden. Dabey fahre man übrigens fort mit dem Gebrauche der innerlichen Mittel und auch der Klistire, so wie es oben angezeigt ist, und gebe nun sorgfältig auf den weitern Verlauf der Krankheit Acht.

Sieht man noch keine Abnahme der Zufälle, zeigt hingegen das Betragen des Thiers, daß es in Raserey gerathen werde, so ist weiter nichts mehr dabey zu thun, als es, wie schon oben gesagt ist, um der Sicherheit willen zu tödten. — Nehmen im Gegentheil das Fieber nebst den übrigen Zufällen allmählig ab, wird das Thier ruhiger, fängt es wieder an, zu saufen, oder gar zu fressen, so behandle man es weiter, wie im Artikel von den Entzündungsfiebern überhaupt gelehrt worden ist; und gebe ihm zum Beschluß der Cur, damit seine verlornen Kräfte wieder hergestellt werden, noch einige Tage lang irgend ein stärkendes Mittel, z. E. Morgens und Abends einen Trank aus dem Pulver der Rinde des Roßkastanienbaums (Aesculus hippocastanum) zu zwey bis drey Loth in einem Glaß Wasser mit ein paar Löffeln voll Honig.

Gehirnerschütterung. Wenn durch irgend eine auf den Kopf eines Thiers wirkende Gewaltthätigkeit, z. E. durch Schlagen, Fallen, Stossen u. s. w. es mögen die äussern Bedeckungen und Hirnschalenknochen mit verlezt werden, oder nicht, eine heftige Bewegung darinn hervorgebracht wird, so wird der natürliche Zusammenhang der inwendigen Theile desselben, des Gehirns, seiner Gefässe und Häute dadurch mehr oder weniger aufgehoben; und die unmittelbaren Folgen davon sind, je nachdem die Erschütterung schwächer oder stärker ist, ein taumelnder Gang, das Hängenlassen des Kopfs, oder das Halten desselben auf eine Seite, ein Bluten aus Maul und Nase, Schläfrigkeit, Lähmung, Betäubung, Ohnmacht, oder gar ein plözlicher Tod. Die Wirkungen, die im Kopfe von der Erschütterung des Gehirns verursacht werden, können dreyerley seyn; entweder eine plözliche Unordnung in der Bewegung der Lebensgeister nebst einer Zusammenziehung der Gefässe, oder eine Zerreissung dieser Gefässe

mit Ergiessung, oder eine Zusammendrückung der weichen Substanz des Gehirns selbst. Eine Unordnung in der Bewegung der Lebensgeister wird oft, wenn sie nicht gar zu groß ist, ganz allein von der Natur wieder verbessert; und es entstehen keine weitere schlimme Folgen daraus. Ganz anders verhält es sich aber, wenn eine wirkliche Zerreissung von Gefässen und eine Ergiessung von Blut oder andern Feuchtigkeiten im Gehirn erfolgt, oder die Substanz desselben zusammen gedrückt worden ist. Ueberläßt man die Sache hier der Natur, so sind Gehirnentzündung, Vereiterung des Gehirns, und andere dergleichen gefährliche Zufälle, die gewöhnlich tödlich werden, die unausbleiblichen Folgen davon. Es ist daher von der äussersten Wichtigkeit, daß man, wenn ein Thier irgend eine Gewaltthätigkeit auf den Kopf erlitten hat, und man aus den unmittelbar darauf sich äussernden Zufällen auf eine Gehirnerschütterung schliessen muß, ihm sogleich mit den wirksamsten Mitteln zu Hülfe komme. Ja da man keine gewisse Zeichen hat, woraus man erkennen kann, wie groß eigentlich die im Gehirne vorgegangene Zerrüttung sey, so ist es nicht einmal rathsam, selbst eine leichte Gehirnerschütterung zu vernachlässigen. Denn die Erfahrung hat gelehrt, daß, wenn sich gleich Thiere nach einer erlittenen Gewaltthätigkeit auf den Kopf bald wieder erholt, und mehrere Tage dem Anscheine nach ganz wohl befunden haben, doch nach einiger Zeit noch gefährliche Zufälle und selbst der Tod darauf gefolgt sind. Die hier anzuwendenden Mittel sind folgende: Vor allen Dingen muß man einen Aderlaß aus der Halsader vornehmen, und dem Thiere eine gute Menge Blut abzapfen, damit nicht allein die zu sehr angefüllten Blutgefässe im Gehirn etwas davon befreiet werden, sondern auch die aus den zerrissenen Gefässen etwa ergossenen Feuchtigkeiten leichter wieder eingesogen werden können. Ferner macht man fleissig kalte Um-

schläge über den ganzen Kopf, aus einer Mischung von zwanzig Pfund Wasser, einem Pfund Weinessig, einem Loth Salpeter und vier Loth Salmiac, womit man leinene Tücher befeuchtet, und sie so oft wieder anfrischt, als sie anfangen, warm zu werden. Dabey kann man des Tages einigemal, oder nach Befinden der Umstände noch öfter, reizende Klistire geben. Zum innerlichen Gebrauch verordnet man kühlende Mittel, z. E. ein Pulver aus zubereiteten Austerschalen und Salpeter von jedem zwey Loth, und Gravenhorstischen Salz vier Loth, wovon man Morgens und Abends, jedesmal ein Loth eingiebt. Und was endlich die Diät anbetrift, so muß man dem Thiere fleissig zu saufen reichen, und ihn weiter nichts zu fressen erlauben, als leicht zu verdauendes, wo möglich grünes Futter.

Gehirnsaugetrocar. Dieses Instrument ist im Artikel Drehkrankheit beschrieben. Man bedient sich seiner, um Materie oder Wasser, die sich im Gehirne angehäuft haben, herauszuziehen. Ganz besonders wird sein Gebrauch in der eben erwähnten Krankheit der Schafe empfohlen.

Gehirnschwamm, ist eine uneigentliche Benennung von demjenigen Uebel, das im Artikel Gehirnbruch beschrieben worden ist.

Gehirnwassersucht. Man sehe Wasserkopf.

Gehirnwunden. Davon sehe man Kopfverlezungen nach.

Gehörfehler. Man sehe Taubheit.

Gelbsucht, Gallensucht, ist eine häufig vorkommende Krankheit, der fast alle Arten von Thieren,

jedoch einige mehr als andere, ausgesezt sind. Sie giebt sich zu erkennen, durch eine gelbliche Farbe, womit das Weisse im Auge, die Lippen, das Zahnfleisch und die Nasenhaut gefärbt sind und welche sich in einem hohen Grade der Krankheit auch über die ganze Oberfläche des Körpers verbreitet, jedoch vorzüglich nur bey weissen Thieren zu sehen ist; ferner durch einen dunkelbraunen ins gelbliche oder grünliche fallenden Harn, der darinn getauchte Leinwand gelb färbt, und durch einen harten, widernatürlich gelb, grün oder braun gefärbten Mistabgang. Dabey ist das Thier matt, faul, unlustig, hat eine schmuzige unreine Zunge, frißt wenig und langsam, oder gar nichts, als allenfalls nur grünes Futter, wird von einem Tage zum andern magerer, bekommt straubichtes Haar, und schauert und schabt sich beständig wegen starken Juckens, woran es leidet. Zulezt gesellt sich ein schleichendes Fieber dazu, und das Thier stirbt entweder an der Auszehrung oder an der Wassersucht.

Die nächste Ursache der Gelbsucht ist eine ins Blut getriebene Galle, welche von den einsaugenden Gefässen der Gallenblase oder des gemeinschaftlichen Gallengangs aufgenommen, und von da in die allgemeine Blutmasse geführt ist. Diese Einsaugung der Galle ist die Folge von einem Krampfe, der durch irgend einen Reiz in den Gallenbehältern hervorgebracht wird. Es kann daher alles dasjenige die Gelbsucht bey den Thieren erzeugen, was im Stande ist, einen solchen Reiz zu erregen; nemlich eine Verstopfung und Verschleimung des gemeinschaftlichen Gallengangs oder der Lebergallengänge, Steine oder Würmer in der Gallenblase oder dem grossen Gallengange, eine Verwachsung in diesen Theilen, eine Entzündung, Verhärtung, oder ein Geschwür in der Leber, scharfe Unreinigkeiten und Verschleimungen in den Gedärmen, Würmer darinn, wenn sie in grosser Menge sind, ein heftiger Schrecken oder

Zorn u. s. w. und endlich auch manchmal der Biß von einem giftigen Thiere.

Die Vorhersagung richtet sich nach den Ursachen. Läßt sich diese leicht und bald heben, so hat man auch Hofnung zur Heilung der Krankheit. Ueberhaupt ist aber die Gelbsucht die meiste Zeit sehr hartnäckig. In sehr wenigen Fällen ist ihre Ursache bald zu erkennen, in vielen gar nicht, und wenn man auch so glücklich ist, sie zu entdecken, so ist sie nicht selten von solcher Beschaffenheit, daß sie entweder gar nicht gehoben werden kann, oder die Mittel dagegen zu langsam wirken. Einige Arten von Gelbsucht, z. E. die, welche von einer Verwachsung des Gallengangs, von einer gänzlichen Verhärtung der Leber, oder von einem Geschwür darinn ihren Ursprung haben, sind ganz unheilbar.

Die Heilung dieser Krankheit beruhet auf folgenden zwey Punkten: 1.) auf der Hebung des Krampfs, damit die fernere Einsaugung der Galle verhütet werde, und 2.) auf der Wegschaffung der Ursache der Krankheit. Die erste Heilungsanzeige erfüllt man durch den innerlichen Gebrauch krampfstillender Mittel, z. E. des Kamillenextracts, des stinkenden Asands, und vorzüglich des Opii, verbunden mit der fleissigen Anwendung erweichender Klistire. Will man sich des Opii bedienen, so kann man einen ähnlichen Trank wählen, wie jener in dem Artikel Gallenkolik empfohlen ist, und davon dem Thiere alle Morgen eine seiner Größe und seinem Alter angemessene Gabe reichen. Was aber die zweyte Heilungsanzeige anbetrift, so müssen die Heilmittel natürlich nach Verschiedenheit der Ursache der Krankheit auch verschieden seyn. — Hat man z. E. Grund, eine Verstopfung des gemeinschaftlichen Gallengangs oder der Lebergallengänge zu vermuthen, so kann man stark auflösend Mittel, etwa Pillen aus dritthalb Loth venetianischer Seife, einem Loth stinkenden Asand, und einem halben Loth Schellkrautextract (Chelidonium

majus) verordnen, und einem Ochsen davon alle Abend zwey Loth geben. — Gegen scharfe Unreinigkeiten und Verschleimungen in den ersten Wegen, welche oft die Ursache der Gelbsucht, besonders bey Kälbern sind, bediene man sich des folgenden Mittels: Man nehme zwey Loth venetianische Seife, lasse sie über gelindem Feuer in einem halben Quartier Wasser zergehen, und thue alsdann ein halbes Loth Rhabarberpulver und einen Eßlöffel voll Honig hinzu. Für ein krankes Kalb ist die Gabe davon dreymal täglich ein Theeköpfgen voll. — Eben dieses Mittel, jedoch noch mit dem Zusaze von einem Loth Löwenzahnextract (Leontodon taraxacum) kann man auch gebrauchen, wenn Gries oder Steine, welche sich im Gallengange oder in der Gallenblase angehäuft haben, Schuld an der Gelbsucht sind (Man sehe auch den Artikel Gallensteine). — Gegen die Gelbsucht, welche von einem heftigen Schrecken oder Zorn ihren Ursprung hat, gebrauche man ein Pulver aus weisser Magnesie und Weinsteinrahm, von jedem drey Loth, nebst einem halben Loth Rhabarber, und gebe davon z. E. einem Schafe täglich dreymal einen Theelöffel voll mit warmem Wasser vermischt ein. — Wenn Würmer in den Gedärmen die Krankheit verursachen und unterhalten, so nehme man Rheinfarrensaamen (Tanacetum vulgare) vier Loth, stinkenden Asand zwey Loth, und eben so viel Jalappenwurzel, reibe alles zu Pulver, und mache mit einer hinlänglichen Menge Honig acht Pillen daraus, um davon einem Pferde oder einem Rindvieh alle Abend zwey Stück einzugeben (Man sehe auch den Artikel Würmer). — Rührt sie von einer Entzündung der Leber her, so muß die Behandlung nach dieser eingerichtet werden, davon der Artikel Leberentzündung, und auch was weiter unten von der hizigen Gelbsucht folgt, nachzusehen ist. — Sind Würmer in der Gallenblase und im grossen Gallengange Schuld an der Gelbsucht,

welcher Fall sich am häufigsten bey Schafen ereignet, so gebe man dem kranken Thiere jeden dritten Tag ein Quentchen Rhabarber ein, und in den Zwischentagen Salz und Austerschalenpulver, entweder auf Haber gestreuet, oder unter Habermehl geknetet (Man sehe auch die Artikel Gallenwürmer und Egelkrankheit). — Was endlich die Heilung der Gelbsucht von dem Bisse eines giftigen Thiers betrift, so findet man die hieher gehörige Behandlung im Artikel Giftiger Thierbiß.

Ausser dieser Gelbsucht, welche eine chronische Krankheit ist, giebt es noch eine hizige Gelbsucht, womit eigentlich die Pferde, bey denen jene eine äusserst seltene Erscheinung ist, am häufigsten befallen werden. Das davon ergriffene Thier ist matt, traurig und sehr beängstigt, läßt den Kopf und die Ohren hängen, und verliert die Lust zum Fressen. Sein Puls ist fieberhaft; es hat ein heisses Maul und einen stinkenden Athem. Das Weisse im Auge, die Lippen und das Zahnfleisch, nehmen eine gelbe Farbe an; sein Haar sträubt sich, und verliert seinen natürlichen Glanz, oft selbst seine Farbe. Es läßt einen braunrothen Harn, welcher die Leinwand gelb färbt, und giebt einen grünbraunlichen harten Mist von sich. — Die nächste Ursache dieser Krankheit ist eine Entzündung der Leber, verbunden mit einer krampfhaften Zusammenziehung des grossen Gallengangs. Unter die entfernten Ursachen gehören vorhergegangene starke Erhizung, Gallensteine, Gallenwürmer, eine verdorbene und scharf gewordene Galle, u. s. w.

Die meiste Zeit ist sie sehr gefährlich. Denn da die Leber ein unempfindliches Eingeweide ist, so hat es gewöhnlich schon eine sehr starke Zerrüttung erlitten, ehe die Folgen davon äusserlich an dem Thiere merklich werden; und der Thierarzt kommt insgemein mit seinen Arzneymitteln, wenn sie auch noch so wirksam sind, zu spät. — Bey der Cur muß er sein erstes und Haupt-

Augenmerk auf die Entzündung der Leber richten, um so bald als möglich dieser Einhalt zu thun. Ein Aderlaß, und zwar desto reichlicher, je heftiger das Fieber ist, sey daher unter allen das erste, was er vornimmt. Alsdann lege er dem Thiere ein grosses Spanischfliegenpflaster auf die Gegend der Leber, oder stecke ihm, wenn er das lieber will, an einem nicht weit davon entfernten Orte ein Leder, und erhalte dieses oder jenes wenigstens acht bis zehn Tage lang in Eiterung. Dabey verordne er dem Pferde kühlende entzündungswidrige Arzneyen, z. E. ein Pulver von einem Loth Salpeter mit eben so viel Austerschalenpulver oder weisser Magnesie, welches er ihm täglich zwey bis dreymal mit Wasser oder Honig eingeben läßt; und lasse ihm darneben alle Tage ein paarmal eine Auflösung von einer Hand voll Salz in einer Mischung von vier Löffel voll Honig, eben so viel Leinöl und einem halben Quartier Milch lauwarm als Klistir beybringen. — Nachdem durch den fortgesezten Gebrauch dieser Mittel das Fieber gehoben worden ist, so kommt es nun darauf an, die verdorbene Galle zu verbessern, und wo möglich die Hindernisse fortzuschaffen, welche ihre Absonderung stören. Jenen Zweck zu erreichen, ist die Rhabarber mit Weinsteinrahm versezt eins der wirksamsten Mittel, welches man mehrere Tage lang dem Thiere Morgens und Abends zu einem Loth von jedem entweder in Wasser eingerührt, oder mit Honig zu einer Lattwerge gemacht, eingeben kann. Hat man Grund, Gallensteine bey ihm zu vermuthen, so lasse man es darneben häufig Kalkwasser saufen. — Und endlich zum Beschluß der Cur, damit es bald wieder zu Kräften komme, verordne man ihm noch Pillen aus acht Loth venetianischer Seife, eben so viel Kamillenextract und zwey Loth Eisenfeile, und gebe davon täglich dreymal jedesmal zwey Loth. Dieses leztere Mittel wird auch dann von gutem Nuzen seyn, wenn das Thier etwa Gallenwürmer haben sollte.

Gelenkbänderverlezung. Ist ein Gelenkband wirklich zerrissen, oder sonst schwer verwundet, so möchte wohl schwerlich Hülfe dafür seyn, und zum wenigsten eine unheilbare Gelenksteifigkeit daraus entstehen. — Aber wenn es auch nur gewaltsamerweise ausgedehnt, oder gequetscht worden ist, so ist das Uebel immer sehr bedenklich. Man muß vor allen Dingen sorgen, daß der Theil ganz ruhig gehalten werde, welches sich das Thier wegen der heftigen Schmerzen auch gern gefallen lassen wird, und ihn fleissig mit geistigen Mitteln, z. E. Quendel- Rosmarin- oder Ameisenspiritus waschen. Noch wirksamer als diese beweiset sich aber hier das Thedensche Schußwasser, entweder für sich allein, oder wenn die Hize in dem Theile sehr groß ist, mit eben so vielem Goulardschen Bleywasser vermischt, und einige Zeit vermittelst damit befeuchteter Compressen um das Glied geschlagen. So bald als die Compresse aber trocken zu werden anfängt, muß sie immer wieder aufs neue befeuchtet werden. Hat sich der Schmerz darnach gelegt, und folgt nun eine Steifigkeit, so thut Venedische Seife in Ameisenspiritus aufgelöst, dem man etwas flüchtigen Salmiacgeist beymischen kann, sehr gute Dienste. Oft wirft sich auf einen solchen geschwächten Theil gichtflüssige Materie. Alsdann muß man ihn fleissig mit scharfen wollenen Tüchern reiben; oder wenn das nicht helfen will, ein Blasenpflaster darauf legen.

Gelenkgeschwulst. Man sehe Gliedwassersucht.

Gelenkknüpfung, doppelte Glieder. Diese Krankheit wird nur bey jungen Thieren, am meisten bey jungen Hunden, nicht so häufig bey Füllen, und noch seltener unter andern Thiergattungen wahrgenommen. Gewöhnlich entsteht sie im dritten,

fünften bis sechsten Monate, und vergeht wieder im zweyten Jahre. Das davon befallene Thier verliert seine vorige Munterkeit, läßt den Kopf hängen, wird ungewöhnlich mager, und bekommt einen schwankenden, trägen Gang, der sich bald in ein wirkliches Hinken verwandelt. Untersucht man es genauer, so findet man an ihm die Enden und Köpfe der Röhrenknochen, vorzüglich unten an den Schienbeinen, angeschwollen, und dagegen die mittlern Theile derselben dünner und schwächer geworden. Die Geschwulst ist hart anzufühlen und ohne Hize, und die Knochen dabey so weich und biegsam, daß sie der Wirkung der Muskeln nachgeben, und Krümmungen verursachen. — Die nächste Ursache der Gelenkknüpfung liegt in einer besondern Schärfe, welche gewöhnlich angeerbt ist, und in einer ungleichen Ansezung des Nahrungsstofs. Gelegenheitsursachen sind schlechte Wartung und Pflege, ungesundes, wenig Nahrung gebendes Futter, verdorbenes und faulgewordenes Saufen, und der Aufenthalt in einem niedrigen, feuchten Stalle. — Selten wird das damit behaftete Thier vollkommen geheilt. Es behält immer eine gewisse Schwäche, bleibt im Wachsen zurück, und ist nie zu schwerer Arbeit zu gebrauchen. Auch darf man es nicht zur Zucht behalten, indem es nach sicher gemachten Erfahrungen das Uebel auf die Jungen fortpflanzt. — Bey der Heilung kommt es vorzüglich darauf an, das Thier in eine reinere und trocknere Luft zu bringen, ihm ein leicht zu verdauendes und dabey nahrhaftes Futter, nebst gesundem und frischem Wasser zum Saufen zu geben, es beständig mit einer trockenen Streu zu versehen, und ihm die Gelenke fleissig mit wollenen Lappen zu reiben, die man zu noch mehrerer Wirkung mit Mastix durchräuchern kann; auch es täglich in kaltem Wasser zu baden. Dabey gebraucht man die Färberröthe oder Grappwurzel (Rubia tinctorum) als ein bekanntes specifisches Mittel gegen diese Krank-

heit. Man bereitet nemlich aus dem Pulver der getrockneten Wurzel mit einer hinlänglichen Menge Honig eine Lattwerge, und giebt von dieser Mischung einem Füllen täglich Morgens und Abends, jedesmal ein, anderthalb bis zwey Loth ein.

Gelenkkrampf, ist eine Art von Steifigkeit in einem Gelenke mit Schmerzen verbunden, welche das Thier hindert, das Glied gerade zu machen, und fest darauf zu stehen. Gewöhnlich rührt er von Erkältung her, und das beste Mittel dagegen ist das Bürsten mit einer scharfen Bürste, entweder trocken, oder mit Terpenthingeist befeuchtet; oder wenn das nicht helfen will, warme Bähungen mit einem Decocte von gewürzhaften Kräutern. Man sehe den Artikel Krampf.

Gelenkschwamm, Gliedschwamm, Gelenkwolf, ist eine meistens am Knie, aber auch nicht selten an der Köthe entstehende, nicht entzündliche, jedoch sehr schmerzhafte Geschwulst, die sich gleichmässig über die Bedeckungen des ganzen Gelenks verbreitet. Die Haut ist auf ihr gespannt, aber mit der gesunden von gleicher Farbe, ohne alle widernatürliche Hize, und ein Druck mit dem Finger läßt keine Grube in ihr zurück. Der Schmerz nimmt das ganze Gelenk ein, und erstreckt sich zuweilen selbst bis zu den Sehnenhäuten und Flechsen der Muskeln, welche mit dem Gelenke in Verbindung stehen. Insonderheit wird dieser Schmerz sehr heftig, wenn das Gelenk bewegt wird. Am liebsten hält das Thier es halb gebogen, und in dieser Lage wird es leicht steif, so daß es zulezt nicht mehr gerade gemacht werden kann. Wenn das Uebel älter wird, so entzündet sich die Geschwulst, es entstehen Krampfadern auf ihr, und zulezt an verschiedenen Stellen Eitersammlungen. Anfangs geben dieselben, wenn sie aufbrechen, einen guten

Eiter, bald aber verwandelt er sich in eine dünne, scharfe Jauche, durch deren Ausleerung die Geschwulst jedoch nicht fällt. Zulezt fängt das ganze Bein an zu schwinden; das Thier läßt vom Fressen ab, zehrt ab, bekommt ein wirkliches Schwindfieber, und crepirt.

Diese Krankheit hat ihren Ursprung von einer jeden äusserlichen Gewalt, wobey das Gelenk leidet, einer Quetschung, Verrenkung, und dergleichen; besonders aber auch von einer gichtflüssigen Versezung. Durch irgend eine von diesen Ursachen wird ein widernatürlich starker Zufluß von Säften nach dem leidenden Theile hervorgebracht, wodurch die weichen Theile, und insonderheit die Gelenkbänder und Sehnen gewaltsam ausgedehnt, und die heftigen Schmerzen erregt werden. Zulezt stocken die Säfte in den feinen Gefässen, es erfolgt Entzündung und Eiterung, und so wie diese weiter unter sich frißt, werden am Ende auch die Knochen schadhaft.

So lange das Uebel noch nicht zu alt ist, kann man sich dessen glückliche Heilung versprechen, besonders wenn es bloß von einer äusserlichen Gewaltthätigkeit entstanden ist. Hat es seinen Ursprung von einer rheumatischen Versezung, so ist es schon hartnäckiger. Sehr schlimm ist es, wenn der freye Umlauf der Säfte in den schadhaften Theilen schon so weit gehemmt ist, daß Entzündung dazu kommt. Selten wird man alsdenn im Stande seyn, die zerstörende Eiterung abzuwenden. Alle Hofnung zur vollkommenen Heilung ist verlohren, wenn das Bein anfängt zu schwinden, oder die Geschwulst aufbricht, und eine dünne häßliche Jauche aus ihr fließt. Wenigstens wird eine Steifigkeit des Gelenks die unvermeidliche Folge davon seyn.

Die Heilung erfodert, wenn die Geschwulst nicht entzündet ist, zertheilende, zusammenziehende und stärkende Mittel, z. E. oft wiederholte kalte Umschläge von Tüchern, die mit Goulardschem Bleywasser, oder Sil-

berglätteſſig, befeuchtet ſind; oder das Einreiben von Goulardſchem Bleyextract. Iſt die Geſchwulſt ganz kalter Beſchaffenheit, und eine groſſe Steifigkeit des Gelenks damit verbunden, ſo leiſten das Einreiben von Queckſilberſalbe und flüchtige Räucherungen oft herrliche Dienſte. Man miſcht nemlich Salmiac und Weinſteinſalz zu gleichen Theilen unter einander, thut es in einen mit Waſſer angefüllten Keſſel, und läßt durch einen Trichter, welcher genau auf denſelben paßt, den aufſteigenden Dampf dem Thiere ganz heiß an den mit einer wollenen Decke behangenen leidenden Theil gehen.

Wenn aber der Gliedſchwamm ſchon einen Hang zur Entzündung hat, oder bereits entzündet iſt, ſo muß man blutige Schröpfköpfe auf den Theil ſezen, ihn wiederholt mit Blaſenpflaſtern belegen, und dabey kühlende und entzündungswidrige Mittel eingeben; auch bey der innerlichen Cur, im Fall, daß eine rheumatiſche Urſache vorhanden wäre, auf dieſe mit Rückſicht nehmen. Man ſehe den Artikel Fluß.

Gelenkſteifigkeit. Die Bewegung eines Gelenks kann entweder ganz, oder nur zum Theil verlohren ſeyn. Im erſten Falle beſteht das Uebel aus einer wirklichen Gelenkverwachſung, wobey keine Heilung mehr Statt findet. Hingegen eine noch nicht völlig verlohrne Beweglichkeit im Gelenke, welche man eigentlich unter dem Worte Gelenkſteifigkeit verſtehen muß, läßt ſich in manchen Fällen noch heilen, ob gleich die Cur die meiſte Zeit ſchwer und langwierig iſt. — Der Urſachen, welche zu einer Gelenkſteifigkeit Anlaß geben können, giebt es eine ziemliche Menge; dahin gehören eine Verrenkung, Verdrehung, Verſtauchung und Quetſchung des Gelenks, ein Beinbruch in oder nahe bey ihm, eine Verdickung und Verderbniß des Gliedwaſſers, ein Mangel dieſer Feuchtigkeit, die Verſezung irgend einer Krankheitsmaterie in das Gelenk, eine Anſchwellung der

Knochen und Drüsen in demselben u. s. w. — Die Heilung muß nach der Verschiedenheit der Ursache verschieden seyn. Rührt die Gelenksteifigkeit von einer Verdrehung oder Verstauchung des Gelenks her, oder ist sie nach einer wiedereingerichteten Verrenkung zurückgeblieben, wobey die weichen Theile gequetscht worden sind, so müssen ein oder mehrere Aderlässe, nebst erweichenden und zertheilenden Breyumschlägen angewandt werden, bis die Schmerzen und die Geschwulst sich verliehren (Man sehe Verrenkung). Ist die Verrenkung nicht wieder eingerichtet, so muß man ebenfalls einen Aderlaß vornehmen, und dann, wenn das Uebel nicht schon zu alt ist, die Wiedereinrichtung versuchen, nachdem man die etwa vorhandene Geschwulst und Entzündung durch äusserliche zertheilende und innerliche kühlende und entzündungswidrige Mittel gehoben hat. — Wenn das Uebel nach einem Beinbruche im Gelenke zurückgeblieben ist, so wird es schwerlich zu bezwingen seyn; doch kann man den leidenden Theil fleissig mit warmen, wollenen Tüchern reiben, um dadurch die Säfte zu verdünnen, ihren Umlauf zu befördern, und die Wirkung der äusserlichen Mittel zu vermehren. Auch sind hier erweichende Umschläge mit Nuzen anzuwenden, besonders wenn anfangs eine harte Geschwulst zugegen ist. — Hat es hingegen einen von dem Gelenke etwas entfernten Beinbruch zur Ursache, so bewirken fleissige Bewegungen des Gelenks, nebst dem Gebrauche von Dampfbädern, oder erweichenden Bähungen oft die Cur. Erstere allein während der Heilung des Beinbruchs oft wiederholt, wenn es angeht, sind nicht selten hinreichend, es ganz abzuwenden. — Wenn man Grund hat, eine Verdickung des Gliedwassers zu vermuthen, so muß man durch den Gebrauch sehr stark auflösender Mittel dessen Zertheilung zu bewirken suchen. Man kann sich dazu Umschläge von Heringslauge mit etwas Essig, Vitriol und Alaun bedienen, oder des Ammoniacgummis mit Weinessig zu

einem Pflaster gekocht, dick auf Leder gestrichen, und um den leidenden Theil gelegt. Vorzüglich wirksam aber zeigt sich hier das Tropfbad (man sehe den Artikel davon), wenn man vor dessen jedesmaligem Gebrauche das Gelenk mit irgend einem Nervenstärkenden Oele, z. E. dem stinkenden Weinsteinöle einreibt, und in den Zwischenzeiten jene Umschläge fortbraucht.— Zuweilen löst sich das verdickte Gliedwasser auf, und wird scharf, woraus dann eine Wassersucht im Gelenke entsteht. (Davon sehe man Gliedwassersucht.) — Verspürt man einen Mangel des Gliedwassers, so muß man das Thier nicht allein gut pflegen, sondern auch den leidenden Theil fleissig reiben, und erweichende Breyumschläge mit etwas schwarzer Seife versezt, darum schlagen. — Ist hingegen ein zu grosser Zufluß von Gliedwasser da, so werden, besonders wenn das Glied schmerzhaft und geschwollen ist, wiederholte Aderlässe und Breyumschläge aus zertheilenden und stärkenden Kräutern, oder dergleichen Bäder mit etwas Kalkwasser und Küchensalz vermischt, von Nuzen seyn, besonders wenn man vor deren jedesmaliger Anwendung das Gelenk mit wollenen Tüchern reibt, und es dabey gelinde bewegt.

Gelenkwassersucht, ist im Artikel Gliedwassersucht abgehandelt.

Genickbeule. Diese Geschwulst, welche auch Maulwurfsgeschwulst genannt wird, kommt häufig bey den Pferden vor, und hat ihren Siz auf dem Wirbel, zwischen den beyden Ohren, wo sie entweder gerade in der Mitte sizt, oder mehr auf der einen Seite hängt, sich aber fast immer mehr rückwärts und nach dem Halse zu zieht. Im Anfange ist sie hart und schmerzhaft; nach und nach aber wird sie weicher, und schwammicht anzufühlen, und dabey nimmt sie allmäh-

lig an Größe zu, bis sie sich endlich von selbst öfnet, und ein nicht leicht zu heilendes Geschwür bildet.

Ihre Entstehung kann entweder durch irgend eine äussere Gewalt, wenn nemlich das Thier auf den Kopf geschlagen oder gestossen ist, oder auch durch Versezung einer Krankheitsmaterie entstehen. Sie verdient deswegen eine besondere Aufmerksamkeit, weil, wenn sie in Eiterung übergeht, der Eiter leicht sich zwischen den Halsmuskeln senken, hohle Gänge bilden, und das Hinterhauptsbein, und die Halswirbelbeine nebst deren Bändern anfressen kann. Ja, wenn er das Kapselband, wodurch das Hinterhauptsbein mit dem ersten Halswirbelbeine verbunden ist, oder das Wirbelbein selbst zernagt, und sich in die Höhle des Rückgrads ergießt, so muß sie gar tödlich werden.

Selten entdeckt man sie frühe genug, daß man noch an ihre Zertheilung denken könnte. Wenn das Pferd den Kopf niedrig hält, und es ihm beschwerlich wird, das Heu von der Rauffe zu fressen, hingegen es bequem von der Erde fressen kann; so giebt dies, vorausgesezt daß weiter keine Zufälle zugegen sind, welche auf irgend eine andere Krankheit schliessen lassen, den ersten Anlaß zu dem Verdacht, daß es eine wenn gleich den Augen noch verborgene Genickbeule habe. Bey einer genauen Untersuchung überzeugt man sich dann davon, wenn man mit dem Finger oben auf dem Halse des Thiers nahe hinter den Ohren herum fühlt, um wahrzunehmen, ob es daselbst einen Schmerz empfinde, oder ob etwa eine kleine Geschwulst vorhanden sey. So bald man eins von beyden findet, ist man seiner Sache gewiß. Um nun die Zertheilung zu bewirken, lasse man, wenn das Thier vollblütig ist, ihm sogleich an den Untertheilen zur Ader, und gebe ihm darauf eine Laxierpille, die ein halbes Quentchen versüßtes Queckfilber enthält. Nachdem diese gehörig gewirkt hat, so gebe man ihm täglich ein Loth Mineralmohr, und fahre damit zehn

bis vierzehn Tage fort. Diese Arzney läßt sich am besten eingeben, wenn man sie mit Rockenmehl und Honig zu einer Lattwerge oder Pillenmasse macht. Neben dem Gebrauche dieser innerlichen Mittel lasse man die Geschwulst täglich einmal mit der Neapolitanischen Salbe einreiben. Durch genaue Befolgung dieser Vorschrift wird oft noch die Zertheilung bewirkt, und das Pferd ohne erfolgtes Aufbrechen der Geschwulst völlig geheilt werden.

Ist sie aber zu spät entdeckt, wird man schon in der Tiefe einige Schwappung darinn gewahr, oder ist man gewiß, daß sie von Versezung irgend einer Krankheitsmaterie entstanden sey, so ist es sicherer, mit der Zertheilung gar keinen Versuch zu machen, sondern sie zu öfnen, und in ein grosses flaches Geschwür zu verwandeln. Diese Oefnung darf nicht lange verschoben werden, sondern muß geschehen, so bald als sich eine deutliche Schwappung darinn wahrnehmen läßt. Wenn sie noch hart ist, legt man erst erweichende Breyumschläge darauf, und sucht, sie dadurch so bald als möglich zur Zeitigung zu bringen.

Die Oefnung macht man denn auf folgende Weise: Man fängt den Einschnitt in die Geschwulst an derjenigen Stelle an, wo sie am weichsten ist, indem man sie zwischen den Fingern der linken Hand zusammendrückt, führt ihn nach der Richtung des Halses, um keine Muskeln in die Quere zu zerschneiden, und macht ihn so lang, daß die Materie einen freyen Ausfluß bekomme. Er kann nicht leicht zu groß gemacht werden, indem man desto besser auf den Grund der Wunde kommen kann, und wenn man ihn auch drey Finger breit lang machte. Ist die ausfliessende Materie weiß und nicht sehr flüssig, so darf man sich eine baldige Heilung versprechen; hingegen, wenn sie bleyfarbig und sehr dünn ist, so kann man zuverlässig daraus schliessen, daß im Grunde des Geschwürs entweder das Hinter-

hauptsbein, oder eins von den Halswirbelbeinen angefressen sey. — Nun untersucht man die Wunde ganz genau mit dem Finger und der Sonde, um zu erfahren, wo etwan hohle Gänge nach den Halswirbelbeinen hingehen, und schlizt, wenn es sich thun läßt, auch diese auf. Sollte ein solcher Gang der Länge nach nicht aufgeschlizt werden können, und es liesse sich eine Gegenöfnung anbringen, so müste man diese machen, um den Ausfluß der Materie daraus zu befördern, und ihn durch Einsprizungen zu reinigen. Ja es könnte so gar wohl nöthig werden, ein Haarseil dadurch zu ziehen, um die Vereiterung desto schneller zu bewirken. Läßt sich aber ein hohler Gang weder aufschlitzen, noch eine Gegenöfnung machen, so macht man eine jedoch nicht zu dicke und nicht zu harte Wieke von Charpie oder feinem Flachs, und legt sie mit folgender Salbe bestrichen in denselben. Man nehme zwey Loth Wachs und vier Loth Baum- oder Leinöl, schmelze beydes auf gelindem Kohlenfeuer untereinander, und reibe drey Loth rothen Präcipitats darunter.

Mit dieser Salbe verbinde man die Wunde täglich zweymal, und fahre damit sechs oder acht Tage fort; so wird die herausfliessende Materie nach und nach dicker, und zugleich weniger werden, woraus man erkennt, daß der Grund hinlänglich gereinigt, und die Wunde zum Heilen geschickt gemacht sey. Noch gewisser schließt man dieses, wenn man das Fleisch am Rande der Wunde hübsch derb und nicht erhaben und locker, diese aber gleichsam in etwas einwärts gesunken sieht. Alsdann vertausche man die obige Salbe mit einer andern, die aus zwey Loth Wachs, fünf Loth Leinöl, auf gelindem Feuer geschmolzen, und zwey Loth fein gepulverter Tormentillwurzel und einem halben Loth rothen Präcipitats zusammen gemischt ist, und bestreiche damit die Wieken. So wie von unten auf nach und nach die Hei-

lung erfolgt, müssen jedoch diese immer kürzer und kürzer gemacht werden.

Wenn aber die Beschaffenheit der Materie anzeigt, daß durch sie irgend ein Knochen angegriffen sey, so muß man diese Stelle mit der Sonde aufsuchen, und sie dann mit einem eines kleinen Fingers dicken, und vorne rund zugehenden glühenden Eisen eine halbe Minute lang brennen. Darauf giesse man etwas warm gemachten Terpenthin in das Loch, stecke das an der Spitze glühend gemachte Eisen abermals hinein, bis auf den angegangenen Knochen, und wiederhole dieses nach Befinden der Umstände auch noch wohl zum drittenmal. Ist man damit fertig, so bringe man eine Wieke mit etwas Basilicumsalbe in die Wunde, und verbinde damit täglich zweymal einige Tage lang. Alsdann aber bediene man sich zum Verbande der oben beschriebenen Salbe mit dem rothen Präcipitat, und verfahre ganz so, wie dort beschrieben ist. Nachdem endlich die Materie weiß und dick, folglich der Grund der Wunde rein geworden, und diese zum Heilen geschickt gemacht ist, so kann man die oben angeführte heilende Salbe zum Verbande gebrauchen, und um die Materie jedesmal heraus zu waschen, sie vorher mit einem starken Decocte von Wintergrün (Pyrola rotundifolia) in Wasser ausspritzen, worinn etwas Aegyptische Salbe aufgelöst ist.

Das Uebel ist ganz unheilbar, wenn die im fistelartigen Geschwüre eingeschlossene Materie die Sehnenkapsel, womit die Achse an den Träger, oder dieser an dem Kopfe verbunden ist, zerfressen hat. Denn so senkt sie sich natürlicher Weise nach dem darunter liegenden Rückenmarke, und greift dessen dicke Haut, oder auch wohl das Rückenmark selbst an, wovon das Pferd Zuckungen bekommt und crepirt. Man kann diesen traurigen Ausgang aus folgenden Kennzeichen vorhersagen. Der aus der Fistel herausfliessende Eiter ist sehr flüssig und bleyfarbigt, zugleich aber auch klebricht, so daß er sich wie

Leim um die Wunde anhängt. Das Pferd bezeigt sich dabey ganz niedergeschlagen, und gleichsam als ob es kollerig wäre; es läßt seinen Kopf beständig zur Erde hängen, und kann ihn nicht so weit aufheben, um sein Futter aus der Krippe zu fressen. Des Morgens, wenn man zu ihm kommt, wird man gewahr, daß die aus dem Geschwüre fliessende Materie, einen faulichten Geruch verbreitet, u. s. w.

Gerstenkorn. Eine kleine verhärtete Geschwulst in den Augenliedern, oder am Rande derselben. Man sehe Augenliederentzündung.

Geschwulst wird eine jede widernatürliche Erhabenheit auf der Oberfläche des thierischen Körpers genannt, sie sey hiziger oder kalter Art. Jene ist die unmittelbare Folge einer Entzündung, und man erkennt sie daran, daß die Haut, welche sie bedeckt, heiß anzufühlen, und mehr oder weniger roth gefärbt ist. In einer kalten Geschwulst hingegen fühlt man keine widernatürliche Hitze, und es fehlen bey ihr auch alle andere Zufälle der Entzündung. Nach den in ihnen enthaltenen Feuchtigkeiten, oder sonstigen krankhaften Materien theilt man die Geschwülste überhaupt in mehrere Geschlecher ein, nemlich in Entzündungsgeschwülste, oder solche, welche von einer Entzündung entstehen; Eitergeschwülste, die Eiter enthalten, welcher entweder von einer vorhergegangenen Entzündung in eben dem Theile entstanden, oder von irgend einem andern Theile dahin abgesezt ist. Brandige Geschwülste, wobey ein Absterben oder eine Fäulung der weichen Theile vorhanden ist; verhärtete Geschwülste, welche durch eine Verdickung der Säfte, und deren Verwachsung mit den Gefässen hervorgebracht werden. Die meiste Zeit haben sie ihren Sitz in den Drüsen; jedoch können sich auch verhärtete Geschwülste

in andern Theilen befinden. Wassergeschwülste, die eine wässerichte Flüssigkeit enthalten. Blutgeschwülste, in denen Blut befindlich ist. Balggeschwülste, die in einem widernatürlichen Sacke mit einer weichen oder harten, manchmal knöchernen oder steinichten Materie angefüllt sind. Auswuchsgeschwülste, die aus einem faserichten, dem Fleische ähnlichen Wesen bestehen, und ihrer Härte, ihrer Figur, ihrer Farbe, ihrem Sitze und ihrer Beschaffenheit nach verschieden sind. Knochengeschwülste, die aus der Substanz eines Knochens entspringen. Erdichte Geschwülste, worinn eine erdichte oder kalkartige Materie enthalten ist. Luftgeschwülste, welche von der in das Zellengewebe, oder in irgend eine Höhle hineingedrungenen Luft entstehen. Speichelgeschwülste, die ihren Ursprung von einer widernatürlichen Anhäufung und Stockung des Speichels in den Speichelgängen haben. Milchgeschwülste, die von einer Milchanhäufung in den Eutern selbst, oder von Versezung der Milch in irgend einem andern Theile des Körpers entstehen. Falsche Brüche, oder Geschwülste am Nabel, im Hoden, oder Hodensacke, welche nicht wie die wahren Brüche ein Eingeweide, sondern eine widernatürliche Flüssigkeit in sich enthalten, oder auch sonst eine krankhafte Ausartung des Theils zum Grunde haben. Organische Geschwülste, welche einen aus seiner Lage gewichenen organischen Theil in sich enthalten; Gelenkgeschwülste, die von einer auf die Gelenke geworfenen schadhaften Materie entstehen, u. s. w. Ein jedes dieser Geschlechter begreift die darunter gehörigen Gattungen in sich, welche darnach zu beurtheilen und zu behandeln sind. Ihre Abhandlung findet man in den ihnen gewidmeten besondern Artikeln.

Geschwür. So nennt man eine mit Jauche und Unreinigkeiten angefüllte Trennung des Zusammen-

hangs in den weichen Theilen des thierischen Körpers. Es unterscheidet sich von einem Eitergeschwür oder einer eiternden Wunde dadurch, daß sich in diesen ein guter Eiter von weißgelblicher Farbe, mittelmässiger Dicke, ohne Geruch und Schärfe erzeugt, und die Oberfläche derselben rein ist; in jenem hingegen ein mehr oder weniger dünner, misfarbiger, übelriechender und fressender Eiter vorhanden, und die Oberfläche mit erschlafften, zerfressenen, welken, schwammichten, faulen, leblosen, verhärteten Fleischfasern u. s. w. bedeckt ist.

Die Zufälle bey einem Geschwüre richten sich nach seinem Umfange, nach dem Grade der Schärfe der darinn sich erzeugenden Jauche, nach der Empfindlichkeit und natürlichen Verrichtung des leidenden Theils, nach dem stärkern oder schwächern Zuflusse der Säfte dahin, und nach dem mehr oder weniger freyen Ausflusse aus dem Geschwüre. Ein Geschwür von kleinem Umfange verursacht keinen grossen Verlust von Säften, und folglich leidet die Gesundheit des Thiers nicht beträchtlich dadurch. Hat es aber einen grossen Umfang, so kann der tägliche Verlust an Säften, die zu seiner Erhaltung nöthig sind, Entkräftung, und gar eine wirkliche Abzehrung zuwege bringen. Doch giebt es auch Fälle, in denen der Ausfluß aus dem Geschwüre von heilsamen Folgen ist, indem sich die Natur dieses Weges bedient, schädliche Säfte aus dem Körper zu schaffen. Je schärfer die Jauche im Geschwüre, und je empfindlicher der leidende Theil ist, desto mehr Jucken und Schmerzen leidet das Thier. Ist die Empfindlichkeit des Theils sehr groß, und die Jauche beträchtlich scharf, so befindet sich das Geschwür beständig in einem entzündeten Zustande. Die Absonderung der Unreinigkeiten und die Erzeugung eines jungen gesunden Fleischs wird dadurch nicht allein gehindert, sondern die scharfe Jauche frißt auch beständig weiter um sich, und richtet

immer grössere Zerstörungen im leidenden Theile an. Je nothwendiger dieser zu den natürlichen Verrichtungen des Thiers ist, desto mehr leidet es durch die Hemmung, oder den gänzlichen Verlust derselben. Ein starker Zufluß der Säfte nach dem Geschwüre, welches insonderheit der Fall ist, wenn es sich an einem abhängigen Orte, z. B. an den Füssen befindet, wenn der leidende Theil sehr empfindlich ist, und die Jauche durch ihre Schärfe einen beständigen Reiz darinn verursacht, unterhält die Erzeugung der Jauche in einem zu hohen Grade, und befördert dadurch die Entkräftung des Körpers. Ist der Ausfluß nicht frey und ungehindert, so wird von der scharfen Jauche täglich ein Theil wieder in die Wege des Kreislaufs eingesogen und dem Blute beygemischt. Je stärker diese Einsaugung ist, desto schlimmere Folgen hat sie. Die ganze Blutmasse wird dadurch nach und nach verdorben, und es entsteht ein schleichendes, auszehrendes Fieber, gewöhnlich fäulichter Art. Sehr selten ist dieses Fieber entzündungsartig.

Die Geschwüre werden auf mancherley Art eingetheilt. Man richtet sich dabey nach der Beschaffenheit der festen Theile in ihrem Umfange, nach der Natur der ausfliessenden Jauche, nach den Theilen, woran sich die Geschwüre befinden, nach den damit verknüpften Zufällen, und nach dem Alter und der Gestalt des Schadens. Ihre vornehmste Eintheilung aber gründet sich auf ihre Ursachen; denn nach diesen muß vorzüglich die Heilung eingerichtet werden. — In Beracht der festen Theile im Umfange der Geschwüre theilt man sie ein in einfach unreine Geschwüre, deren Oberfläche mit den gewöhnlichen Unreinigkeiten, die aus den erschlafften, verwelkten und zerfressenen leblosen Fleischfasern und Gefässen bestehen, bedeckt, bleich, weich und wenig empfindlich sind. Zuweilen vertrocknen diese Enden von Gefässen und Fibern, und kleben in eine harte, trockene, blasse, ganz unempfindliche Kruste zusammen,

die entweder die ganze Oberfläche des Geschwürs, oder nur seine Ränder bedeckt, und Schwiele genannt wird. Das Geschwür heißt in diesem Falle ein callöses, schwielichtes, oder harträndiges Geschwür. Das schwammichte Geschwür bekommt seinen Namen von schwammichtem Fleische, welches seine Oberfläche bedeckt. Dieses ist entweder weich, dunkelroth, oder bläulich und unempfindlich, und blutet bey der geringsten Berührung leicht; oder es ist hart, schmerzhaft und sehr empfindlich; oder es ist schlaff, blaß, schleimicht und unempfindlich. Im ersten Fall nennt man es wildes Fleisch; im zweyten hält man es für krebshaft. Nicht immer ist die ganze Oberfläche des Geschwürs mit einem solchen Fleische bedeckt; manchmal befindet es sich bloß an seinen Ränden, und manchmal wächst es aus einer einzigen Stelle im Grunde des Geschwürs wie ein Schwamm hervor, und hebt sich über die Haut. Das brandige Geschwür unterscheidet sich durch die faule Beschaffenheit der festen Theile auf seiner Oberfläche und in seinem Umfange. Es ist schwärzlich, unempfindlich, und giebt einen häßlichen Geruch. Schmerzhafte Geschwüre befinden sich entweder an sehr empfindlichen Theilen, oder sie sind entzündet, oder sie haben eine scharfe, fressende Jauche. Unempfindliche Geschwüre haben entweder eine Oberfläche von brandiger Beschaffenheit, oder mit schwammichter Erschlaffung, oder schwielichter Verhärtung. Endlich befinden sich in dem nahen Umfange des Geschwürs zuweilen viele knotige ausgedehnte Aederchen, da man ihm den Namen varicöses Geschwür giebt; oder es ist mit stockenden wässerichten Feuchtigkeiten angefüllt, wie bey dem ödematösen Geschwüre, oder es ist ganz hart, und man nennt es ein verhärtetes Geschwür. Nach der verschiedenen Beschaffenheit der Jauche, die aus dem Geschwüre fließt, sind folgende Gattungen zu bemerken: Das fressende

Geschwür

Geschwür unterscheidet sich durch die dünne, wässerichte, sehr scharfe und um sich fressende Jauche, welche immer mehr feste Theile im Umfange des Geschwürs verdirbt, daher es beständig schmerzt, und täglich grösser wird. Das faule Geschwür hat eine stinkende, blutige, grünliche, bräunliche, schwärzliche und sehr faule Jauche. In solchen Geschwüren erzeugen sich zuweilen Würmer. Zuweilen ist die Jauche ranzig, zuweilen schleimicht. Einige Geschwüre geben eine grosse Menge Jauche von sich, einige nur wenig, und noch andere gar keine. Erstere nennt man laufende, leztere trockene Geschwüre. Nach den Theilen, woran sich die Geschwüre befinden, nennt man sie Nasengeschwüre, Ohrengeschwüre, Strahlgeschwüre, Fesselgeschwüre, u. s. w. Einigen hat man ganz besondere Namen gegeben, z. B. Mauke, Raspe, Wolf, Straubfuß, Horndurchfäule, u. s. w. Geschwüre in fleischichten Theilen riechen insgemein übel; in fettigen Theilen pflegt die Jauche scharf und ranzig zu seyn, und geschwind um sich zu fressen. Geschwüre in flechsichten Theilen enthalten die meiste Zeit eine grosse Menge wässerichter Jauche. Geschwüre in drüsichten Theilen sind oft besonders hartnäckig. Geschwüre in Knochen nennt man Beinfraß, wovon ein eigener Artikel handelt. In Absicht der Zufälle, welche sich zu den Geschwüren gesellen, sind besonders solche zu merken, in deren Grunde sich angegangene Knochen befinden. Man nennt sie beinfrassige Geschwüre. Zuweilen sind heftige Schmerzen, welche Zuckungen und dergleichen verursachen, bedenkliche Blutungen u. s. w. damit verbunden, die eine besondere Aufmerksamkeit erfodern. Geschwüre dieser Art heißt man complicirte oder verwickelte Geschwüre. Nach dem Alter theilt man die Geschwüre in frische und alte ein. Je älter das Geschwür ist, desto langweiliger und hartnäckiger ist seine Heilung, theils weil

seine Ursache gewöhnlich alt und eingewurzelt ist, und sich schwer heben läßt, theils weil die Säfte des Thiers durch den grossen erlittenen Verlust und die Einsaugung der Jauche sehr verdorben sind, theils auch, weil die Natur sich nun an den Ausfluß durch das Geschwür gewissermassen gewöhnt hat. In Ansehung der Gestalt theilt man die Geschwüre in offene, in Hohlgeschwüre und Fisteln ein. Unter erstern werden solche verstanden, deren Oefnung so groß und weit ist, daß die Jauche frey ausfliessen, und der Thierarzt den innern Umfang derselben ungehindert erkennen kann. Hohlgeschwüre und Fisteln hingegen haben die Gestalt eines schmalen Ganges und eine enge Oefnung; übrigens unterscheiden sich diese beyde von einander dadurch, daß leztere inwendig schwielicht sind, erstere aber nicht.

Was die Ursachen der Geschwüre anbetrift, so sind dieselben entweder äusserliche, die ihren Siz am Orte des Geschwürs haben, und deren Wirkung sich bloß auf diesen einschränkt, oder sie sind innerliche, und liegen in irgend einem Fehler im Körper, der eine allgemeine Krankheit desselben hervorbringt, von der das Geschwür nur ein Zufall ist. Eine der vorzüglichsten Ursachen, durch welche Geschwüre hervorgebracht werden, ist der Misbrauch der erweichenden Behandlungsart bey eiternden Wunden und Eitergeschwüren. Durch die unzeitige Anwendung von Salben, ölichten und fettigen Mitteln wird die Eiterung zu sehr vermehrt, der leidende Theil erschlafft, und das Uebel in ein Geschwür verwandelt. Dahin gehört ebenfalls das zu seltene Verbinden, wodurch sich der Eiter zu sehr anhäuft, scharf wird, und die Oberfläche des Eitergeschwürs erschlafft und unrein macht. Nicht selten sind fremde Körper, welche in dem leidenden Theile stecken, die Ursache der Geschwüre, wie zum Beyspiel bey Schußwunden, in denen Kugeln, Eisenstücke, Werg, Wolle, Haare und dergleichen ver-

borgen liegen. Auch die Wieken, deren sich ungeschickte Thierärzte so oft unnöthiger Weise bedienen, wirken als fremde Körper, und verwandeln eine Wunde gleichsam in ein künstliches Geschwür. Oft hat ein hartnäckiges bösartiges Geschwür seinen Grund in einem abgesonderten Knochensplitter. Selbst der Eiter kann der fremde Körper seyn, der die Heilung eines Eitergeschwürs hindert, und es in ein langwieriges Geschwür verwandelt, wenn er keinen freyen Ausfluß hat, und die Höhle beständig anfüllt, wie dies der Fall bey Eitergeschwülsten mit langen hohlen Gängen und einer zu engen Oefnung ist. Manchmal ist das Zellengewebe unter der Haut durch den Eiter gänzlich verzehrt, und die davon entblößte Haut, welche aller Nahrung beraubt, misfarbig und welk wird, kann sich mit unterliegenden Theilen nicht vereinigen, sondern drückt sie als ein fremder Körper, und verwandelt den Schaden in ein Geschwür. Eben so berührt der Grund eines Eitergeschwürs zuweilen die Haut eines unterliegenden Behälters, welche durch den Eiter von allem Zellengewebe entblößt wird, und nun als ein fremder Körper die Heilung aufhält, wie es sich z. B. bey derjenigen Afterfistel ereignet, welche nicht durch den Mastdarm geht. Endlich kann alles dasjenige, was überhaupt eiternde Wunden oder Eitergeschwüre von neuem entzündet, ihre Reinigung hindern, und sie in Geschwüre verwandeln; dahin sind der Gebrauch scharfer reizender Mittel, ein mechanischer Druck durch zu festen Verband, grobes Werg, das unbehutsame Abwischen des Eiters beym Verbinden, eine beständige Bewegung des leidenden Theils, dessen senkrechte Lage, zu warme Luft im Stalle, u. s. w. zu rechnen. — Am häufigsten haben aber die Geschwüre ihren Ursprung innerlichen Ursachen zu danken. Einige derselben sind specifischer Art, wohin die scorbutischen, die wurmichten, die flechtenartigen, die räudigen, und vielleicht noch andere gehören. Daß eine

solche specifische Ursache Schuld am Geschwüre sey, kann der Thierarzt vermuthen, wenn es und die darinn befindliche Jauche eben nicht übel aussieht, das Thier sich übrigens wohl zu befinden scheint, und doch die Heilung durch keine der gewöhnlichen Mittel bewerkstelligt werden kann. Ueberdies hat jede dieser Ursachen ihre eigenen besondern Kennzeichen, wovon die dahin gehörenden Artikel nachzulesen sind. Die scorbutischen Geschwüre sind meistens schwammicht, und haben einen dunkelrothen Umkreis mit bläulichen Flecken. Die wurmichten Geschwüre enthalten anfangs einen dem Scheine nach gutartigen Eiter, der sich aber in der Folge in eine gelbe, zähe, schleimichte Jauche verwandelt; die Ränder schwellen dabey auf, und biegen sich auswärts. Heilt man sie zu früh zu, ehe die Säfte im Körper verbessert sind, so entstehen in der Nähe gleich wieder andere Geschwüre. Die flechtenartigen Geschwüre erkennt man an kleinen rothen juckenden Knötgen in denselben, die sich in eine kleienförmige Abschuppung verwandeln, worunter denn aber immer eine scharfe fressende Feuchtigkeit zurück bleibt. Räudige Geschwüre sind mit einer Borte oder Kruste bedeckt, und jucken sehr, so daß das Thier immer geneigt ist, sie zu schaben. Krazt man die Kruste ab, so befindet sich ein klebriges scharfes Wasser darunter, das sich wieder von neuem in eine Kruste verhärtet. Unter die häufigern Ursachen von Geschwüren gehören ferner zurückgetriebene Hautausschläge, als Grind, Hundeblattern, Schaafpocken und dergleichen. Diese haben keine eigene besondere Kennzeichen, sondern man muß ihre Ursache bloß aus der Geschichte dessen, was mit dem Thiere vorher vorgegangen ist, errathen. Oft erfolgt die Wirkung erst lange nach der Ursache, und dann hält es desto schwerer, den wahren Ursprung des Uebels zu erforschen. Nicht weniger ist eine verringerte oder gehemmte Ausdünstung oft eine Ursache der Geschwüre. Mangel an

Bewegung, ein kalter, feuchter Stand, schleunige Erkältung nach einer Erhizung, ein unvermutheter Schrecken, wann das Thier schwizt, eine natürliche angeborne Trägheit, schlechtes Futter, so wie alles, was den Körper entkräftet, können dazu Veranlassung geben. Ja selbst ein alter schlecht genährter Körper allein kann Schuld seyn, daß eine leichte Wunde sich in ein Geschwür verwandelt. Manchmal entstehen in solchen Körpern Geschwüre ganz von freyen Stücken, ohne alle äusserliche Veranlassung. Offenbar liegt hier der Grund einzig und allein in der übeln Beschaffenheit der Säfte, von deren Verbesserung die Heilung abhängt. Doch giebt es auch Fälle, in denen die übele Beschaffenheit der Säfte hier nicht die Ursache des Geschwürs, sondern die Folge desselben ist, und man hat dessen Ursprung anderswo zu suchen. Oft hat ein Geschwür seinen Grund in einem entgegengesezten Zustande des Körpers. Das Thier ist jung, stark, vollblütig, muthig, von Natur unruhig; es bekommt ein sehr gutes, nahrhaftes Futter, u. s. w. Das Geschwür ist beständig in einem entzündeten Zustande, und gelangt nie zur vollkommenen Eiterung und Reinigung. Nirgends liegt endlich die Ursache von langwierigen Geschwüren öfter, als in den Eingeweiden des Unterleibes. Verstopfungen in denselben, und die dadurch unterhaltenen Reize wirken auf entfernte Theile, stören den Kreislauf in ihnen, und geben nicht selten Anlaß zu Geschwüren. Zuweilen stecken diese Reize in den Gedärmen, und erfodern nichts als Purgirmittel, manchmal aber liegen sie tiefer und verborgener in der Leber, in der Milz, im Gekröse u. s. w.

Die Vorhersagung bey Geschwüren hängt von mehrern Umständen ab. Dahin gehören vorzüglich, ob es schwer oder leicht sey, die Ursache des Geschwürs zu entdecken; ob man, wenn sie entdeckt ist, sie nur mit vieler Mühe und mit grossen Kosten und Zeitverlust, oder in kurzer Zeit und leicht heben könne; ob sich die Beschaf-

fenheit des Geschwürs in Ansehung seiner Oberfläche und der ausfliessenden Jauche viel oder wenig von dem Zustande eines reinen Eitergeschwürs entferne; ob es schon alt und eingewurzelt, oder noch frisch sey; ob das Thier bey Jahren, oder noch jung sey; ob seine Leibesbeschaffenheit viel oder wenig von dem Zustande einer vollkommenen Gesundheit abweiche; ob die Natur den Theil, woran sich das Geschwür befindet, zu wichtigen, oder minder wesentlichen Verrichtungen bestimmt habe; und endlich ob das Geschwür ein verwickeltes, ein fistelartiges, oder ein einfaches, ein offenes Geschwür sey. In den ersten Fällen hält die Heilung immer schwerer, und die damit verbundene Gefahr ist allemal grösser, als in leztern.

Die Heilung eines Geschwürs hängt vorzüglich von der Wegschaffung seiner Ursache ab. Ist diese gehoben, so bessert sich die Jauche, und das Geschwür wird rein, und heilt von selbst. Kann man keine Ursache finden, oder will das Geschwür nach gefundener und gehobener Ursache dennoch nicht heilen, so richtet man die Heilmethode nach der Beschaffenheit der festen Theile und der Jauche im Geschwür ein. Und nur erst, wann diese methodischen Curarten fehlschlagen, oder nicht anzuwenden sind, wird ein geschickter Thierarzt seine Zuflucht zu einer empirischen, oder bloß auf Erfahrung gegründeten Cur nehmen. Uebrigens bedarf es wohl keiner Erinnerung, daß bey der Heilung allemal auf die Beschaffenheit des leidenden Theils, auf die Gestalt des Geschwürs und auf die verschiedenen damit verbundenen Zufälle mit Rücksicht genommen werden muß. Zuweilen kommen Fälle vor, in denen man die Heilung des Geschwürs nur mit der grössesten Vorsicht unternehmen, oder sie wohl gar nicht unternehmen darf. Hat das Thier vorher allerhand Beschwerden gehabt, die sich nun, seitdem das Geschwür da ist, verlohren haben, so lauft man Gefahr, eben die und vielleicht noch andere be-

denklichere Beschwerden wieder hervorzubringen, wenn man das Geschwür unvorsichtig austrocknet und zuheilt. Die Natur bedient sich zuweilen eines Geschwürs, um gewisse Unreinigkeiten in den Säften, oder eine Krankheitsmaterie aus dem Körper zu schaffen. Wenn man sie in dieser heilsamen Absicht durch unüberlegte Verstopfung eines solchen Ausführungsweges stört, so ist zu befürchten, daß sich die Krankheitsmaterie auf irgend einen andern, vielleicht wichtigern, oder wohl gar auf einen edeln Theil werfen werde, dessen Verlezung ohne gänzlichen Verlust der Gesundheit, oder gar des Lebens des Thiers nicht bestehen kann. Eine Curart, die das Geschwür dadurch heilt, daß sie seine Ursache hebt, kann in keinem Falle von übeln Folgen seyn. Immer ist hingegen die Heilung durch äusserliche Mittel mit Gefahr verknüpft, wenn man nicht zuverläßig weiß, daß das Geschwür bloß von äusserlichen örtlichen Ursachen, und von keiner innerlichen entsprungen ist. Grosse Behutsamkeit in der Heilung empfiehlt man gewöhnlich bey alten Geschwüren, und zwar aus dem Grunde, daß sich die Natur hier an den Ausfluß durch das Geschwür so sehr gewöhnt habe, daß nach dessen Heilung nothwendig eben so schlimme und gefährliche Zufälle als nach Verstopfungen natürlicher Ausleerungen entstehen müssen. So ganz ohne alle Einschränkung wahr mag diese Behauptung nun freylich wohl nicht seyn. Vielmehr ist es glaublich, daß solche Geschwüre, sie seyn auch so alt, als sie wollen, oft dreist geheilt werden dürfen; und daß nach ihrer Heilung nur alsdann schlimme Zufälle erfolgen, wenn sie bloß durch äusserliche Mittel bewirkt worden, und dabey nicht zugleich Rücksicht auf die innerlichen Ursachen genommen worden ist, denen sie ihren Ursprung zu danken hatten. Weil indessen solche innerliche Ursachen nicht selten sehr verborgen sind, wie schon oben gesagt worden, so bleibt es immer rathsam, zuvor ehe man die Cur eines alten Geschwürs unternimmt, an

einem bequemen Orte ein künstliches Geschwür zu legen, um nach der Heilung jenes die Wirkung der etwanigen innerlichen Ursache dahin zu lenken. Ist diese hingegen richtig und deutlich erkannt, so kann man ganz sicher die Heilung des Geschwürs ohne diesen Nothbehelf durch die ihr angemessene Curart unternehmen. — Kein Geschwür kann, wenn es nur einigermassen von Bedeutung ist, ohne eine zweckmässige Wartung des Thiers geheilt werden. Bey einer gut eingerichteten Lebensordnung desselben werden zuweilen die hartnäckigsten Geschwüre mit dem glücklichsten Erfolge ganz allein von der Natur geheilt. Es versteht sich aber von selbst, daß die Lebensordnung nach der Ursache und Beschaffenheit des Geschwürs bestimmt werden muß. Ein laufendes Geschwür erfodert ein trockenes Futter; bey einem faulen Geschwür dient ein säuerliches und aus frischen Kräutern und Gräsern bestehendes Futter. Ist das Geschwür bleich und schlaff, so muß das Futter nahrhaft und stärkend seyn; bey einem entzündeten hingegen wird eine kühlende Lebensordnung erfodert. In vielen Fällen zeigt uns, wenn man dem Thiere seine Freyheit läßt, sein natürlicher angeborner Trieb die ihm dienlichen Nahrungsmittel an. Ebenfalls wird die Heilung der Geschwüre überhaupt sehr dadurch befördert, wenn alle natürliche Ausleerungen frey und ungehindert von statten gehen, und die Einsaugung der Jauche so viel als möglich gehindert wird. Jede abgesonderte Feuchtigkeit im Körper, welche bestimmt ist, ausgeleert zu werden, ist scharf und verdorben, und wirft sich, wenn sie nicht ausgeleert wird, leicht auf das Geschwür und verschlimmert dasselbe; nicht einmal zu gedenken, daß eben diese Ausleerungen, so lange sie ungehindert vor sich gehen, auch einen Theil der eingesogenen Jauche mit sich fortnehmen, da im Gegentheil, wenn jene gehindert werden, auch diese zurückgehalten wird, und übele Wirkungen im Körper hervorbringt. Vor allen andern verdient hier die Unterhaltung der un-

merklichen Ausdünstung die besondere Aufmerksamkeit des Thierarzts; und er hat also darauf zu sehen, daß es dem Thiere nicht an mässiger Bewegung fehle, daß es in keinem zu kalten Stalle stehe, immer mit guter Streu versehen, und keiner Zugluft ausgesezt sey. Unter den Mitteln, welche die unmerkliche Ausdünstung gelinde unterhalten, ist keines vorzüglicher, als das Spiesglas, und die Erfahrung zeigt auch, daß es bey Geschwüren überhaupt für eine jede Gattung von Thieren ein sehr heilsames Mittel ist. Die Einsaugung der Jauche verhindert der Thierarzt so viel als möglich, wenn er beständig für ihren freyen Ausfluß sorgt. Diese Absicht läßt sich auf keine bessere und wirksamere Weise erreichen, als durch den Gebrauch des gemeinen Wäschschwamms zum Verbande. Dieser Schwamm saugt, wenn er über die Charpie in lauter dünnen Scheiben ins Geschwür gelegt, und so oft es nöthig ist, mit neuen verwechselt wird, alle scharfe Jauche in sich, und verhindert so wohl deren nachtheilige Würkung auf das Geschwür, als auch die Einsaugung derselben. Endlich trägt nichts mehr zur baldigen Heilung des Geschwürs bey, als die Ruhe des Theils, woran es sich befindet; und nichts hindert sie mehr, als dessen beständige Bewegung. Darum sind Geschwüre an den Füssen insgemein schwerer zu heilen, als an andern Theilen, und hingegen heilen nicht selten die hartnäckigsten Geschwüre ganz von selbst, so bald als man bewirkt hat, daß der leidende Theil in Ruhe bleibt.

Nach diesen vorausgeschickten allgemeinen Bemerkungen über die Heilung der Geschwüre wollen wir nun die drey oben angeführten Curarten, so viel als es sich in diesem Artikel von den Geschwüren überhaupt thun läßt, genau durchgehen. Denn die besondere Behandlung einer jeden Gattung von Geschwüren muß man in den für sie bestimmten Artikeln suchen. Die erste und vornehmste Heilmethode, welche der Thierarzt wählen

muß, ist diejenige, welche gegen die Ursache des Geschwürs gerichtet ist. So lange als diese nicht gehoben, sind alle andere Mittel fruchtlos; das Geschwür heilt nicht, oder wenn es ja zuheilt, so bricht es doch bald wieder auf, oder es entstehen gar andere noch schlimmere Uebel daraus, als das Geschwür selbst war. Hat man aber die Ursache gehoben, so heilt es nicht selten ganz von selbst, und alle äusserliche, reinigende und die Jauche verbessernde Mittel sind unnöthig. Zuweilen bleibt jedoch dieser gute Erfolg nach entfernter Ursache demohnachtet aus, und dann ist der Fall dreyfach. Ausser der bekannten Ursache ist entweder noch eine andere verborgene Ursache an dem Geschwüre mit Schuld, welche gesucht und gehoben werden muß; oder es hat sich ein örtlicher Fehler erzeugt, der dessen Heilung aufhält, und eine besondere Behandlung erfodert, wenn es z. B. schwielicht, varicös, verhärtet, fistelartig u. s. f. geworden ist; oder das Geschwür ist zu alt, und die Natur hat sich an den Ausfluß dadurch gewöhnt. — Wenn die Ursache des Geschwürs eine innere allgemeine Ursache ist, so werden zur Heilung auch allgemeine innerliche Mittel erfodert, wodurch der krampfhafte Zustand des Körpers gehoben wird. Zuweilen hat der Krankheitsstof eine besondere specifische Eigenschaft, wie z. B. beym Scorbut, beym Wurm, u. s. w., wogegen auch specifische Mittel gebraucht werden müssen. Von diesen sehe man die besondern Artikel nach. Zuweilen liegt zwar die Ursache ganz gewiß im Körper, aber sie ist nicht sichtbar genug, um richtig erkannt zu werden. In solchem Falle erreicht man oft seine Absicht durch eine Heilmethode, die bloß gegen die allgemeine Leibesbeschaffenheit des Thiers gerichtet ist. So muß man ein nahrhaftes Futter und den Gebrauch stärkender Arzneyen verordnen, wenn das Thier mager, schwächlich und ausgehungert ist; hingegen eine kühlende Lebensordnung, gelinde Abführungen, Salpetermittel, und selbst Aderlassen, wenn

es gut bey Leibe, von entzündlicher Leibesbeschaffenheit und vollblütig ist. — So viele Aufmerksamkeit die innerlichen Ursachen erfodern, eben so viele Sorgfalt muß man auch auf die Wegschaffung der äusserlichen verwenden. Wenn durch den Misbrauch einer erschlaffenden Heilart mit fettigen und öhlichten Salben ein Eitergeschwür in ein langwieriges Geschwür verwandelt worden ist, so muß alles, was erschlafft, vermieden, und hingegen alles angewandt werden, was stärket. Hat das Geschwür seinen Ursprung von einem örtlichen Reize, so muß man diesen sorgfältig aufsuchen und entfernen. Steckt ein fremder Körper im leidenden Theile, wodurch das Geschwür unterhalten wird, so muß er herausgeschafft werden. Befindet sich im Grunde des Geschwürs, oder in der Nähe ein schadhafter Knochen, so erfodert dieser Umstand die ihm angemessene Behandlung. Ist das Geschwür fistelartig, so muß es in ein offenes verwandelt werden, u. s. w.

Die zweyte Curart, wann nemlich weder eine innerliche noch eine äusserliche offenbare Ursache vorhanden ist, oder wann, ohngeachtet dieselbe gehoben ist, dennoch die Heilung des Geschwürs nicht erfolgt, besteht darinn, daß der Thierarzt auf die besondere Beschaffenheit des Geschwürs sein Augenmerk richte. In einem jeden Geschwüre befinden sich Unreinigkeiten, nemlich verwelkte, leblose, verdorbene feste Theile. Die Reinigung des Geschwürs, wodurch es in den Zustand eines reinen Eitergeschwürs, oder einer frischen eiternden Wunde versezt wird, ist also das erste Stück dieser Curart. Gemeiniglich bewirkt man sie durch die Absonderung der verdorbenen festen Theile auf der Oberfläche des Geschwürs. Indessen ist diese Absonderung nicht immer nöthig; sie findet nur dann statt, wenn die festen Theile so sehr verdorben sind, daß man sie nicht wieder herstellen kann. Zuweilen besteht ihre Verderbniß bloß in einer Erschlaffung; dann kommt es

einzig und allein darauf an, ihnen ihre vorige Spannkraft wieder zu geben, welches man durch stärkende Mittel bewirkt, die hier das Geschwür reinigen, ohne daß irgend eine Absonderung erfolge. Durch die Absonderung bewirkt man die Reinigung des Geschwürs gemeiniglich vermittelst solcher äusserlicher Mittel, welche mehr oder weniger, oft sehr reizend sind, den Zufluß der Säfte und die Bewegungen der festen Theile vermehren, und dadurch die Ablösung der verdorbenen und leblosen Theilchen von den lebendigen befördern. So allgemein diese Mittel aber auch im Gebrauche sind, so thun sie doch sehr oft gerade das Gegentheil, und sind offenbar schädlich. Zur richtigen Bestimmung ihres Gebrauchs kommt es darauf an, daß man den doppelten Zustand wohl unterscheide, in welchem sich jedes Geschwür befinden kann. Dieses ist nemlich entweder schmerzhaft und entzündet, und enthält eine scharfe Jauche; oder es ist unempfindlich und schlaff. Im ersten Falle ist ein beständig fortwirkender Reiz da, und die Hauptanzeige zur Heilung beruhet bloß darauf, daß man das Geschwür zur Eiterung bringe. Diese sondert alle Unreinigkeiten ab. Alles was reizt, ist hier schädlich, unterhält die Entzündung, hindert die Eiterung, und folglich die Absonderung der Unreinigkeiten. Ein warmer Verband, erweichende Breyumschläge und Bähungen sind hier die besten Reinigungsmittel, zumal wenn man damit zugleich Ruhe und eine entzündungswidrige Lebensordnung des Thiers verbindet. Nur im zweyten Falle, wo Schlaffheit und Unempfindlichkeit im Geschwüre vorhanden ist, sind Mittel nöthig, welche durch einen mässigen Reiz die Schnellkraft der Theile wieder herstellen, ihre Empfindlichkeit erhöhen, und sie in den Stand sezen, die Absonderung des schadhaften zu bewirken. Unter solchen gelinde reizenden Mitteln sind folgende die bewährtesten: eine Abkochung von Osterluceywurzel (Aristolochia vulgaris)

Aronswurzel (Arum maculatum), Violenwurzel (Iris florentina) Nußblättern, Lachenknoblauch (Teucrium scordium), Odermennig (Agrimonia eupatoria); das Pulver von rothem Präcipitat, Galmeystein und Myrrhen; gebrannter Alaun; Augenstein in Wasser aufgelöst; das gewöhliche Aezwasser, oder Sublimat in destillirtem Wasser aufgelöst; eine gesättigte Auflösung von lebendigem Queckſilber in Scheidewasser, wovon zwölf Tropfen mit einer Unze Kalkwasser vermischt werden; die Aegyptische Salbe u. s. w. Zuweilen sind diese Mittel nicht hinreichend. Die Theile auf der Oberfläche des Geschwürs haben zwar einen solchen Grad von Verderbniß, daß ihre Herstellung nicht mehr möglich ist, allein sie sind doch noch nicht ganz leblos. Um ihre Absonderung zu beschleunigen, müssen sie vollends getödtet werden. Zu diesem Tödten bedient man sich des glühenden Eisens, oder der Aezmittel, unter denen der Höllenstein das gebräuchlichste ist. Man berührt damit die ganze Oberfläche des Geschwürs, oder streuet ihn in Pulver hinein, wenn der Unreinigkeiten sehr viele sind. Sein Gebrauch darf aber nicht oft wiederholt werden, sonst wird das Geschwür dadurch immer in einem entzündeten Zustande erhalten, und die Eiterung verhindert. Hat man das Aezmittel gebraucht, und zwar so, daß man glauben kann, mit diesem einen Mal alle Unreinigkeiten getödtet zu haben, so verbindet man das Geschwür mit Digestivsalbe, um die Absonderung der Brandrabe zu befördern. — Die schwielichten Geschwüre erfodern entweder bloß erweichende Mittel, z. B. Breyumschläge mit Seife, Ammoniacgummi und dergleichen, wenn sie nemlich dünn und nicht zu hart sind, oder anfangs scharfe Mittel, Spiesglasbutter u. dergl., um die schwielichten Theile zu entzünden, und dann eitermachende Mittel. Oft sind aber auch diese nicht hinreichend, sondern man muß Einschnitte darauf machen, oder noch besser, wenn die Umstände es erlau-

ben, sie alle mit dem Messer rein wegnehmen. (Man sehe den Artikel Schwiele) — Bey schwammichten Geschwüren sind zuweilen ein trockener Verband und eine etwas fest angelegte Binde, wo sie anzubringen ist, allein hinreichend zur Tilgung des schwammichten Fleischs. Wächst es aber zu stark, so sind trocknende und zusammenziehende Mittel nöthig, z. B. eine Abkochung von Chinarinde mit Kalkwasser, Campher mit Arabischem Gummi abgerieben und in Wasser aufgelöst, und dergleichen, womit man den Verband oft befeuchtet. Zuweilen ist es nöthig, es mit dem Höllensteine wegzuäzen, oder wenn nur ein einziger Fleischschwamm da ist, ihn mit dem Messer auszuschneiden. Nicht selten hat das schwammichte Fleisch seinen Ursprung von einem Fehler des unterliegenden Knochens, ohne dessen Verbesserung seiner Entstehung nicht abgeholfen werden kann. (Man sehe den Artikel schwammichtes Fleisch) — Schmerzhafte Geschwüre sind zuweilen roth, trocken und entzündet, und erfodern warm erweichende Breyumschläge oder Bähungen, Ruhe und eine entzündungswidrige Lebensordnung des Thiers, manchmal auch innerliche entzündungswidrige Mittel, ja selbst Aderlassen. Ist eine zu grosse Schärfe der Jauche Schuld an der Entzündung und dem schmerzhaften Zustande, so ist der Gebrauch des Schwamms von grossem Nuzen. Zuweilen macht ein fremder Körper das Geschwür sehr empfindlich und schmerzhaft; oder es ist ein empfindlicher Theil im Geschwüre selbst entblößt, und wird durch die Berührung der Verbandstücke oder der Jauche schmerzhaft. Im ersten Falle muß der fremde Körper weggeschaft, im zweyten der entblößte empfindliche Theil mit einer besänftigenden Salbe bedeckt werden. Uebrigens werden bey allen schmerzhaften Geschwüren Breyumschläge oder warme Bähungen mit einer Auflösung des Opii, oder von einer Abkochung von Mohnköpfen, Schierlingskraut (Conium macu-

latum) und Bilsenkraut (Hyoſciamus niger) empfohlen. — Bey Geſchwüren mit bleichen, ſchlaffen, oder manchmal gar ödematöſen Ränden iſt der Gebrauch des Aezwaſſers, der Chinarindenabkochung mit Kalkwaſſer und Mohnſaft, einer ſchwachen Auflöſung von Höllenſtein, des Pulvers von rothem Präcipitat und Myrrhe, des Augenſteins u. ſ. w. von Nuzen. Dabey kann man den Umfang des Gliedes, woran das Geſchwür ſich befindet, mit Spaniſcher Fliegentinctur oder ſonſt einem ſcharfen geiſtigen Mittel reiben. Uebrigens thun hier gemeiniglich eine nährende Lebensordnung und innerliche ſtärkende Mittel gute Dienſte. — Varicöſe Geſchwüre erfodern den Gebrauch von Alaun in Eſſig aufgelöſt, Thedens Schußwaſſer und dergleichen auf ihrem Umfange, wo ſich die Aderknoten befinden. — Iſt die Haut im äuſſern Umfange des Geſchwürs hart und unſchmerzhaft, ſo muß man es warm halten, und nicht feſt verbinden; und die Härte mit flüchtigem Liniment reiben, oder mit Seifen- oder Schierlingspflaſter bedecken. — Bey faulen Geſchwüren iſt zuweilen eine ſcorbutiſche Beſchaffenheit der Säfte zugegen, welche durch innerliche Mittel gehoben werden muß. Die beſten äuſſerlichen Mittel ſind roher oder gebrannter Alaun, Campher mit Arabiſchem Gummi abgerieben, beyde entweder in Pulver ins Geſchwür eingeſtreuet, oder in Waſſer aufgelöſt und in damit befeuchteten Läppchen aufgelegt; Myrrhe, Chinarinde, Karottenbrey, Pfeffermünze (Mentha piperitis) u. ſ. w. Wenn ſich Würmer darinn erzeugen, ſo werden ſie durch Reinlichkeit, häufigen Verband und den Gebrauch der Aloetinctur, des Camphers oder auch des Queckſilbers bald zu tilgen ſeyn. — Bey freſſenden Geſchwüren thut der innerliche Gebrauch des Schwefels und des Spiesglaſes gute Dienſte, und äuſſerlich der Schierling, das Kalkwaſſer, der Galmeyſtein, das Aezwaſſer, und vorzüglich der Gebrauch des Schwamms. — Laufende

Geschwüre erfodern ebenfalls den Gebrauch des Schwamms. Ausser diesem aber kann man auch den Verband mit Kalkwasser, Myrrhenessenz, einer Auflösung von zwey Quentchen Japanischer Erde und sechs Quentchen Myrrhe in acht Unzen Brandwein, Chinarindenabkochung u. s. w. befeuchten. Uebrigens muß in jedem besondern Falle die Ursache des vermehrten Zuflusses der Säfte durch die ihr angemessenen Mittel gehoben werden. — Oft gesellt sich zu den Geschwüren ein schleichendes auszehrendes Fieber, welches theils von dem täglichen Verluste der Säfte, theils von der Einsaugung der Jauche ins Blut herrührt, wodurch die Blutmasse verdorben wird. Die Behandlung dieses Fiebers erfodert eine nährende und fäulnißwidrige Lebensordnung des Thiers, und den Gebrauch gelinder Purganzen, und innerlicher stärkender und fäulnißwidriger Mittel, Chinarinde und dergleichen. Dabey muß man zugleich besorgt seyn, die Einsaugung der Jauche so viel als möglich zu verringern, welches, wie schon öfter gesagt ist, vorzüglich durch den Gebrauch des Schwamms bewirkt wird. — Wenn nach der Heilung eines Geschwürs übele Zufälle erfolgen, so kommt das entweder daher, daß das Geschwür von einer innerlichen Ursache herrührte, auf die bey der Heilung nicht gehörige Rücksicht genommen ist, oder daß die nun gehobene Ausleerung durch das Geschwür der Natur schon ganz zur Gewohnheit geworden war. Im ersten Falle muß der Thierarzt die übeln Folgen durch die der vorhandenen innerlichen Ursache angemessensten Mittel zu heben suchen. Will ihm aber das nicht gelingen, so bleibt ihm hier, so wie im leztern Falle nichts anders übrig, als ein künstliches Geschwür an irgend einer bequemen Stelle anzulegen, wodurch der Krankheitsstof ferner ausgeleert werde. Nur giebt es Fälle, in denen auch dieses nicht einmal hilft, sondern die Natur so eigensinnig ist, daß sie das Geschwür gerade an eben derselben Stelle wieder

verlangt,

verlangt, wo es vorher gewesen ist. — Sind endlich nach den bisher vorgetragenen Regeln alle Hindernisse der Heilung des Geschwürs gehoben, und ist dieses auf seiner ganzen Oberfläche von gehöriger Festigkeit, Empfindlichkeit und röthlicher Farbe, so muß es, wie eine eiternde Wunde behandelt werden, da es alsdann gewöhnlich in kurzer Zeit zuheilt.

Was zulezt die dritte Curart mit empirischen oder solchen Mitteln anbetrift, deren gute Wirkungen bey hartnäckigen Geschwüren zwar durch Erfahrungen bestättigt sind, aber nicht erklärt werden können, so verdienen hier ein paar davon angeführt zu werden, deren sich die Wundärzte bey Menschen mit grossem Nuzen bedient haben. Das erste derselben ist die künstliche Wärme, die sich besonders wirksam zur Verbesserung einer bösartigen Jauche gezeigt hat. Sie läßt sich auf eine dreyfache Weise anwenden; entweder durch einen warmen Verband, besonders mit Flanell, womit man den leidenden Theil umgiebt; oder durch eine glühende Kohle, oder durch ein Brennglas. Die glühende Kohle hält man wiederholte mal des Tages eine Viertelstunde lang unter beständigem Anblasen nahe an das Geschwür, aber ohne damit eine schmerzhafte Empfindung oder ein Verbrennen zu verursachen. Mit dem Brennglase leitet man die gesammelten Sonnenstrahlen unter beständiger Bewegung auf der Oberfläche des Geschwürs herum, so daß ebenfalls kein wirkliches Brennen hervorgebracht wird. Der warme Verband scheint vorzüglich bey trockenen, schmerzhaften und entzündeten Geschwüren dienlich zu seyn; hingegen die glühende Kohle und das Brennglas bey solchen, die mit vieler Härte umgeben sind. — Ferner gehört hieher der innerliche und äusserliche Gebrauch des Schierlings und der Belladonna (Atropa belladonna), wovon man den Artikel Krebsgeschwür nachlesen kann. Beyde Mittel haben sich sehr wirksam bey bösartigen, um sich fressen-

den und mit vieler Härte umgebenen und drüsichten Geschwüren bewiesen.— Die Einwickelung des ganzen Gliedes, woran sich das Geschwür befindet, liesse sich auch wohl in manchen Fällen bey Thieren versuchen, da sie sich den Menschen so heilsam bey Geschwüren an den Füssen bewiesen hat. Sie muß mit schmalen Binden von unten auf verrichtet werden, sich über das ganze Glied erstrecken, und nicht zu fest seyn. Vorzüglich könnte sie bey bleichen, schlaffen, verhärteten, ödematösen, varicösen, laufenden und schmammichten, nicht aber bey entzündeten Geschwüren angewandt werden. Da, wo sie wegen der Gestalt des leidenden Theils nicht statt findet, könnte man statt ihrer einen anhaltenden Druck aufs Geschwür und dessen nahen Umfang vermittelst einer Bleyplatte anbringen.

Gewächs. Unter dieser Benennung begreift man allerley Arten von Geschwülsten, Hervorragungen und Auswüchsen auf der Oberfläche des thierischen Körpers, wovon man die Artikel Balggeschwulst, Fleischgewächs u. s. w. nachsehen kann.

Gicht, Gliederweh, Gliederkrankheit. Ob von dieser unter den Menschen so häufig vorkommenden Krankheit auch die Thiere befallen werden, haben Einige bezweifeln wollen. Aber nicht allein erfahrne Thierärzte versichern uns, daß sie sie öfters bey Mauleseln, und hin und wieder bey Pferden beobachtet haben, sondern die tägliche Erfahrung lehrt auch, daß die Hunde ihr vor allen andern Thieren unterworfen sind. Sie hat mit dem Rheumatism (man sehe den Artikel Fluß) das gemein, daß sie sich auch durch Schmerzen in den Gliedern äussert, allein hier befallen diese vorzüglich die Gelenke, und rühren von einer Verderbniß des Gliedwassers oder der Gelenkschmiere her, da hingegen bey dem Rheumatism die Schmerzen eigent-

lich in den Muskeln und fleischichten Theilen ihren Siz haben, und die Gelenke nicht anders als zufällig mit leiden. Uebrigens besteht das eigenthümliche darinn, daß die Krankheit in einem besondern Zusammenhange mit der Verdauung steht, und zu ihrer Entstehung ein gewisser höchst wahrscheinlich angeerbter Krankheitsstof in den Säften erfodert wird, der sehr beweglich im Körper ist, und seinen verderblichen Einfluß auf die für die Knochen bestimmten Nahrungstheile ausübt. Daher kommt es, daß nicht allein vor ihrem Ausbruche allemal Unordnungen in dem Verdauungsgeschäfte vorgehen, sondern auch die gichtische Materie von den äussern Theilen, auf die sie sich geworfen hat, sehr leicht nach den innern zurückgeht, und sich alsdenn besonders gern auf die Verdauungswerkzeuge wirft. Diese Materie selbst zeigt sich nicht selten durch Ansammlungen und Verhärtungen in den Gelenken, wie eine kalkartige Erde, oder im Harn wie ein Schleim, der, wenn er getrocknet wird, ebenfalls eine solche erdichte Beschaffenheit hat.

Was eigentlich die Gichtmaterie sey, ob sie in einer sauern oder laugenartigen Schärfe der Säfte bestehe, ist hier zu untersuchen der Ort nicht. Allein gewiß ist es, daß ohne die Gegenwart einer solchen Materie in dem thierischen Körper die Krankheit nicht entstehen kann. Am häufigsten kommt sie in denselben durch die Ansteckung von Menschen oder Thieren, die mit der Gicht behaftet sind. Dies ist ein Erfahrungssaz, dessen Richtigkeit nicht in Zweifel gezogen werden kann. Turteltauben, welche sich mit einem Podagristen in einem Zimmer aufhalten, werden, wie jedermann weiß, podagrisch. Und wie manches artiges Schoßhündchen muß nicht die Liebkosungen einer gichtbrüchigen Matrone mit dieser schmerzhaften Krankheit büssen? Allein nicht so gewiß ist es, daß die Anlage zur Gicht angeerbt werden könne, ob es gleich sehr wahrscheinlich ist, und es nicht an Erfahrungen fehlt, welche, wenn es über-

haupt Erbkrankheiten gibt, deutlich zu beweisen scheinen, daß auch die Gicht darunter gehöre. — Was die entfernten Ursachen anbetrift, welche die Gicht veranlassen, oder die in dem Körper verborgene Anlage zu dieser Krankheit in Wirksamkeit sezen, so gehören dahin erstlich alles dasjenige, was den Körper und besonders das Nervensystem sehr schwächt, z. E. zu häufiges Aderlassen, zu starkes Purgiren, vorhergegangene Ruhr, u. s. w. zweytens zur Unzeit geschmierte oder sonst plözlich zurückgetriebene Kräze, oder andere dergleichen Hautkrankheiten, schleunige Erkältung, gewaltsam unterdrückter Schweiß, oder was sonst irgend eine Schärfe in den Säften hervorbringen kann, die nun auch die gichtische Materie in Bewegung bringt. Uebrigens entsteht die Krankheit aber auch leicht von selbst, ohne alle äusserliche Veranlassung.

Die Vorhersagung bey der Gicht ist zweifelhaft. Ist sie einmal da gewesen, so kann sie schwerlich oder niemals ganz ausgerottet werden, sondern über kurz oder lang kommt sie wieder. Im Anfalle selbst richtet sie sich nach der Heftigkeit desselben, nach den Kräften des Thiers, und nach dem Orte, den das Uebel einnimmt. Je heftiger der Anfall, und je mehr das Thier noch bey Kräften ist, desto grössere Hofnung hat man, daß er bald nachlassen werde; da im Gegentheil ein nur schwacher Anfall bey einem schwachen Thiere sehr langwierig zu seyn pflegt. Hat der Schmerz seinen Siz in der Hüfte, so ist das Uebel viel hartnäckiger, als wenn er sich im Knie oder im Fusse befindet. Besonders hartnäckig, ja fast unheilbar ist das Uebel, wenn sich von der Anhäufung und Verhärtung der Krankheitsmaterie Gichtknoten und Knochengeschwülste gebildet haben. Aeusserst selten wird das Thier in einem solchen Falle den Gebrauch seines Gliedes wieder erhalten, sondern lahm bleiben. Sehr gefährlich ist es, wenn die Gichtmaterie von einem einmal eingenommenen Theile plözlich zurück-

tritt, und sich auf innere Theile wirft. Ein Schlagfluß, ein Stickfluß, eine unheilbare Lähmung der hintern Gliedmassen, Blindheit, Schwindsucht u. s. w. pflegen dann die Folgen davon zu seyn, je nachdem sie sich auf diesen oder jenen edlen Theil geworfen hat.

Man theilt die Gicht in die fieberhafte und nicht fieberhafte; ferner in die laufende und die festhaftende ein. Was jene Eintheilung anbetrift, so muß man allerdings bey der Cur Rücksicht darauf nehmen. Die leztere hingegen hat auf dieselbe keinen Einfluß, und sie ist nur in so fern beyzubehalten, daß bey der laufenden Gicht die Gefahr einer Versezung der Gichtmaterie auf innere Theile grösser ist, als bey der festhaftenden.

Ueberhaupt kommt es bey der Heilung darauf an, die Crisis zu befördern, welche entweder durch den Schweiß, oder durch den Harn, zuweilen durch beyde zugleich erfolgt. Die Beförderung derselben darf aber nicht so sehr durch starke und wirksame schweiß- und harntreibende Mittel geschehen, als vielmehr durch Wegräumung der Hindernisse, welche sich den Bemühungen der Natur widersezen. Je vollkommener sie zu Stande kommt, desto besser ist es. Bleibt sie unvollkommen, so giebt es Versezungen nach den innern Theilen, oder Gichtknoten und Unbeweglichkeit der Gelenke.

Bey der fieberhaften Gicht ist das Fieber gewöhnlich entzündlicher Art; es muß daher hier die entzündungswidrige Methode zum Grunde gelegt werden. Je heftiger die Krankheit, und je härter und geschwinder der Puls ist, desto nothwendiger wird ein Aderlaß. Nur dann darf man diesen Aderlaß nicht gleich vornehmen, wenn sich Zeichen von zähen, schleimichten und gallichten Unreinigkeiten in den ersten Wegen offenbaren; sondern man muß vor demselben erst ein kühlen-

des Abführungsmittel geben. Um das Fieber zu mässigen, bedient man sich des Salpeters und des Camphers; z. E. man nehme acht Loth Kürbiskerne und ein halbes Loth Campher, bereite daraus mit einem halben Quartier Wasser eine Saamenmilch, löse darinn zwey Loth Salpeter auf, und gebe einem Pferde alle Morgen und Abend dieselbe auf einmal, einem kleinern Thiere hingegen nach Verhältniß ein paar Löffel voll davon ein.

Nachdem bey dem fortgesezten Gebrauche solcher Mittel das Fieber sich allmählig gelegt hat, so muß die nächste Sorge des Thierarzts dahin gehen, daß der Körper und insbesondere die Verdauungswerkzeuge wieder gestärkt werden. Ein ganz einfaches, nicht kostbares und doch wirksames Mittel dazu ist ein Wermuthaufguß mit Wasser. Man nehme nemlich eine gute Hand voll Wermuthspizen, giesse ein Quartier siedendes Wasser darauf, und lasse dieses einige Zeit damit auf dem warmen Ofen stehen. Von der abgegossenen Flüssigkeit, die man allenfalls noch mit etwas Honig versüssen kann, gebe man einem Pferde die eine Hälfte des Morgens, und die andere des Abends ein. Will man dieses Mittel noch wirksamer haben, so nehme man statt des Wassers einen guten Wein, oder halb Wein und halb Wasser.

Zuweilen sind die Schmerzen in dem leidenden Theile so heftig, daß sie die Crise stören, indem sie krampfhafte Zusammenziehungen der Gefässe verursachen, und so die Ausdünstung hindern. In diesem Falle thut oft ein örtliches Blutlassen durch Ansezung einiger Blutigel, oder durch Auffezen etlicher Schröpfköpfe auf den von seinen Haaren entblößten Theil bald gute Dienste.

Wenn die Gicht nicht mit Fieber verbunden ist, so wirken die Naturkräfte gewöhnlich langsamer, und die Krankheit zieht sich mehr in die Länge. Hier wird es nothwendig, ausser der eben erwähnten stärkenden

Eur auch gelinde schweiß- und harntreibende Mittel zu Hülfe zu nehmen, und dabey das kranke Thier zur Beförderung der Ausdünstung beständig mit einer warmen Decke zu behängen. Man bereite z. E. aus vier Loth rohen Spiesglases, sechs Loth Schwefelblumen, und einem halben Pfunde Wacholdermus eine Lattwerge, und gebe davon einem Pferde Morgens und Abends jedesmal einen Eßlöffel voll.

Hat die Gicht sich auf ein Gelenk so festgesezt, daß man eine zurückbleibende Steifigkeit desselben befürchten muß, so beweist sich ein Blasenpflaster darauf gelegt, sehr wirksam zur Auflösung der Stockung des Gliedwassers.

Gegen schon wirklich entstandene Gichtknoten ist selten etwas auszurichten; doch kann man eine stark auflösende Salbe, z. E. die bekannte Queckſilbersalbe zu acht Loth mit zwey Loth stinkenden Weinsteinöl vermischt versuchen, und davon täglich einen Löffel voll in die verhärtete Geschwulst einreiben.

Gichtfluß, ist im Artikel Fluß abgehandelt.

Gifte. Was unter Gift verstanden werde, wird ein jeder auch ohne Erklärung wissen. Aber nicht so leicht ist es, zu bestimmen, was eigentlich für jede Thierart giftig sey. Denn es ist bekannt, daß es manche als giftig bekannte Pflanzen gibt, die nicht allen Thieren schädlich sind, ja daß einige derselben gewissen Thieren gar zur Nahrung dienen, da hingegen sie allen andern tödlich werden. So fressen z. E. die Pferde das getrocknete Kraut des Eisenhütchens (Aconitum napellus); die Schafe und Ziegen Schierling (Conium maculatum) und Küchenschelle (Anemone pratensis), und leztere sogar auch die scharfen Wolfsmilcharten (Euphorbia). Und umgekehrt giebt es wieder Sub-

stanzen, die gewissen Thieren Gift sind, ob sie gleich sonst allgemein für unschädlich gehalten werden; z. E. die Gundelrebe (Glecoma hederacea) den Pferden, der Pfeffer den Schweinen, das Rietgras (Carex acuta) dem Rindvieh, und die bittern Mandeln den Hunden.

Es ist zwar ein grosses Glück für die Thiere, daß sie vom Schöpfer mit einem besondern Instinct versehen sind, vermöge dessen sie meistens dasjenige meiden, und nicht fressen, was ihrer Gesundheit nachtheilig ist, oder sie gar tödten könnte; und daß folglich Vergiftungen nicht so häufig bey ihnen möglich sind, als bey den Menschen. Allein einestheils ist dieser Instinct bey den Thieren nicht ohne Ausnahme vorhanden, indem z. E. die Schafe ganz gern die Wolfsmilch fressen, ob sie gleich einen sehr heftigen, und nicht selten tödlichen Durchfall davon bekommen; anderntheils sind unsere Hausthiere sich nicht immer frey überlassen, und können daher ihrem Instincte selten ganz folgen. Wie leicht kann sich nicht unter ihr gewöhnliches Futter etwas giftiges verstecken, welches sie mit hinein fressen, wenn ste es gleich für sich allein liegen gelassen haben würden? Und wie oft muß wohl ein Thier aus Noth und grossem Hunger etwas fressen, welches es sonst gewiß nicht gefressen hätte?

Die Kenntniß der Gifte ist daher von dem grössesten Nutzen für den Landwirth und den Thierarzt. Nur ist zu bedauren, daß wir noch nicht so weit darinn sind, als wohl zu wünschen wäre. Sie durch Versuche und Beobachtungen zu erlangen ist mühsam, kostspielig, und erfodert sehr viele Zeit; und die bisher gemachten Erfahrungen sind noch zu unzuverlässig, als daß man aus ihnen schon ein vollkommenes Verzeichniß der Gifte für jede Thiergattung ziehen könnte. Das meiste, was wir davon wissen, haben wir noch durch die Analogie aus der Kenntniß der Menschengifte.

Man kann die Gifte überhaupt in drey Hauptclassen, nemlich in die äzenden, die betäubenden, und in solche eintheilen, die beydes zugleich sind. Jene äussern ihre Schädlichkeit dadurch, daß sie den Schlund, den Magen und die Gedärme anfressen, entzünden und brandig machen. Sie erregen heftige Schmerzen, Neigung zum Brechen, oder wirkliches Erbrechen, heftige Durchfälle, oder hartnäckige Verstopfung, oft einen gespannten aufgetriebenen Hinterleib, und überhaupt alle diejenigen Zufälle, die mit der Kolik oder Darmgicht verbunden sind. — Diese hingegen wirken auf die Nerven und das Gehirn, und bringen einige diese, andere jene Nervenzufälle hervor; nemlich Dummheit, Schwindel, Dunkelheit der Augen, Erweiterung des Augensterns, Blindheit, Taubheit; oder Schlafsucht, Betäubung und Unbewustseyn; oder Zuckungen und fallsüchtige Zufälle.

Die bekanntesten Gifte der ersten Gattung sind aus dem Mineralreiche der weisse und gelbe Arsenick, der Queckfilber-Sublimat, der rothe Präcipitat, die blaue Stärke; Spiesglanzglas, Grünspan, grüner und blauer Vitriol u. s. w., aus dem Pflanzenreiche die Haselwurzel (Asarum Europaeum), das Gottesgnadenkraut (Gratiola officinalis), der rothe Fingerhut (Digitalis purpurea), der Kellerhals (Daphne Mezeraeum) die Wolfsmilcharten (Euphorbia), Euphorbienharz, Gummigutte, die Zaunrübe (Bryonia alba) u. s. w. und aus dem Thierreiche die Spanischen Fliegen, u. s. w.

Unter den betäubenden Giften sind die vornehmsten, das Opium, der Stechapfelsaamen (Datura Stramonium) und noch andere Sorten dieses Pflanzengeschlechts; verschiedene Sorten des Nachtschattens (Solanum), besonders der schwarze; das Bilsenkraut (Hyosciamus albus, niger), die Belladonna (Atropa belladonna), die Hundszunge (Cynoglossum offici-

nale) viele Schierlingsarten (Conium maculatum, Cicuta virosa) u. s. w.

Es giebt auch Pflanzengifte, welche Wirkungen und Zufälle hervorbringen, die aus den von den scharfen und fressenden, und den von den betäubenden Giften hervorgebrachten zusammengesezt sind. Das Thier ist zwar betäubt, sieht starr um sich, geberdet sich albern und dumm, oder ist tobsüchtig, und hat zugleich ein Erwürgen oder Erbrechen, Kolickzufälle, und einen nicht zu löschenden Durst, und eine unwiderstehliche Neigung zum Schlaf, zuweilen entstehen zugleich Zittern, Krämpfe, Zuckungen, und epileptische Zufälle. Besonders verursachen dergleichen Gifte eine sehr starke und schnelle Auflösung der Säfte; daher die Anschwellung des Bauchs und des ganzen Körpers, die Angst, die Brandflecken auf der Oberfläche des Körpers, und nach dem Tode der schnelle Uebergang in Fäulniß. Dergleichen Gifte sind die Blüthe, die Wurzeln und der Saame der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale), die weisse Nieswurz (Veratrum album), der Eisenhut (Aconitum napellus), die Zwiebel der Kayserkrone (Fritillaria Corona imperialis), der Wasserschierling (Cicuta virosa), der Toback, die safrangelbe Nebendolde (Oenanthe crocata), die Krähenaugen (Nux vomica), die Fischkörner (Cocculi indici), die Kirschlorbeere (Prunus lauroceraſus), der Oleander (Nerion oleander), die Stephanskörner (Delphinium ſtaphisagria), die wilde Christwurzel (Helleborus niger), und die giftigen Schwämme.

Von der Behandlung der Thiere, welche vergiftet sind, lese man den Artikel Vergiftung.

Giftiger Thier-Biß. Wenn ein Thier eine vergiftete Wunde durch den Biß von Ottern, Vipern, giftigen Schlangen u. s. w. bekommen hat, so entzündet sich dieselbe nebst dem ganzen Gliede, schwellt

an, und wird in kurzer Zeit brandig, wenn nicht bald Hülfe geschaft wird. Das Thier selbst bekommt Flankenschlagen, schweren Athem, schwillt auf, seine Lebenskräfte nehmen ab, und zulezt erfolgen Zuckungen und der Tod. Vorzüglich erfolgen diese Zufälle sehr schnell auf einander, wenn der Biß solche Theile betroffen hat, die mit einer dünnen Haut bedeckt, und nicht stark mit Haaren bewachsen sind, z. E. die Schnauze, den Schlauch, das Euter, die Striche, oder den Hodensack. Das Gift, welches mit dem Bisse in die Wunde eingeflößt wird, scheint sich bloß in derselben aufzuhalten, örtlich zu bleiben, und alle jene Zufälle durch seine Einwirkung auf das Nervensystem hervorzubringen. Es kommt also bey der Heilung bloß darauf an, daß man es durch örtliche Mittel einzuwickeln, zu mildern und zu entkräften suche. Dieses geschieht, wie viele Erfahrungen gelehrt haben, am besten durch Einreibungen von Baumöl in die Wunde und in das ganze Glied über Kohlenfeuer. Nachher kann man warme Bähungen mit einer Abkochung von Hollunderblüthen, Melissenkraut und Kamillenblumen zu gleichen Theilen in Milch darauf schlagen. Einige rathen, die Wunde mit dem glühenden Eisen zu brennen. Es ist aber eine grosse Frage, ob dadurch das Gift nicht vielmehr ins Blut getrieben werde. Lieber möchte ich anrathen, zumahl wenn die Wunde sehr tief und enge ist, sie durch Einschnitte zu erweitern, oder die gebissene Stelle, wenn es angeht, ganz auszuschneiden, und dann das Eingiessen und Einreiben des Baumöls auf obige Weise zu verrichten.

Innerlich müssen die Thiere krampfstillende und schweißtreibende Mittel bekommen. Hat man sonst nichts bey der Hand, so mache man einen starken Aufguß von Enzianwurzel (Gentiana lutea) und löse darinn vier Loth Ofenruß auf, um es einem Pferde, oder Hornvieh zu geben. Besser aber ist eine Mischung von vier Loth Wacholdermuß in einem halben Quartier

Wasser aufgelöst, und ein halbes Quentchen flüchtiges Laugensalz von Salmiac hinzugesezt, welches man einem Pferde oder Stück Rindvieh auf einmal, andern Thieren aber nach Verhältniß ihrer Grösse in geringerer Gabe, des Tages drey bis viermal wiederholt eingeben kann. — Gegen den Schlangenbiß besonders ist die Senegawurzel (Polygala Senega) als sehr wirksam gerühmt worden, wovon man einem Pferde in Pulver zwey Quentchen, oder im Decocte zwey Loth mit anderthalb Pfund Wasser bis auf ein Drittheil eingekocht, des Tages ebenfalls drey bis viermal geben darf.

Gegen den Biß der Natter hat sich das Pulver von den Blättern der Belladonna (Atropa belladonna) nach vielen wiederholten Erfahrungen sehr heilsam bewiesen. Man sehe darüber, so wie auch von dem Bisse wüthender Thiere, besonders toller Hunde, den Artikel Wuth nach.

Gliederbrand, oder auch Knochenbrand wird von Einigen eine Art Fühllosigkeit und Lähmung bey dem Rind- und Schafviehe genannt, die von einem vorhergegangenen Schlagflusse herrührt. Man sehe diesen Artikel.

Gliederfluß. Man sehe den Artikel Fluß.

Gliederkrankheit. So wird bald die Gicht, bald die Gelenkknüpfung, bald der Rheumatism genannt.

Gliederlähmung. Man sehe den Artikel Lähmung.

Gliederreissen ist eigentlich die laufende, wandelbare, oder reissende Gicht, wovon man den Artikel Gicht nachsehen mag.

Gliederschwinden. Darunter versteht man das Dünner und mager werden eines Gliedes am thierischen Körper, welches gewöhnlich von irgend einem örtlichen Fehler im Gelenke desselben herrührt, wodurch eine Stockung in dem nöthigen Zuflusse des Nervensafts und des Bluts dahin hervorgebracht wird. Man sehe den Artikel Schwinden.

Gliedersteifigkeit. Wenn dieses Uebel von zu schwerer Arbeit, oder sonstigen zu starken Anstrengungen herrührt, wie es oft bey Pferden und Jagdhunden der Fall ist, so wird man mit nervenstärkenden Bähungen zwar wohl noch etwas helfen können, allein die Besserung kann doch nicht lange bestehen. Eben so wenig kann man hoffen, es ganz wieder zu heben, wenn hohes Alter und die damit verbundene Trockenheit der Fibern daran Schuld sind. Erweichende und erschlaffende Mittel, besonders Dampfbäder, leisten wenigstens einige gute Dienste.

Gliedersucht, man sehe Gicht.

Gliederweh ist eben die Krankheit, welche im Artikel Gicht abgehandelt ist.

Gliederzittern. Wenn ein Thier in irgend einer schweren Krankheit, z. E. einem Entzündungsfieber, oder auch nach einem starken Blutverluste Zittern bekommt, so ist das ein Vorbote des nahen Todes. Es kann aber auch bey ganz gesunden Thieren entweder von Alter, oder von Furcht, Schrecken, grosser Kälte u. s. w. entstehen. Im ersten Falle ist nichts

dagegen zu gebrauchen. Ist starke Erkältung Schuld daran, wenn z. E. ein Thier bey grosser Erhizung kaltes Brunnenwasser getrunken hat, oder im vollen Schweiß ins Wasser gerathen ist, so bringe man es in einen warmen Stall, bedecke es mit einer warmen Decke, und gebe ihm etwas Wein, oder einen Aufguß von Wermuth in Wein ein. — Oft ist auch ein Zittern der Vorläufer eines Fieberanfalls, da es sich denn bald giebt, und Hitze darauf folgt.

Gliedschwamm. Davon ist unter Gelenkschwamm gehandelt.

Gliedwassersucht, Gelenkwassersucht, Gelenkgeschwulst, ist eine widernatürliche Anhäufung des Gliedwassers in der Höhle eines Gelenks, und kommt am häufigsten bey Pferden, selten beym Rindvieh, und noch seltener bey den übrigen Thieren vor. Sie entsteht gewöhnlich im Köthen- oder im Kniegelenke, und giebt sich daselbst durch eine äusserliche, weiche, nicht gefärbte Geschwulst zu erkennen, welche nach dem Eindruck mit dem Finger keine Grube zurück läßt, und vom Kapselbande umschrieben ist. Das Thier empfindet darinn anfangs wenig oder gar keine Schmerzen, und kann das Gelenk vor wie nach bewegen. So wie aber das Uebel älter wird, nehmen die Schmerzen immer mehr zu, und nach eben dem Verhältniß wird auch die Bewegung des Gelenks ihm beschwerlicher. Untersucht macht die Geschwulst genau, so fühlt man in der Tiefe eine mehr oder weniger deutliche Schwappung darinn, je nachdem das in ihr enthaltene Gliedwasser sich weniger oder mehr verdickt hat, und die sie umgebenden Muskeln, Sehnen und Bänder schwächer oder stärker sind. — Die meiste Zeit hat dieses Uebel von irgend einer äusserlichen Verlezung, einem Schlage oder Stosse, einer Quetschung, einer Verstauchung u. s. w.

seinen Ursprung. Doch kann auch eine Versezung irgend einer Krankheitsmaterie auf das Gelenk, besonders ein Gichtfluß, ein unvorsichtig zurückgetriebener Ausschlag, ein plözlich zugeheiltes altes Geschwür und dergleichen, es veranlassen. — Die Vorhersagung ist immer zweifelhaft. Denn wenn man auch so glücklich ist, die Geschwulst und das in ihr enthaltene Gelenkwasser zu zertheilen, so pflegt sie doch gar zu leicht wieder zu kommen. Die meiste Zeit hält aber die Zertheilung äusserst schwer, und dann wird durch den Druck des sich immer mehr anhäufenden Gliedwassers ein Schwinden des Gliedes, oder dessen Entzündung mit schleichendem Fieber, oder ein gefährliches Geschwür mit Beinfraß hervorgebracht.

Bey der Heilung der Gelenkwassersucht muß man vor allen Dingen die Zertheilung zu bewerkstelligen suchen. Man bedient sich dazu z. E. wollener Tücher, die mit warmem Weinessig befeuchtet sind, und oft frisch um den leidenden Theil geschlagen werden, oder eines fleissig wiederholten Dampfbades von angezündetem Brandwein, indem man denselben in einem Gefässe unter das mit einem Tuche bedeckte Glied sezt, und dieses, während daß der Dampf davon daran geht, zugleich stark reibt. Helfen diese Mittel nicht, so muß man zum Gebrauch blasenziehender Mittel, oder des Feuers seine Zuflucht nehmen. Erstere wendet man am besten auf folgende Weise an: Man nehme ein Viertelpfund Lorbeeröl, und vier Loth Spanischfliegenpulver, mische beydes genau unte reinander, bestreiche damit ein Stück Leinwand oder weiches Leder, lege dieses um das vorher abgeschorne Gelenk, bedecke es alsdann mit feinem Werg, und binde darum ein Stück Schaffell fest, damit das Thier den Verband nicht abreiben könne. Nachdem derselbe vier und zwanzig Stunden gelegen hat, so mache man ihn auf, und verbinde wieder mit einem frischen eben so bestrichenen Pflaster. Man wiederhole

dieses alle Tage, oder einen Tag um den andern, noch zwey, drey, oder viermal, bis dadurch eine starke Eiterung auf der ganzen Oberfläche des Gelenks hervorgebracht ist. Alsdann verbinde man das Geschwür mit Digestivsalbe, welche, wenn dieses zu bald zu heilen anfängt, mit etwas Spanischfliegenpulver versezt werden kann, und suche es auf solche Art acht Tage und darüber im Flusse zu erhalten. Wann endlich das Geschwür anfängt, trocken zu werden, so schlage man Tücher mit Brandwein befeuchtet, worinn Ammoniacgummi aufgelöst ist, um das Glied, und fahre damit noch mehrere Tage fort, selbst, wenn es schon zugeheilt ist, um das Gelenk wieder zu stärken. — Will man sich lieber des Feuers bedienen, so kann man dazu zwar wohl das glühende Eisen gebrauchen, und damit auf der Geschwulst herum mehrere Striche machen. Von grösserer Wirkung aber als dieses ist ein brennender Cylinder von baumwollen Garn. Man legt nemlich so viele Faden davon an einander, daß dieselben, wenn sie so fest als möglich mit einem Zwirnsfaden umwickelt werden, einen Cylinder einen bis anderthalb Zoll dick bilden, und macht denselben etwa zwey Zoll lang. Je fester der Cylinder umwickelt ist, desto besser brennt er, und damit der Faden bey dem Brennen nicht nachlasse, muß man dessen Touren mit Nadelstichen an einander befestigen. Diesen so zubereiteten Cylinder, unterwärts mit etwas Speichel befeuchtet, damit er fest stehe, sezt man auf den leidenden Theil, nachdem man ihn vorher abgeschoren hat; auf diejenige Stelle, wo das Thier von einem Drucke mit dem Finger die meisten Schmerzen zu empfinden scheint. Man zündet ihn darauf an, und erhält ihn vermittelst eines Blasebalgs im Brennen, bis er ganz abgebrannt ist. Wenn das Feuer nicht ganz durch die Haut bis auf das Zellengewebe gedrungen ist, so sezt man einen zweyten Cylinder auf die Stelle, und wiederholt

derholt die Operation so oft, als es nöthig ist. Ja, man muß auch wohl auf noch einer andern Stelle einen Cylinder auffezen, wenn der Schmerz einen sehr grossen Umfang einnimmt, oder die anfangs eingenommene Stelle verläßt, und sich anderswohin begiebt. Die gebrannten Stellen verbindet man hernach mit Digestivsalbe.

Will aber die Anhäufung des Gliedwassers, des Gebrauchs aller dieser Mittel ungeachtet, sich nicht zertheilen, sondern bleibt die Geschwulst und der Schmerz noch immer gleich groß, so bleibt weiter nichts mehr übrig, als daß man ihm einen Ausweg nach aussen schaffe, entweder vermittelst eines Stichs mit dem Trocar, oder eines Einschnitts mit der Lanzette. Des erstern bedient man sich, wenn man hoffen kann, daß das in der Gelenkhöhle enthaltene Gliedwasser sich noch nicht verdickt habe. Nach geschehener Oefnung des Gelenks und Herauslassung des Wassers, muß man die gemachte Oefnung mit einem stark klebenden Heftpflaster so fest als möglich zusammen ziehen, die Wunde trocken verbinden, und den übrigen Theil der Geschwulst mit zertheilenden Bähungen, wie oben empfohlen ist, bedecken. Manchmal glückt es, daß nach dieser Operation die Wunde bald wieder zuheilt, und sich keine neue Anhäufung von Gliedwasser in der Gelenkhöhle erzeugt, zumal wenn man dann durch Umschlagen von Tüchern, mit Brandwein befeuchtet, das Gelenk wieder stärkt. Allein oft folgt auch eine starke Entzündung, nebst einem heftigen Fieber darauf, und die Wunde verwandelt sich in ein bösartiges Fistelgeschwür mit verborgenen Beinfraß, woran alle Hülfsmittel vergeblich verwandt werden, und das Thier endlich crepiren muß.

Gliedwurm. So heißt bey Einigen der Bandwurm, wovon im Artikel **Würmer** mit gehandelt werden wird.

Glühendes Eisen. Davon ist im Artikel Brenneisen gehandelt worden.

Gräte. Mit diesem Worte benennt man das Uebel bey dem Rindviehe, wenn die Wärzgen auf der Zunge, oder die sogenannten Futterhaken angeschwollen und schmerzhaft sind, so daß ihm die Freßlust vergeht. Unwissende Kühhirten pflegen alsdann die Zunge mit einem stumpfen Messer, oder sonst dergleichen Werkzeuge abzuschaben, worauf denn natürlich kleine Geschwüre daraus entstehen, und die Heilung noch schwerer gemacht wird. Wischt man hingegen die Zunge mit einem Leinewandlappen, der in Essig getaucht ist, öfters ab, und giebt man allenfalls dem Thiere auch etwas Essig mit Wasser zu saufen, so wird die Zunge bald wieder gut werden, und das Thier besser fressen können.

Grauer Staar, ist diejenige Art von Blindheit, welche von der Verdunkelung oder Undurchsichtigkeit der Kristallinse im Auge, oder derjenigen Häute herrührt, die ihre Kapsel bilden. Er sieht nicht immer grau aus, sondern man hat ihn auch von andern Farben, weißlich, eisenfarbig, grün, gelb oder schwärzlich. Den von aschgrauer und weißlicher Farbe hält man für besser, als die übrigen. Je nachdem die Undurchsichtigkeit in einem von den genannten Theilen allein, oder in mehrern zugleich ihren Sitz hat, entstehen daraus verschiedene Gattungen des grauen Staars, die man denn mit besondern Benennungen von einander unterscheidet. Die Verdunkelung der Kristallinse allein heißt der Kristallstaar; die Undurchsichtigkeit der vordern oder hintern Haut der Kapsel der häutige Staar; und wenn die Feuchtigkeit, welche die Linse umgiebt, allein trübe geworden ist, so nennt man es den Zwischenraums-Staar, u. s. w. Wichti-

ger aber ist die Eintheilung desselben nach der Consistenz der verdunkelten Kristalllinse und ihrer Kapsel. Zuweilen ist sie weich, zuweilen hart; im ersten Falle sieht der Staar mehr gelb, im zweyten mehr weiß aus. Diesen nennt man auch wohl den reifen, und jenen den unreifen, welche Benennungen aber nicht ganz passend, und zu unbestimmt sind. Manchmal gleicht die Linse einer Gallerte, und der Staar wird der gallertartige genannt. Bisweilen ist sie ganz in eine milchichte Feuchtigkeit aufgelöst, da man denn das Uebel den Milchstaar nennt. Oder die Kapsel ist sehr zähe und hart, und die Linse dringt leicht zugleich mit der Kapsel durch die Pupille, so daß das Uebel einen mit einer milchichten Feuchtigkeit angefüllten Sack vorstellt, welches man den Sackstaar heißt. Hat die Staarlinse die Consistenz einer weissen käsichten Materie, so nennt man es den käsichten Staar; so wie der hornichte Staar, der am gewöhnlichsten vorkommt, derjenige ist, bey welchem die Linse die Consistenz und das Ansehen von Horn hat.

Man erkennt dieses Uebel sehr leicht, wenn man das Thier in einem halb dunkeln Stalle mit dem Kopfe gegen das Licht gekehrt betrachtet, und ihm etwas von der Seite ins Auge sieht. Der Kristallstaar zeigt sich als ein Fleckgen, welches dem Mittelpunkte des Augensterns gegenüber steht, und nach der Seite zu sich wie ein Nebel ausbreitet. Ist der Fleck in seinem ganzen Umfange gleichförmig, so ist die Kapsel verdunkelt, und man kann aus dem oberflächlichen oder tiefen Sitze desselben leicht wahrnehmen, ob es die vordere oder hintere Haut derselben sey. Wenn der Staar eine harte Consistenz hat, so zeigt sich die Linse von geringerm Umfange, und mehr von der Regenbogenhaut entfernt; da im Gegentheil bey dem weichen Staar eine schwappende Bewegung auf dessen Oberfläche zu bemerken ist. Nimmt man gar keinen Zwischenraum zwischen der Linse und der

Regenbogenhaut gewahr, und ist alles gleichsam in einander geflossen, so muß man eine gänzliche Verwachsung zwischen beyden vermuthen.

Der graue Staar ist übrigens entweder von irgend einer äusserlichen Ursache, z. E. einem Schlage, Stosse, einer Verwundung, einer heftigen Anstrengung im Ziehen, nach einer Entzündung entstanden, oder er hat seinen Ursprung von einer innerlichen Ursache, von Versezung irgend einer Krankheitsmaterie auf das Auge. In lezterm Falle kann man ihn wohl für unheilbar halten; da hingegen die Heilung des örtlichen wenigstens durch eine Operation noch möglich ist.

Diese Operation besteht entweder in der Niederdrückung oder in der Ausziehung des grauen Staars. Durch jene bringt man die verdunkelte Kristallinse mit einem in das Auge hineingestochenen Instrumente in die hintere Augenkammer, wo sie niedergesenkt liegen bleibt, ja nach und nach, weil sie ihrer Kapsel und ihrer Gefässe beraubt ist, sich zulezt ganz verzehrt. Durch diese hingegen schaft man die verdunkelte Linse ganz aus dem Auge heraus. Beyde Operationen haben aber grosse Schwierigkeiten, wenigstens sind sie bey den Thieren unendlich viel schwerer, als bey den Menschen. Denn nicht einmal zu gedenken, daß die Thiere sich nicht bedeuten lassen, und es daher äusserst schwer hält, das zu operirende Auge gehörig still zu halten, ohne welches eine so künstliche Operation nicht verrichtet werden kann, so kommt bey ihnen noch ein anderer Umstand hinzu, welcher ihrem Gelingen äusserst hinderlich ist. Dieser besteht darinn, daß der Augapfel tief in der Augenhöhle liegt, und hinten mit starken zurückziehenden Muskeln versehen ist, welche ihn einwärts ziehen, und wenn er operirt wird, leicht die glasartige Feuchtigkeit aus ihm herausdrücken. Um also die Operation des Staars glücklich verrichten zu können, muß man oft vorher erst einen Einschnitt in die Haut auf der Augenhöhle

machen, und die zurückziehenden Muskeln entzweyschneiden. Dadurch entsteht aber eine heftige Verblutung des Thiers; die zerschnittenen Muskeln bleiben auf immer beynahe ganz unbrauchbar, und selbst das Auge wird durch das Zerschneiden der vielen Blutgefässe abgezehrt. — Allein bey einem sonst guten und brauchbaren Pferde oder andern Thiere verlohnt es sich denn doch wohl der Mühe, sich über alle diese Schwierigkeiten hinauszusezen. Es behält doch wenigstens sein Gesicht, und wenn auch das operirte Auge etwas kleiner, als das andere bleiben sollte, so verunstaltet das doch nicht so sehr, als ein verdunkeltes Auge.

Zur Ausziehung des Staars werden folgende Instrumente erfodert: 1.) der Rumpelsche Fingerhut mit einem darauf befestigten kleinen Spiesse, um damit den Augapfel fest zu halten. 2.) Ein Staarmesser, dessen Klinge ungefehr zwey Zoll lang und vier Linien breit ist. Die Spitze muß zwey Linien lang zweyschneidig, der Rücken des Messers aber darf nicht schneidend und nicht dick seyn. Beyde Seiten der Klinge müssen convex, und der Grif des Messers so lang seyn, daß, wenn man es als eine Schreibfeder anfaßt, er fest auf der Hand liege. 3.) Das Lafayesche Cystitom, ein Instrument mit einer schmalen und dünnen krumm gebogenen Klinge in einer eben so gestalteten, und mit einer Feder versehenen Scheide; so daß man jene nach Gefallen herausschieben, oder wieder in die Scheide zurück springen lassen kann. 4.) Der Davielsche Löffel. 5.) Eine platte am obern Ende stark gebogene Sonde. 6.) Eine Staarnadel, und 7.) eine kleine Zange. Von allen diesen Instrumenten findet man gute Abbildungen in Richters Abhandlung von der Ausziehung des grauen Staars. Nur müssen sie zum Operiren bey Pferden etwas grösser seyn, als sie dort abgebildet sind.

Nachdem man nun dem Thiere, wenn es vollblütig und gut genährt ist, aus der Ader gelassen hat, so läßt man es niederlegen, und bindet ihm das gesunde Auge mit einem Tuche zu. Dann läßt man von ein paar Gehülfen ihm den Kopf fest halten, von denen der eine zugleich das obere Augenlied vermittelst eines Augenspiegels festhalten muß, unterdessen daß man selbst mit dem Daumen der linken Hand das untere hält, und die Spitze des Zeigefingers derselben bewafnet mit dem Rumpelschen Fingerhute auf den Augapfel oben auf die durchsichtige Hornhaut stüzt. Wenn auf solche Art der Augapfel in der bequemsten Lage, nemlich ein wenig aufwärts und auswärts gerichtet ist, so ergreift man das Staarmesser mit der rechten Hand, und sticht dasselbe im äussern Augenwinkel eine starke halbe Linie weit von der weissen Augenhaut entfernt, ins Auge. Das Messer muß zuerst gerade und so hineingestochen werden, daß seine Spize gerade nach der Regenbogenhaut zu gerichtet sey, und auf dem Orte in der Hornhaut, wo sie hineingestochen wird, senkrecht stehe. So bald als sie wirklich in die vordere Augenkammer hineingedrungen ist, verändert man die Richtung des Messers, so daß nunmehr seine Spitze gerade nach dem Orte hin gerichtet werde, durch welchen sie in dem innern Augenwinkel aus der Hornhaut, ebenfalls eine starke Linie breit von der weissen Augenhaut entfernt, hervordringen soll. In dieser Richtung stößt man es nun durch die vordere Augenkammer, und indem man es langsam durchschiebt, wendet man seinen Rücken ein wenig nach der Regenbogenhaut hin, die Schneide hingegen vorwärts von derselben ab, um die Verlezung dieser Haut zu vermeiden, die, indem das Messer durch die vordere Augenkammer geht, gemeiniglich stark vorwärts gedrückt wird. — Würde man diese Vorsicht nicht beobachten, und die Regenbogenhaut verlezen, so würde in der Folge eine heftige Entzündung darauf folgen, welche das Thier

ganz um sein Auge bringen könnte. — Da aber dieser lezte Handgrif mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist, so wäre es besser, den Stich in die Hornhaut gleich anfangs so zu machen, daß der Rücken des Messers ein wenig nach der Regenbogenhaut gekehrt wäre, und man nicht nöthig hätte, es nachher zu drehen. — Der Schnitt in der Hornhaut muß so groß seyn, daß die Hälfte derselben dadurch abgelöst sey. Ein Zeichen, daß er gut gerathen sey, ist, wenn die Kristallinse, so bald die wässerichte Feuchtigkeit ausgeflossen ist, sich an die Regenbogenhaut legt, und gleichsam in die Pupille tritt. So bald als die Hornhaut geöfnet, und die wässerichte Feuchtigkeit heraus geflossen ist, muß man allzeit sogleich die Kapsel öfnen. Dieses geschieht am sichersten mit dem Cystitom, welches man so anfaßt, daß der Zeigefinger auf den einen Flügel, der Mittelfinger auf den andern, und der Daumen unten auf den Knopf desselben zu liegen komme. Hierauf stüzt man die Hand fest auf das Gesicht des Thiers, drückt mit dem Daumen der linken Hand, womit das untere Augenlied niedergedrückt wird, ein wenig ans Auge, und schiebt alsdenn das Instrument, indem man vermittelst der Scheide die abgeschnittene Hornhaut in die Höhe hebt, in die Pupille hinein. Man drückt die Klinge wiederholtemal aus der Scheide, und indem dieses geschieht, bewegt man das Instrument in der Pupille hin und her, auf und unterwärts. Hierauf läßt man die Klinge wieder in die Scheide zurück springen, und zieht das Instrument aus dem Auge. So bald als die Kapsel hinlänglich zerschnitten ist, tritt die Kristallinse von sich selbst oder nach einem gelinden Drucke aufs Auge durch die Pupille hervor. Hier darf man sich aber ja nicht übereilen, sondern muß um der Folgen willen die Linse nur langsam und nach und nach aus dem Auge drücken. Hierauf untersucht man das Auge aufs genaueste, ob die Pupille völlig rein sey. Ist noch etwas undurchsichtiges zurückgeblieben, so versucht man

dieses durch einen gelinden Druck noch herauszuschaffen. Will das nicht gelingen, so erweitere man die Pupille durch einen sanften Druck, bringe den kleinen Davielschen Löffel hinein, und ziehe damit das zurückgebliebene Stück heraus.

In dem Falle, da die Kapsel der Kristallinse so wohl als diese verdunkelt ist, kann man ohne die Kapsel vorher zu öfnen, beyde zugleich und auf einmal herausziehen. Man verfährt alsdann folgendermassen: Nachdem die Hornhaut durchschnitten und die wässerichte Feuchtigkeit herausgelaufen ist, nehme man eine kleine spizige Nadel mit einer kleinen Röhre versehen, die man vor oder rückwärts schieben kann, damit sie nach Gefallen die Spize bedecke. Man bringe dieselbe hinein, und steche damit mitten in die Kristallinse. Alsdenn hebe man dieselbe vermittelst der Nadel in die Höhe, drücke sie wieder nieder, und bewege sie, jedoch vorsichtig, verschiedentlich rechts und links, bis man durch diese nach allen Richtungen gemachte Bewegungen versichert ist, daß der Zusammenhang der Kapsel mit den Theilen, womit sie im natürlichen Zustande verbunden ist, gelöset sey. Alsdann welgere man die Nadel zwischen den Fingern, und mache sie aus der Kristallinse, worinn sie steckt, los, so wird nun diese nebst der Kapsel durch einen gelinden Druck des Augapfels zum Vorschein kommen. Nimmt man wahr, daß sie, wenn sie hervortritt, doch noch hin und wieder festhängt, so mache man dieses noch mit dem Davielschen Löffel los. Jedoch muß dieses geschehen, ehe noch die Kristallinse gänzlich hervorgeschossen ist, damit die Theile, mit denen sie noch zusammenhängt, nicht zugleich mit hervorgerissen werden. Kommt die Kristallinse durch einen gelinden Druck noch nicht hervor, so wiederhole man die vorerwähnten Bewegungen noch einmal. Wenn aber auch dieses noch nicht helfen will, so kann man versichert seyn, daß ihr Zusammenhang ungewöhnlich

stärker sey. Alsdann bleibt nichts weiter übrig, als nun die Kapsel zu öfnen, und die Kristallinse ohne sie heraus zu ziehen.

Wenn die Operation beendigt worden ist, so braucht der Verband in weiter nichts zu bestehen, als daß man dünne Compressen mit Honigwein befeuchtet, auflege, welche das Auge nicht zu sehr drücken, dieselben mit einer gut angelegten Binde befestige, und sie von Zeit zu Zeit, so wie sie trocken werden, frisch anfeuchte, aber so, daß sie auch nicht zu naß werden, weil eine zu grosse Näsſe dem Auge schädlich ist. Vor dem achten Tage darf, wenn sonst keine Zufälle eintreten, die uns zu einem andern bestimmen, das Auge nicht geöfnet werden. Der Schmuz, der sich gemeiniglich häufig um die Augenlieder ansezt, muß behutsam mit warmer Milch abgewaschen, und wenn man den achten Tag das Auge öfnet, da die Augenlieder mehrentheils geschwollen und zusammengeklebt sind, dürfen diese nicht mit Gewalt geöfnet werden. Den vierten Tag kann man anfangen, das Auge, so wie auch die Compressen, womit man es bedeckt, täglich ein paarmal mit verdünntem Goulardschen Bleyextract zu befeuchten. Ueberhaupt muß man der Entzündung und allen andern Zufällen nach der Operation durch eine angemessene Behandlung begegnen.

Was die Niederdrückung des grauen Staars betrift, so ist dieselbe überhaupt zwar leichter, als die Ausziehung, aber dagegen auch die Heilung durch sie nicht so gewiß, weil die niedergedrückte Linse manchmal wieder ihre alte Stelle einnimmt, und die Operation wiederholt werden muß. Demohngeachtet hat sie aber doch in manchen Fällen Vorzüge vor der Ausziehung, besonders dann, wenn man nach dieser schwere Zufälle zu befürchten Ursache hat. Man verrichtet dieselbe mit der Staarnadel. Wenn das Thier, wie oben beschrieben worden, gehörig vorbereitet ist, und überhaupt eben die Vorkehrungen getroffen sind, als bey der Auszie-

hung, so richtet man den Augapfel vorwärts, und sticht die Nadelspitze von der Seite des kleinen Winkels in die harte Haut des Auges, und zwar drittehalb bis drey Linien von der Hornhaut entfernt. Ist man mit der Spitze hinterwärts bis in den grauen Staar gekommen, welches man aus der Leichtigkeit, mit der man den dunkeln Körper nach vorne zu bewegen kann, schließt, so richtet man sie gegen den untern Theil der Kapsel, um diese zu öfnen. Hierauf hebt man die Spitze der Nadel, um sie an den obern Theil des grauen Staars zu bringen, und ihn nach unten zu in die hintere Kammer zu drücken. Hier hält man die Nadel einige Augenblicke herabgedrückt. Steigt der graue Staar nicht wieder herauf, so zieht man die Nadel behutsam heraus, nicht durch Umdrehen, sondern in gleicher Richtung, in der sie hineingebracht worden, und hält das Auge des Thiers einige Minuten lang geschlossen. Hierauf untersucht man genau, ob der ganze dunkele Körper aus der Augensternöfnung heraus sey. Sollte er wieder aufgestiegen seyn, so müste man die Nadel von neuem ins Auge bringen, so viel als möglich in eben dieselbe Oefnung, und den Staar noch einmal herabdrücken, aber diesmal ihn länger als das erstemal niedergedrückt halten, ohne jedoch den Druck zu stark zu machen. — Der Verband wird alsdann eben so gemacht, wie oben.

Gries ist diejenige erdichte Materie, welche im thierischen Körper die Erzeugung von Steinen veranlaßt. Man trift ihn in der Gallenblase, in den Nieren, am häufigsten aber in der Harnblase an, aus welcher er auch häufig durch den Harn ausgeleert wird. Man sehe den Artikel Steinbeschwerden.

Grimmen, Bauchgrimmen. Davon ist schon oben gehandelt. Man sehe Bauchgrimmen.

Grind, Kräze, Aussaz, Räude, Schabe, Geflecht, Zitter sind lauter Benennungen, einen chronischen Ausschlag auf der Haut anzuzeigen. Es giebt fast keine Thierart, welche dieser Krankheit nicht unterworfen wäre, und bey einigen kommt sie sehr häufig vor. Es ist ein bekanntes Uebel, das aus einzelnen juckenden Geschwüren besteht, die entweder eine blosse scharfe Feuchtigkeit, oder ein wahres Eiter enthalten. Es entsteht entweder von Ansteckung, welches wohl die meiste Zeit der Fall ist, oder von äusserlicher Unreinigkeit, oder von unreinen Säften. Die Ursache ist eine besondere Schärfe, welche leicht ansteckt. Einige wollen eine Gattung Würmer oder Insecten für die Ursache des Grindes halten, welche sich in die Haut einnisten, und dadurch die juckenden Geschwüre hervorbringen sollen, daß sie die kleinen Wassergefässe zernagen, aus denen die Feuchtigkeit fließt, welche hernach an der Luft scharf wird. Auch ist wohl nicht zu läugnen, daß man oft Würmer in den Geschwüren antrift; es bleibt aber noch immer die Frage, ob diese Würmer die Ursache des Grindes, oder der Grind die Ursache der Würmer sey. Wenigstens kann man nicht gut nach dieser Hypothese die gefährlichen Folgen der Versezung oder Zurücktreibung dieses Krankheitsstofs, und das critische Verhalten des Uebels erklären. Die Untersuchung dieser Frage gehört jedoch nicht hierher.

Bey Pferden heißt der Grind auch die Schabe. Er entsteht oft von sehr schlechtem Futter bey schweren Strapazen, insonderheit von frischem grünen Haber, faulem naß eingefahrnen Heu, und dergleichen, und dann trift das Uebel insgemein nur alte Pferde, insonderheit solche, bey denen durch starke Erkältungen die Schweißlöcher verstopft sind, und nicht mehr durch die unmerkliche Ausdünstung die Unreinigkeiten des Geblüts ausführen können, welche alsdann zwischen Haut

und Fleisch stocken, immer schärfer werden, und die Haut zernagen. Die meiste Zeit entsteht es aber durch Ansteckung, z. B. wenn ein Pferd neben einem schäbigen Pferde in einem Stalle steht, und sich an ihm reibt, wenn ihm ein Sattel oder eine Decke von einem schäbigen Pferde aufgelegt wird, wenn man es mit einer Striegel gekämmt hat, womit vorher ein schäbiges Pferd gestriegelt worden ist, u. s. w. Das Pferd ist bey dieser Krankheit sehr unruhig und matt, reibt sich allenthalben, wo es nur ankommen kann, und zuweilen so lange und so stark, daß Haut und Haare daran hängen bleiben. Es behält aber fast allzeit die Lust zum Fressen.

Es giebt zweyerley Arten des Grindes, nemlich den trockenen oder mehlichten, und den feuchten oder fliessenden. Bey dem mehlichten ist die Haut fast ganz trocken; es gehen dem Pferde die Haare aus, zuerst am Schweife und an der Mähne, hernach auch über den ganzen Körper, und die Haut löst sich gleichsam in kleinen Schuppen oder in einem Pulver ab. Bey dem fliessenden ist sie mit Blattern oder Geschwüren besezt, aus denen ein scharfes fressendes und stinkendes Wasser hervordringt. Zuweilen fressen diese Geschwüre tiefer in die Haut, und so gar bis in das darunter liegende Fleisch. Das Thier wird dadurch nach und nach abgezehrt, und sieht aus wie ein lebendiges Aas.

Jener ist leichter zu heilen, als dieser. Wird er aber vernachlässigt, und nicht bey Zeiten gehörig geheilt, so geht er gern in den fliessenden Grind über. Dieser ist eine der schlimmsten, häßlichsten und verdrießlichsten Pferdekrankheiten, deren Heilung äusserst schwer und langwierig ist, weil die ganze Blutmasse des Thiers verdorben ist. Man zählt ihn daher auch unter die sogenannten Hauptmängel der Pferde. Er ist sehr ansteckend, und man muß sich hüten, ein damit behaftetes Pferd mit andern in Gemeinschaft zu bringen.

Die Heilung geschieht durch innerliche und äusserliche Mittel. Der Gebrauch lezterer allein ist allzeit sehr gefährlich, um so mehr, wenn dazu giftige Mittel genommen werden, wie es denn Kurschmiede giebt, die unter ihre Grindsalben so gar Arsenic nehmen. Die Folge von dem unvernünftigen Gebrauche solcher Mittel ist gewöhnlich, daß der Grind zurückgetrieben, und das Pferd, je nachdem die Schärfe auf diesen oder jenen Theil fällt, steif, lahm, engbrüstig wird, oder andere dergleichen Zufälle bekommt, oder wohl gar stirbt.

Wenn das Uebel noch keine tiefe Wurzeln geschlagen hat, insonderheit wenn es durch Ansteckung entstanden ist, und man hoffen kann, daß noch nicht die ganze Blutmasse des Pferdes angesteckt sey, so ist es hinlänglich, ihm zuerst, im Fall daß es vollblütig ist, am Halse zur Ader zu lassen, und darauf ein Abführungsmittel zu geben, welches man während der Kur noch ein paarmal wiederholen kann.

Den Tag nach dem genommenen Abführungsmittel fange man an, es täglich einigemal mit einer Auflösung von einem Quentchen ätzenden Queckſilbersublimat in einem Pfunde destillirten Wasser zu waschen. Dieses Waschen muß insonderheit am Bug und an den Schenkeln geschehen, und zwar anfänglich auf einer kleinen, und nach und nach einer immer grössern Fläche. Oder statt dieses Waschwassers kann man sich auch folgender Salbe bedienen, und damit die Haut fleissig schmieren. Man nehme acht Loth Schwefel, zwey Loth Salmiac, reibe es unter einander, und mache davon mit acht Loth Schweineschmalz eine Salbe. Von dieser Salbe gebrauche man täglich ein paarmal zu jeder Einreibung eines Hühnereys dick.

Bey dem fliessenden Grinde sind ausser den oben angeführten vorbereitenden Mitteln, nemlich dem Aderlassen bey vollblütigen Pferden und einem Abführungs-

mittel, noch andere innerliche Arzneyen, die während der ganzen Kur fortgebraucht werden müssen, und statt der eben angeführten, wirksamere äusserliche Mittel nöthig. Man nehme z. B. vier Loth rohes Spiesglas, sechs Loth Schwefel, und mache mit Wachholdermus zehn Kugeln daraus, und gebe davon dem Pferde täglich zweymal eine.

Statt des obigen Waschwassers bediene man sich einer Auflösung von einem Quentchen ätzenden Queckfilbersublimat, und eben so viel versüßten Queckfilber in einem Pfunde Kalkwasser; und statt der Salbe folgender Zusammensezung: Man nehme zwölf Loth Queckfilber und sechs Loth Schwefel, reibe beydes so lange, bis das Queckfilber seinen Glanz verlohren hat, darauf mische man noch drey Loth rothen Queckfilberpräcipitat darunter, und mache mit acht Loth Schweineschmalz eine Salbe daraus.

Ehe man eine dieser Salben einreibt, muß die Stelle, wo es geschehen soll, mit lauwarmem Wasser rein abgewaschen, und sodann wieder getrocknet werden. Darauf nimmt man einen wollenen Lappen, und reibt die Salbe, nachdem man sie auf der Stelle etwas ausgebreitet hat, an der Sonne, oder bey einer andern Wärme stark ein.

Es werden von den Kurschmieden mancherley Salben bey dem Grinde der Pferde gebraucht und empfohlen, zu denen Tobacksblätter, Euphorbienharz, Grünspan, Silberglätte und andere dergleichen Mittel kommen. Ich führe dieselben aber hier nicht an, weil ich ihren Gebrauch nicht für sicher genug halte.

Zuweilen nimmt der grindichte Ausschlag nur einen oder etliche Theile ein. Insonderheit findet man ihn nicht selten bey Pferden, die Speckhälse haben, in der Mähne, oder auch wohl im Schwanze. Hier ist das Uebel oft sehr harnäckig, und will den oben empfohlnen Mitteln nicht weichen. Man thut alsdann

am besten, ein gemeines Spanischfliegenpflaster darauf zu legen, und das dadurch hervorgebrachte Geschwür mit Aegyptischer Salbe einige Zeit offen zu erhalten.

Wenn der Grind bey einem Pferde durch irgend eine Ursache zurück getreten ist, so muß man suchen, denselben wieder hervorzubringen. Dies erreicht man gewöhnlich dadurch, daß man ihm die oben beschriebenen Kugeln aus Schwefel und Spiesglas verordnet, und auf die Stellen, die er vorher eingenommen hatte, Blasenpflaster legt. Sollte aber dieses nicht helfen, so thäte man wohl am besten, wenn man ihn einimpfte, dadurch daß man den Körper mit frischer Grindmaterie bestriche.

Endlich muß man mit dem Grinde nicht eine Art Ausschlag verwechseln, welche die Pferde manchmal bekommen, wenn sie viel Kalk fahren müssen. Dieser Ausschlag, der von dem fressenden Kalkstaube hervorgebracht wird, läßt sich leicht durch öfteres Waschen mit Essig heben.

Was die Räude des Rindviehs anbetrift, läßt sich das meiste, was oben von dem Grinde der Pferde gesagt worden ist, auch auf diese anwenden. Auch bey diesen Thieren bemerkt man zweyerley Gattungen des Grindes, nemlich den trockenen und den feuchten. Jener wird insgemein Zitter oder Geflecht genannt. Die gewöhnlichen Ursachen sind schlechtes, saueres und angegangenes Heu, unreines faules Wasser, und Mangel an Streu. Die Ansteckung ist hier nicht so häufig, als bey den Pferden.

Die Heilung geschieht durch Abführungsmittel, welche man einen Tag um den andern giebt, und durch zweymaliges Waschen alle Tage mit Lauge, worinn schwarze Seife aufgelöset worden ist, oder den Gebrauch folgender Salbe: Man nehme zwölf Loth Queckſilber, sechs Loth Schwefel, und reibe es genau unter einander,

und mache mit acht Loth Schweineschmalz eine Salbe daraus.

Die Hunde bekommen auch die Räude. Man giebt viererley Gattungen derselben an, welche man bey diesen Thieren wahrgenommen hat. Nemlich 1.) die kleine rothe Räude, wobey eine Menge rother kleiner Blattern auf der Haut entstehen, und den Hunden die Füsse anschwellen. 2.) Die grosse Räude: Diese macht einen Umfang auf der Haut von einer Hand breit, und verursacht eine Geschwulst, mit einem starken Jucken. 3.) Den gemeinen Grind. 4.) Die schwarze Räude, wobey die Haare ausfallen. Die hartnäckigste darunter ist die rothe. Sie hat eine Schärfe im Blute zur Ursache, und rührt von zurückgetriebener Ausdünstung her, wenn die Hunde im Winter an feuchten Orten liegen müssen.

Was die Heilung anbetrift, so kann dieselbe auf folgende Art veranstaltet werden. Man giebt dem Hunde eine Abführung, und läßt ihm den Morgen darauf zwischen der Kniescheibe und dem Schienbeine zur Ader, wobey man ihm zwey Unzen Blut abzapfen kann, mehr oder weniger nach der Grösse des Thiers, und dem Grade seiner Vollblütigkeit. Hierauf bestreicht man die räudigen Stellen mit einer aus drey Loth Schwefel, zwey Loth Lorbeeren im Pulver, einem Loth Queckfilber und einem halben Pfunde Schmalz bereiteten Salbe, einige Tage lang. Ist das Uebel sehr hartnäckig, so kann man dem Thiere auch innerlich Schwefel oder rohes Spiesglas zwischen Butterbrod geben, wobey sich die Gaben nach der Heftigkeit der Krankheit und der Grösse des Hundes richten müssen; nemlich den Schwefel zu fünf bis zwanzig Granen, und das rohe Spiesglas zu zwey bis zehn Granen täglich ein oder zweymal.

Bey den Schafen ist die Räude eine der gemeinsten Krankheiten, die sich nicht nur unter dem einheimischen Viehe, sondern auch unter dem ausländi-

schen

schen findet. Hat das Thier dicke Wolle, so fällt das Uebel im Anfange nicht in die Augen, sondern man muß es vermuthen, wenn es sich viel reibt, krazt oder beißt. Es werden ihm gemeiniglich die Augen blaß und dunkel, da es in gesunden Tagen roth um die Augen aussieht, und auch rothe Augenlieder hat. Die Augenhöhlen sehen weiß aus; die Zähne sind gelb und schmutzig. Bey genauerer Untersuchung findet man alsdann an einem oder mehrern Orten harte Stellen in der Haut, oder kleine Schuppen und Krusten, gemeiniglich von gelber Farbe. Wenn man dieselben abkrazt, so schwizt ein klebrichter Saft darunter hervor, der, wenn er trocken wird, von neuem eine Kruste bildet. Manchmal geht darunter auch ein kleines Loch ins Fell. Um diese Kruste herum sizt zwar die Wolle noch fest, sie wird aber doch unrein und ballt sich zusammen, und endlich geht sie ganz los, weil das Schaf sich beständig krazt, oder mit den Zähnen beißt, wenn es dazu kommen kann. Je weiter das Uebel einreißt, desto breiter und höher werden die Krusten, und desto tiefer die Löcher unter denselben. Die Wolle löst sich immer mehr ab, und hängt in grossen zerrissenen Lappen an dem Thiere herunter; die Krusten gleichen so viel trockenen Geschwüren, und das arme Thier macht, vorzüglich nach der Schur den ekelhaftesten Anblick, den man sich nur denken kann. Endlich nachdem es genug ausgestanden, stirbt es an der Auszehrung und der Bauchwassersucht, wie man deutlich findet, wenn man es nach dem Tode öfnet.

Die nächste Ursache dieser Krankheit ist ohne allen Zweifel eine specifische Schärfe. Ob aber diese Schärfe, oder dieses Räubegift dem Thiere ursprünglich im Blute liege, und sich nur unter günstigen Umständen entwickeln könne, oder ob es allzeit nur durch die Ansteckung mitgetheilt werde, möchte wohl nicht so leicht zu entscheiden seyn. So viel scheint gewiß zu seyn, daß lange anhaltende Kälte und Nässe und dadurch

unterdrückte Ausdünstung, schlechte Fütterung, unreines faules Wasser, unreine Streu, u. s. w. Gelegenheitsursachen abgeben, und den Ausbruch der Krankheit befördern.

Im Anfange ist dieses Uebel nicht schwer zu heben. Je weiter es aber eingewurzelt ist, desto mehr ist das Blut verdorben, und die Heilung wird immer langwieriger, ja oft ist dem Viehe gar nicht zu helfen, und es muß daran sterben. Hat es sich einmal unter einer Heerde Schafe ausgebreitet; so hält es ausserordentlich hart, es wieder auszurotten, theils weil es sich so leicht mittheilt, theils weil Schafe noch gesund zu seyn scheinen, die schon längst den Krankheitsstof in ihrem Körper verborgen haben, und ehe man es sich versieht, eben das Uebel bekommen. Doch ist diese Ansteckung im Anfange nicht so leicht, insonderheit vor der Schur. Denn so lange die Schafe noch ganz mit Wolle bedeckt sind, läßt dieselbe das Räudegift weder so geschwind aus den räudigen Thieren heraus, noch in die gesunden hinein dringen.

Die Heilung geschieht so wohl durch innerliche, als durch äusserliche Mittel. Ist das Uebel noch im Anfange, so kann es ohne Gefahr mit bloß äusserlichen Mitteln behandelt werden; hat es sich aber schon eingewurzelt, so muß man innerliche Mittel mit zu Hülfe nehmen; denn mit diesen allein kommt man selten zu Stande, oder es würde doch wenigstens die Kur damit sehr in die Länge gezogen werden.

Als äusserliches Mittel ist folgende Salbe dienlich: Man nehme zwey Loth Queckfilber, sechs Loth Terpenthinöl, und ein halbes Pfund Schweineschmalz, reibe alles fleissig unter einander, bis man nichts mehr vom Queckfilber sieht. Will man sich dieser gräulichten Salbe nun bedienen, so breitet man an den räudigen Stellen die Wolle aus einander, oder wenn man so nicht gut dazu kommen kann, so schert man sie ab.

Hierauf löst man mit einem stumpfen Messer die Kruste ab, und reibt etwas von der Salbe mit dem Finger in die Stelle. Damit fährt man alle Tage, oder einen Tag um den andern fort, bis man sieht, daß kein neuer Ausschlag wieder nach kommt.

Innerlich gebraucht man entweder den Spiesglasschwefel, und zwar damit die Kur nicht zu hoch komme, denjenigen, welcher durch die erste und zweyte Niederschlagung erhalten wird, und nicht so sehr kostbar ist, oder den äzenden Queckfilbersublimat. Man nehme vier und zwanzig Gran Spiesglasschwefel der ersten Niederschlagung, und sechszehn Gran der zweyten, thue dazu zwey Scrupel Schwefel. Dieses mische man durch Reiben unter einander, und thue es nun zu sieben Loth zu Pulver geriebener Alantwurzel (Inula Helenium). Nachdem dieses alles wohl unter einander gemischt ist, so theile man es in funfzehn gleiche Theile, und gebe davon dem Schafe täglich einen, entweder auf einmal, oder in zweymalen. Den Sublimat giebt man auf folgende Weise. Man nehme ein halbes Loth Sublimat, löse denselben in einem Glase Kornbrandwein in der Wärme auf; darauf nehme man ein halbes Pfund frische Brodkrumen, und acht Loth zu Pulver geriebener Alantwurzel, und giesse obigen Brandwein dazu; man knete alles recht genau und sorgfältig durch einander, und mache zulezt kleine Kügelchen daraus, wovon zehn Stück auf ein Loth gehen, folglich aus der ganzen Masse zwey hundert und vierzig Stück. Von diesen Kügelchen kann man einem Schafe täglich eins, und zulezt auch wohl zwey geben, worauf man es aber bald saufen lassen muß.

Grindiger Ausschlag ums Maul.

Dieser wird oft bey jungen so wohl als alten Schafen angetroffen, selbst bey Lämmern. Bey diesen pflegen die Schäfer sie mit Nutzen mit einer Salbe aus

Honig und frischem Eygelb zu bestreichen. Bey alten Schafen hingegen bedienen sie sich einer Mischung von Ysopskraut und Salz, und reiben ihnen damit das Maul, die Lippen, und selbst inwendig den Gaumen.

Grindwarzen sind eben das, wovon im Artikel Feigwarzen die Rede gewesen ist.

Haarausgehen. Daß den Thieren jährlich zweymal zu gewissen Zeiten, nemlich im Frühlinge und gegen den Herbst die Haare ausgehen, und sie dann neue bekommen, ist etwas bekanntes, wovon hier die Rede nicht ist. Wenn ihnen aber ausser dieser Haarungszeit die Haare ausfallen, so ist das ein Zeichen, daß ihnen etwas fehlt, und sie nicht vollkommen gesund sind. Es ist daher nöthig, daß man sie fleissig in die freye Luft bringe, täglich striegele, sie zuweilen ins Wasser treibe, und sich baden lasse, und ihnen besseres Futter gebe, als vorher.

Haarkugeln, Haarballen, und Darmsteine. Solche fremde Körper entstehen zuweilen in dem Magen und den Gedärmen der Thiere, wo sie zu einer ausserordentlichen Grösse anwachsen, und die schlimmsten Zufälle hervorbringen können. Die Entstehung der Haarkugeln ist nicht schwer zu erklären, da man weiß, daß die Thiere sich unter einander gern lecken, und folglich auf solche Art leicht Haare ins Maul, und von da weiter in den Magen und die Gedärme bekommen können. Eben darum trift man sie auch am häufigsten bey denjenigen Thieren an, die eine scharfe Zunge haben, und wiederkauen. Auch geschieht es wohl, daß sie Haarklumpen, Wolle und dergleichen unter ihrem Futter mit einschlucken. Die verschluckten

Haare ballen sich im Magen mit andern darinn befindlichen Materien zusammen, und nehmen durch die beständige Bewegung die Gestalt einer Kugel oder eines eyrunden Körpers an; da sie alsdann entweder im Magen liegen bleiben, oder weiter in die Gedärme gehen. So bald als sie durch das Ansezen mehrerer Haare und anderer Materien eine beträchtliche Grösse erlangt haben, verhindern sie die Verdauung, und benehmen dem Thiere die Lust zum Fressen. Was dagegen zu brauchen sey, sehe man im Artikel Aufstössig werden. Bey den Pferden findet man sie sehr selten, oder wohl niemals im Magen, sondern gewöhnlich im Blinddarme. Dieser Darm ist bey ihnen, so wie bey den vierfüssigen Thieren überhaupt, durch das Bauchfell an die Lenden geheftet. Sein blindes Ende fällt vermöge der Stellung des Pferdes auf die Bauchmuskeln, und berührt unmittelbar das Bauchfell, so daß ein solcher fremder Körper, sobald als er etwas schwer ist, darinn liegen bleibt, und sich verhärtet. Ebendaselbst erzeugen sich auch die Darmsteine. Ihren ersten Ursprung haben sie von einem kleinen Kiesel, oder einem andern fremden Körper, der auf irgend eine Art in die Gedärme gekommen ist. Um denselben hängt sich rund herum ein Ansaz an, etwa wie der Weinstein um die Zähne. Man erkennt dieses ganz deutlich aus den Schichten, welche man um einen solchen Stein wahrnimmt. Der kleine Kiesel sizt in der Mitte, und stellt gleichsam den Kern des Darmsteins vor. So lange als er zunimmt, hat er eine rauhe Oberfläche; im vollendeten Zustande aber ist er ganz glatt. Man hat bey Pferden dergleichen Steine von dreyzehn Pfund an Gewicht und acht Zoll im Durchmesser gefunden. So lange als der Darmstein ruhig an seinem einmal angenommenen Orte liegen bleibt, leidet das Pferd wenig. Wird er aber durch irgend eine heftige und erschütternde Bewegung des Thiers genöthigt, herauf zu steigen, und in den

Darmcanal einzutreten, so erregt er die Darmgicht, vorzüglich wenn er bis zur Klappe des Grimmdarms, oder gar aus diesem Darme in den Mastdarm gedrungen ist, welches sich nicht selten ereignet. Er verstopft alsdann dem Miste den Ausgang, und bringt alle schreckliche Folgen hervor, welche im Artikel Darmgicht beschrieben sind. Es ist schwer, das Daseyn dieser Steine in den Gedärmen zu erkennen. Das Pferd sieht sich zwar immer nach dem Bauche um, und läßt ihn gern auf der Erde ruhen, wodurch es einige Linderung zu empfinden scheint; allein das sind doch keine untrügliche Kennzeichen. Uebrigens hat man noch kein gewisses Mittel entdeckt, das im Stande wäre, solche Steine aufzulösen, wenn man sie auch frühe genug erkennen könnte.

Haarlosigkeit. Wenn bey Thieren an einigen Stellen ihres Körpers etwa durch das Drücken oder Reiben vom Sattel, vom Kompt, von den Strangscheiben, von den Halsketten u. dergl. die Haare ausgegangen sind, so gereichen solche kahle Flecken ihnen zwar zu keinem grossen Nachtheil, allein sie sehen doch häßlich aus. Es wäre daher wohl zu wünschen, daß man ein sicheres Mittel wüste, wodurch man die Haare auf ihnen wieder wachsen machen könnte. Dergleichen Mittel giebt es aber nicht, und alle von Geheimnißkrämern dazu empfohlne Schmierereyen helfen nichts, so bald als die Haare mit samt den Wurzeln ausgegangen sind. Wären sie aber bloß abgescheuert, und die Wurzeln noch unbeschädigt geblieben, so werden die kahlen Stellen von selbst wieder bewachsen, so bald als das vorherige Drücken oder Reiben aufhört. Allenfalls kann man sie dann fleissig mit einer Mischung von Brandwein und Wasser waschen, worinn eine Zeit lang zerschnittene Zwiebeln gelegen haben, um das Wachsen der Haare etwas zu beschleunigen.

Haarseilziehen, ist diejenige Operation, wenn ein schmales Band oder Schnur in der Absicht unter der Haut durchgezogen wird, daß dadurch ein künstliches Geschwür hervorgebracht werde. Man bedient sich dazu eigener Nadeln, deren man nach der verschiedenen Grösse der Thiere mehrere von ungleicher Länge und Breite haben muß. Die längsten und breitesten können funfzehn Zoll lang, und bis eines Daumens breit seyn. Sie müssen gerade, nicht gebogen, schön polirt, vorne an der Spitze sehr scharf und zweyschneidig, und hinten etwas schmäler als vorne, und mit einem Ohre versehen seyn, in welches man das Band oder die Schnur ziehen kann. Zu dem Bande nimmt man entweder einen schmalen Streif Leinwand, auf beyden Seiten ausgezupft, oder eine Egge von wollenem Tuch; zu der Schnur hingegen mehrere zusammengelegte Faden von leinen oder Baumwollen Garn, mit oder ohne Pferdehaare, auch wohl Pferdehaare allein. Sie wird entweder zusammengedrehet, oder auch nur in Gestalt eines schmalen Bandes zusammengelegt. Ihre Länge und Dicke richtet sich nach den Umständen. Man kann sie wohl bis zwey Ellen lang, und Fingers dick gebrauchen.

Die Operation selbst verrichtet man folgendermassen: Man hebt die Haut, da wo man das Haarseil ziehen will, in eine Falte in die Höhe, und hält sie fest zwischen den Fingern, oder läßt sie sich von einem Gehülfen fest halten; alsdann sticht man die Nadel auf der einen Seite hinein, und auf der andern wieder heraus, und zieht vermittelst derselben die Schnur oder das Band, welches in ihrem Ohre befindlich ist, ebenfalls durch. Je mehr man die Haut beym Aufheben anspannt, desto weniger Schmerz empfindet das Thier von der Operation. Es versteht sich aber von selbst, daß man Pferde, oder andere grosse Thiere bremsen, in den Nothstall bringen, oder gar niederlegen muß, ehe man

sie unternimmt, weil sie sonst nicht zu regieren sind. Die Nadel darf man weder zu tief unten an der Grundfläche der Falte durchstossen, weil man sonst Fleischfasern oder Flechsenfibern mit verlezen würde, worauf heftige Zufälle folgen könnten; noch zu hoch oben am Rande derselben, indem sonst die zwischen den beyden Wunden befindliche Hautbrücke nicht breit genug wird. Auch muß man wohl darnach sehen, daß, indem man die Nadel durchstößt, die eine schneidende Seite derselben nicht näher am Rande der Falte sey, als die andere.

Man kann beynahe an jeder Stelle auf der Oberfläche des Körpers, wo die Umstände es erfodern, ein Haarseil ziehen. Immer aber muß man, um den Abfluß des Eiters zu befördern, es so legen, daß die eine Hautöfnung niedriger, als die andere sey. Muß man es an einer Stelle ziehen, wo sich die Haut nicht gut in eine Falte aufheben läßt, z. E. vor der Stirn eines Pferdes oder Ochsen, oder will man die Hautbrücke zwischen den beyden Wunden sehr breit haben, so verfährt man etwas anders. Man macht nemlich da, wo das Band oder die Schnur eingezogen werden soll, mit dem Bistouri einen Einschnitt in die Quere, etwas breiter, als die Nadel ist, schiebt diese in die Wunde hinein, und unter der Haut so weit fort, als nöthig ist; und macht über der Spitze der Nadel noch einen Einschnitt, um aus diesem die Nadel wieder heraus zu ziehen.

Nachdem das Haarseil gezogen ist, legt man das kurze Ende desselben in einen Knoten, oder bindet ein Stückgen Holz daran, damit es nicht wieder zurück gehen könne. Den obern oder langen Theil aber wickelt man entweder in einen Knäul zusammen, oder befestigt ihn auf irgend eine Weise, oder bindet ihn mit einem Bindfaden irgendwo, z. E. an den Hals, an ein Horn, an die Mähne u. s. w. fest. Nach vier und zwanzig Stunden bestreicht man einen Theil des obern Endes

mit Aegyptischer, Spanischfliegen- oder einer bloßen Digestiv-Salbe, je nachdem die Eiterung stark seyn soll, und zieht ihn in die Wunde hinein, dagegen man denn das untere Ende so weit als nöthig ist, abschneidet. Auf gleiche Weise zieht man alle zwölf oder vier und zwanzig Stunden einen Theil weiter durch, und fährt damit so lange fort, als es die Umstände erfodern. Wenn das Band oder die Schnur verbraucht ist, und das Geschwür noch länger fliessen soll, so muß man noch ein neues Stück daran nähen. — Einige binden die beyden Enden des Haarseils zusammen, und ziehen es täglich ein paarmal hin und her, welche Methode aber nicht so gut ist, als die oben beschriebene, weil das Geschwür dabey nicht so gut rein gehalten wird.

Uebrigens braucht es wohl nicht erinnert zu werden, daß man darnach sehen, und allenfalls das Thier so anbinden müsse, daß es die Schnur nicht mit den Zähnen los ziehen kann.

Ueber den Nuzen der Haarseile sehe man den Artikel künstliche Geschwüre nach.

Haarwurm. Mit diesem Namen belegt man flache flechtenartige, anfangs blos juckende, hernach aber auch schmerzende Geschwürchen zwischen den Haaren, die sich immer weiter ausbreiten, die Haare ausfallen machen, und zulezt gar unter sich fressen. Sie können sich bey jeder Thierart und allen Theilen ihres Körpers erzeugen; am meisten aber bemerkt man sie bey den Pferden in der Mähne und am Schweife, bey den Kühen, Schafen, Ziegen und Schweinen hinter den Ohren, und bey den Hunden oben auf dem Rücken über dem Schwanze.

Im Anfange erkennt man dieses Uebel daran, daß sich die Thiere an den Stellen häufig kratzen und schaben, und daß die Haare daselbst verkehrt und unordentlich durch einander stehen, wie verworren ausse-

hen, und nicht fest sizen, in der Folge aber hin und wieder ausgehen. Besieht man darauf die darunter befindliche Haut genau, so findet man hier und da einzelne kleine Blätterchen, die, wenn sie aufgedrückt werden, eine gelblich röthliche Feuchtigkeit von sich geben, und dann wie kleine Schuppen ansezen. In der Folge erzeugen sich dieser Blätterchen immer mehrere, das Jucken nimmt zu, und so wie das Thier jene zerschabt, frißt die daraus schwizende Feuchtigkeit weiter um sich. Zulezt verwandeln sie sich in ordentliche flache nassende Geschwürchen, und die Stellen werden nach und nach von Haaren ganz entblößt. Manchmal nisteln sich in diese Geschwürchen, besonders im Sommer kleine Würmer ein, daher es denn wohl gekommen ist, daß diesen fälschlich die Entstehung des Uebels Schuld gegeben, und ihm selbst obige Benennung beygelegt ist.

Die erste Veranlassung zu dem Haarwurme mag wohl Unreinlichkeit seyn; wenigstens wird das dadurch wahrscheinlich, daß er am meisten an solchen Stellen entsteht, wohin das Thier nicht gut reichen kann, um sich den Staub, Schmutz und dergleichen wegzuschaffen. Uebrigens scheint es aber gewiß zu seyn, daß er auch ansteckend ist, und manchem Thiere auf diese Art mitgetheilt wird, besonders wenn die Geschwüre bey einem damit behafteten Thiere stark nässen, und dieses sich an andern reibt. Denn man hat Beyspiele, daß er sich unter ganzen Heerden Schweine verbreitet, wenn man dem Uebel nicht durch eine baldige Absonderung der Kranken von den Gesunden Einhalt thut.

So geringfügig dieses Uebel im Anfange zu seyn scheint, so kann es doch in der Folge hartnäckig genug werden, und zulezt die Heilung sehr schwer machen. Wenigstens wird, wenn es einmal so weit eingerissen ist, daß die Haarwurzeln verdorben sind, es nie gehoben werden, bis alle Haare auf der Stelle ausgegangen sind, und diese nicht wieder mit Haaren bewachsen.

Gleich im Anfange erfolgt die Heilung leicht, wenn man die Stelle sorgfältig durch fleissiges Abwaschen, ja allenfalls durch wiederholtes Abbürsten vermittelst einer nicht zu scharfen Bürste reinigt. Am besten bedient man sich dazu des Seifenwassers, oder einer schwachen Lauge. Ist das Uebel schon etwas weiter gekommen, so muß man dazu eine schwache Abkochung von Tobacksblättern oder auch von Ulmenrinde nehmen. Wenn aber schon wirkliche um sich fressende Geschwüre da sind, so ist das blosse Abwaschen nicht hinreichend, sondern man muß dann Bähungen von genannten Mitteln anwenden, und dieselben lange fortsezen. Alle fettige Salben, Terpenthin, Theer und dergleichen Mittel, welche die Ausdünstungsgefässe verstopfen, sind schädlich. Nachdem man den Gebrauch jener reinigenden Mittel eine Zeit lang fortgesezt hat, so bestreicht man die Stellen täglich ein paarmal mit folgendem Mittel, so daß sie davon ganz durchdrungen werden. Man löse zwey Loth Queckſilber in einer hinreichenden Menge Scheidewasser auf, und vermische die Auflösung mit viermal so viel guten, nicht ranzigen Baumöls. — Ist das Uebel gar zu hartnäckig, so versuche man, den Zufluß von scharfen Säften von dem leidenden Theile durch ein an einem etwas davon entfernten Orte hervorgebrachtes künstliches Geschwür abzuleiten.

Hahnenspatt, Hahnentritt. Davon sehe man den Artikel Zuckfuß.

Halmstechen. Hierunter verstehen die Schäfer eine gewiß nicht zu billigende Operation, welche sie bey Schafen verrichten, wenn dieselbe trübe, laufende Augen haben. Sie besteht darinn, daß sie ihnen dünne gleich unter der Kornähre abgeschnittene Strohhalme in die kleinen Oefnungen hineinschieben, welche sich in ihrem Maule vorne am Gaumen gleich hinter

dem Zahnfleische in der ersten Kerbe auf beyden Seiten der Mittelnath befinden, und sich als kleine rothe Pünctchen zeigen. Sie schieben diese Strohhalme so weit in den feinen Gängen, die von da nach den Augenwinkeln hingehen, hinauf, bis das vordere Ende die Gegend der Augenwinkel erreicht hat, beynahe vier Zoll tief. Alsdann schneiden sie das übrige Ende am Gaumen scharf ab, und lassen die Halme nun so stecken, bis sie sich nach und nach wieder los begeben, und von selbst heraus fallen. Ist nur ein Auge schadhaft, so machen sie die Operation bloß auf der einen Seite, sonst auf beyden. Sollen etwa diese Strohhalme die Stelle von Haarseilen vertreten, und den zu starken Zufluß der Säfte von den Augen ableiten?

Halsaderlaßfistel. Man sehe oben Aderlaßfistel.

Halsfistel. Von diesem Uebel bey Pferden ist schon oben in dem Artikel Genickbeule gehandelt worden.

Halsgeschwulst. Da der Hals der Thiere so viele edle Theile, grosse Blutgefässe, die Luftröhre, die Speiseröhre, die Halswirbelbeine mit dem darinn verschlossenen Mark u. s. w. enthält, deren Beschädigung ihnen gefährliche Zufälle zuziehen kann, so muß man, selbst auf sonst ganz unbedeutende Geschwülste, welche sich daran zeigen, die grösseste Aufmerksamkeit verwenden. Im Artikel Bräune wurde schon von der Anschwellung des ganzen Halses mit einem entzündungsartigen oder andern Fieber verbunden umständlich gehandelt. Hier soll also nur von den äusserlichen umschriebenen Geschwülsten die Rede seyn, die sich nicht selten am Halse ereignen, und von mancherley äusserlichen Ursachen, vom Drucke der Kompten, von Schlä-

gen oder Stössen, vom Biß anderer Thiere, vom Stiche giftiger Insecten, von Fehlern beym Aderlassen u. s. w. entstehen können. So lange dergleichen Geschwülste nicht von beträchtlicher Grösse, noch heiß anzufühlen sind, bähe man sie bloß mit Essig und Wasser, so werden sie sich leicht zertheilen, zumahl wenn man das Thier dabey schont, es ruhig in einem kühlen Stalle stehen, oder auch in freyer Luft sich langsam bewegen läßt. Ist die Geschwulst aber groß, nimmt sie noch mehr zu, schmerzt sie dem Thier sehr, und läßt sie sich heiß anfühlen, so muß man schon mehr darauf achten. Vor allen Dingen wird es dann nöthig, dem Thiere so gleich zur Ader zu lassen, wenn es angeht, am Halse, wo nicht, am Vorderschenkel, ihm Kleyenwasser mit Salpeter zu saufen zu geben, es überhaupt so zu behandeln, wie bey Entzündungen, und äusserlich Bähungen von den wirksamsten zertheilenden Mitteln anzuwenden, z. E. von Abkochungen von Seifenkraut (Saponaria officinalis), Chamillenblumen und mehr dergleichen, mit Wasser, und etwas Essig oder Wein. Wenn sie dadurch nicht binnen drey oder vier Tagen zertheilt wird, so bleibt nichts übrig, als sie so geschwind, als möglich zur Eiterung zu bringen, und ja nicht lange mit ihrer Oefnung zu warten, damit der Eiter nicht zu tief unter sich fresse, hohle Gänge bilde, und die Halswirbelbeine angreife. Ueber die weitere Behandlung sehe man den Artikel Genickbeule nach.

Halsweh, Halsentzündung. Man sehe den Artikel Bräune.

Harnabsceß, Harngeschwulst ist eine schwappende Geschwulst am Hinterleibe, welche von Ergiessung des Harns in das Zellengewebe nach einer Verwundung, Zerreissung oder andern Trennung der Harnabsondernden Werkzeuge entsteht. Sie erfodert

ausser der Oefnung der schwappenden Geschwulst gleiche Behandlung mit der Harnfistel, wovon weiter unten nachzusehen ist.

Harnabzapfen. Wenn ein Thier den Harn nicht los werden kann, und schon Dampfbäder, warme Bähungen, Klistire u. s. w. vergeblich bey ihm angewandt worden sind, so zapft der geschickte Thierarzt ihn durch eine künstliche Operation ab. Diese besteht entweder in der Anwendung des Katheters, oder in der Punctur.

Der Katheter, oder eigentliche Harnabzapfer ist eine gerade oder besonders gekrümmte Röhre von Silber oder vergoldetem Messing von verschiedener Länge und Dicke, je nachdem man sich desselben bey einem grossen oder kleinen Thiere bedienen will, mit einem darinn steckenden biegsamen Drathe, welcher ihre Höhlung genau ausfüllt, aber nach Gefallen leicht ausgezogen und wieder eingeschoben werden kann. An dem einen Ende ist diese Röhre verschlossen und abgerundet, damit man bey ihrem Einschieben durch die Harnröhre bis in die Blase dem Thiere nicht wehe thue, dagegen befinden sich an den Seiten nahe an diesem Ende mehrere kleine Löcher, in welche der Harn hineinziehen, und so durch die Röhre ausfliessen kann.

Das Hineinschieben dieser Röhren durch die Harnröhre in die Blase geht bey weiblichen Thieren sehr leicht, und erfodert nur einige Uebung, weil bey diesen die Harnröhre viel kürzer und gerader ist, als bey männlichen Thieren. Man braucht sie nur, nachdem sie mit Oel beschmiert ist, vorsichtig hineinzuschieben, sie zwischen den Fingern ein wenig hin und her zu wenden, und zu drehen, ohne die geringste Gewalt anzuwenden, damit man dem Thiere nichts verleze, und keine Entzündung dadurch errege. Ist sie dann glücklich bis in die Blase hineingedrungen, welches man leicht fühlen kann,

so zieht man den Drath heraus, und läßt den Harn ausfliessen. — Viel schwerer aber ist diese Operation bey männlichen Thieren, besonders bey Hengsten, Wallachen und Bullen. Hier gehört eine besondere Geschicklichkeit dazu, die nicht anders als durch viele Uebung vorzüglich an todten Thieren erlangt werden kann. Man macht sie entweder so, daß man die Röhre, indem man mit der linken Hand die Ruthe des Thiers fest hält, so hineinschiebt, daß ihre Krümmung nach dem Mastdarm zu gekehrt sey; ist sie dann bis an den Blasenhals hineingedrungen, so drückt man sie ein wenig nach hinten zu, und schiebt sie so weiter bis in die Blase. Oder besser und geschickter so, daß ihre Krümmung nach vorne zu gekehrt sey. Wenn man auf solche Art mit ihr bis an den Blasenhals gekommen ist, so zieht man mit der linken Hand die Ruthe so stark als möglich an den Katheter hinauf, und macht zu gleicher Zeit mit der andern Hand und dem Katheter eine geschickte Wendung, so daß dieser ganz umgekehrt werde, und mit der erhabenen Seite nach dem Mastdarme zu, die Hand hingegen, welche ihn hält, an den Nabel zu stehen komme. Durch diese Wendung, wobey der Katheter zugleich etwas nach hinten zu gedrückt werden muß, findet er seinen Weg dann leicht in die Blase. — Das Thier muß bey dieser Operation auf dem Rücken liegen, und von Gehülfen so gehalten werden, daß die Hinterbeine aus einander stehen und etwas gebogen seyn.

Da sie nach der einen oder andern Art, wie oben schon gesagt worden, bey grossen Thieren sehr schwer, ja bey sehr unruhigen und unbändigen beynahe unmöglich ist, so hat man auch biegsame Katheter entweder von Metall, indem sie nach einer schlangenförmig um die Röhre herumlaufenden Linie fein durchgesägt werden, oder auch von gewundenem Drath mit elastischem Gummi überzogen, verfertigt. Solche lassen sich leichter hineinbringen, weil sie sich nach der Krümmung der Harnröhre

bequemen, und haben zugleich den Nutzen, daß man sie ohne grosse Beschwerde für das Thier eine Zeit lang in der Blase stecken lassen kann, um nicht nöthig zu haben, die Operation öfters zu wiederholen.

Die Punctur der Harnblase, um den Harn abzuzapfen, geschieht entweder unten am Hinterbauche über den Schaambeinen, oder durch den Mastdarm. Man verrichtet dieselbe vermittelst eines Trocars, das ist, eines stählernen etwa einer dünnen Gänsespuhle dicken, vorne mit einer scharfen dreyeckigen Spitze versehenen, und in einer silbernen Röhre verborgenen Pfriemens, aus der man ihn heraus ziehen kann. — Will man sie am Hinterbauche verrichten, so läßt man das Thier stehend fest halten, oder wenn das nicht gut geht, es auf die Seite legen, und ihm die Beine aus einander ziehen. Alsdann muß ein Gehülfe mit seiner in den Mastdarm hineingebrachten Hand die ausgedehnte Harnblase sanft und behutsam etwas nach vorne zu drücken. Nun sezt man die aus der silbernen Röhre herausstehende Spitze des Instruments unten am Hinterbauche über den Schaambeinen, da wo man die ausgedehnte Harnblase hervorragen fühlt, auf, sticht sie durch bis in die Harnblase, zieht den Pfriemen aus der Röhre heraus, und läßt diese hingegen darinn stecken, damit nun der Harn durch sie ausfliessen könne.

Vor der Punctur durch den Mastdarm muß man diesen erst durch ein Klistir reinigen. Alsdann läßt man das Thier auf den Rücken beynahe eben so legen, wie oben bey der Anwendung des Katheters gesagt worden ist, jedoch auf eine Unterlage von Stroh unter das Kreutz, damit der Hintere etwas höher zu liegen komme, und man Platz zum Operiren behalte. Hierauf muß ein Gehülfe mit einer oder beyden Händen den Hinterleib über den Schaambeinen zusammendrücken, damit die Blase eine desto deutlichere und stärkere Geschwulst im Mastdarme bilde. Nachdem dieses alles gehörig vorbe-

reitet ist, so bringt der Thierarzt seine mit Oel bestrichene Hand nebst dem Trocar, der aber krumm seyn muß, in den Mastdarm. Damit er das Thier nicht mit dem Trocar verlezen könne, ist es wohl am sichersten, daß, ehe er ihn in den Mastdarm bringt, seine Spitze vorher in die Röhre zurückgezogen werde. Und nun sticht er das Instrument durch den Mastdarm in die Harnblase, zieht darauf, wie oben den Pfriemen heraus, läßt die Röhre aber stecken, damit durch sie nun der Harn ausfliesse.

Damit man die Trocar-Röhre, wenn auch gleich der Harn schon ausgeflossen ist, eine Zeit lang in der Blase stecken lassen könnte, um die Operation nicht mehrmal wiederholen zu dürfen, möchte es wohl auch hier sehr nüzlich seyn, sie biegsam, entweder von Metall, oder von elastischem Gummi machen zu lassen.

Harnblasenbruch. Die Art Brüche sind sehr selten, und um so schwerer zu erkennen, da sie dem Thiere wenige Beschwerden verursachen. Am häufigsten kann sich allenfalls noch derjenige Blasenbruch ereignen, bey welchem die Blase, oder vielmehr ein Theil derselben durch den Bauchring dringt; und vielleicht sind nur solche Thiere demselben ausgesezt, welche entweder sehr oft lange dauernde Harnverhaltungen erlitten haben, oder oft trächtig gewesen sind. Denn im ersten Falle ist die Blase groß, schlaff und welk geworden, und ihre Seiten liegen nahe an, oder vielmehr auf dem Bauchringe. Bey einem oft trächtig gewesenen Thiere hingegen ist die Blase zuweilen platt gedrückt, nach beyden Seiten zu ausgedehnt, und so dem Bauchringe sehr nahe gebracht. — Die durch den Bauchring herabgesunkene Blase liegt nie in einem Bruchsacke, weil sich das Bauchfell nicht mit herabsenkt. Selbst wenn der Blasenbruch sehr groß, und der Boden der Blase mit durchgefallen ist, so kann

zwar der Theil des Bauchfells, der ihn bedeckt, mit heruntergezogen seyn, aber alsdann bildet dieser einen Sack für sich neben der Blase, in welchen ein Darm oder das Nez herunterfallen kann. In diesem Falle ist alsdann ein Darm- oder Nezbruch zugleich mit dem Blasenbruche da.

Ueber die Heilung dieses Uebels sehe man die Artikel Bruch und Eingeklemmter Bruch nach.

Harnblasenentzündung. Die Entzündung der Harnblase erkennt man vorzüglich daran, daß das damit befallene Thier einen fast beständigen Drang zum Stallen hat, aber den Harn mit vieler Mühe und wenig auf einmal los wird. Dabey hat es eine grosse Unruhe, es stampft mit den Hinterfüssen, schlägt mit dem Schwanze um sich, legt sich oft nieder, steht eben so oft wieder auf, so daß man deutlich sieht, daß es lieber steht als liegt, doch ihm das eine so wohl sauer wird, als das andere. Es steht nicht anders, als mit einwärts gebogenen Schenkeln, hingegen wenn es liegt, so zieht es den Leib zusammen. Es sieht sich oft um, gleichsam als wollte es die Ursache seiner Schmerzen aufsuchen, ja wenn dieselben sehr heftig sind, so beißt es sich wohl gar an den Hinterleib. Es holt geschwind und kurz Athem; nur zwischendurch athmet es einmal tief, und stößt denselben mit Stöhnen wieder aus. Sein Puls ist sehr geschwind. Man mag es anfühlen, wo man will, so bemerkt man eine ungewöhnliche Hitze an ihm, und zuweilen ist es naß von Schweiß. Wenn man die Blase bey männlichen Thieren vermittelst der in den Mastdarm gebrachten Hand untersucht, oder bey weiblichen Thieren den Katheter dazu anwendet, so findet man dieselbe entweder zusammengefallen und leer, und es geht durch den Katheter nur sehr wenig dicker, trüber und rother Harn ab, oder sie ist stark angefüllt,

und der Katheter geht schwer hinein, und wenn man endlich damit zu Stande kommt, so fließt eine Menge dicken und heissen Harns weg. In jenem Falle ist vorzüglich die Blase, in diesem der Blasenhals entzündet.

Die Krankheit entsteht selten für sich, sondern ist die meiste Zeit die Folge vom Stein, von einer zu langen Verhaltung des Harns, oder von äusserlichen Gewaltthätigkeiten.

Einen glücklichen Ausgang kann man sich bey ihr fast nie versprechen; die meiste Zeit ist sie tödlich, insonderheit wenn der Blasenhals zugleich mit entzündet ist. Sollte auch der Tod nicht sogleich erfolgen, und das Thier nicht am kalten Brande sterben, so erfolgt doch wenigstens Vereiterung der Blase und die Auszehrung.

Bey der Heilung ist das erste und wichtigste, was man vorzunehmen hat, ein starker Aderlaß. Einige versprechen sich hier viel von der Oefnung der Pulsader unter dem Schwanze, wobey sie folgendermassen verfahren. Sie machen z. E. bey einem Pferde vier Finger breit von der Spitze des Schweifs unter demselben einen nicht sehr langen Querschnitt, und zwar so tief, daß die Pulsader mit getroffen wird. Nachdem sie dann die erfoderliche Menge Blut haben ausfliessen lassen, so verbinden sie die Wunde mit lockerm Feuerschwamm, oder mit Bovist. Oder wenn sich das Blut so nicht stillen lassen will, so unterbinden sie die Pulsader, oder brennen sie. Allein weil dadurch der Zufluß des Bluts nach dem Schwanze auf die Zukunft fast ganz aufgehoben wird, und dieser Theil seine Nahrung verliert, so ist diese Operation sehr zu tadeln, um so viel mehr, da man durch den Aderlaß am Halse eben so viel, und noch mehr ausrichten kann. Nach dem Aderlaß bediene man sich warmer Dampfbäder von einem Decocte zertheilender

Kräuter z. E. Kamillenblumen, Hollunderblüthen (Sambucus nigra), Krauſemünze (Mentha criſpa), Salbey (Salvia officinalis), Doſten (Origanum vulgare) und dergl. in Waſſer mit einigen Unzen Eſſig; oder warmer Bähungen vermittelſt aufgelegter Wergpolſter in eine Abkochung von Eibiſchwurzel (Althaea officinalis) eingetaucht, auf die leidenden Theile. Man ſeze fleiſſig Kliſtire von einer Abkochung von Eibiſchwurzel und Leinſaamen mit Weinſteinrahm oder Salpeter; auch allenfalls mit etwas Eſſig; und gebe dem Thiere nichts als Getränke von Kleyen- oder Mehlwaſſer mit zwey Loth Weinſteinrahm auf drey Pfund, oft, aber immer wenig auf einmahl, zu ſaufen, ſo lange als die Entzündung dauert. Ueberhaupt man behandle es ganz ſo, wie oben im Artikel Entzündungsfieber gelehrt iſt. Wenn die Blaſe ja zu ſehr mit Harn angefüllt wäre, ſo müſte man verſuchen, auf eine oder die andere Weiſe ihn auszuleeren. Doch möchte hier der Stich in die Blaſe durch den Maſtdarm wohl die Gefahr noch gröſſer machen. Man ſehe Harnabzapfen. Eben ſo möchte die Anwendung der Blaſenpflaſter, die ſonſt bey Entzündungen ſo herrliche Dienſte leiſtet, wohl bedenklich ſeyn, weil die Spaniſchen Fliegen bekanntlich einen groſſen Reitz in den harnabſondernden Werkzeugen hervorbringen. Doch könnte man dieſer Unbequemlichkeit dadurch abhelfen, daß man unter das Pflaſter vielen Campher miſchte.

Wenn die Entzündung in Eiterung übergeht, ſo kann man da, wo es ſich thun läßt, Einſprizungen in die Blaſe von einer Abkochung des Waſſerfenchelſaamen (Phellandrium aquaticum), z. E. zwey Loth mit einem Quartier Waſſer gekocht, und den vierten Theil Kalkwaſſer zugeſezt, anwenden, dem Thiere auch Kalkwaſſer mit Honig und etwas Terpenthin täglich ein paarmal eingeben.

Harnblasenlähmung. Wenn die Harnblase gelähmt ist, und ihre zusammenziehende Kraft verlohren hat, so ist die unmittelbare Folge davon, eine Harnverhaltung. Da im Gegentheile bey der Lähmung des Harnblasenhalses ein Harnfluß entstehen muß. Man sehe die beyden Artikel nach, welche von diesen Krankheiten handeln.

Harnblasenstein. Man sehe den Artikel Steinbeschwerden.

Harnblasenvorfall. Dieses nur bey weiblichen, jedoch sehr selten vorkommende Uebel besteht darinn, daß die erschlafften Häute der Blase sich durch ihre weite Harnröhre einwärts kehren, und eine runde, weiche häutige Geschwulst bilden, wodurch die Harnröhre verstopft, und eine Art von Harnverhaltung veranlaßt wird. Man sieht alsdann in der Schaamhöhle unter der äussern Oefnung der Mutterscheide einen rothen, runzlichten, fleischichten Körper aus der Harnröhre hervordringen, zwischen welchem und den Seiten der Harnröhre der Harn herauströpfelt. Auch kann sich da, wo der Harngang in die Blase tritt, der Harn zwischen den Blasenhäuten anhäufen, und so die innern Häute derselben durch die Harnröhre in Gestalt einer dünnen durchsichtigen mit Harn angefüllten Blase vordrängen. Oder es kann sich die inwendige Haut des Blasenhalses eben so wie die innere Haut der Blase verlängern, und in Gestalt einer länglichten runzlichten, aber in der Mitte eine Oefnung habenden Geschwulst hervordringen, welches leztere Uebel denn eigentlich ein Vorfall des Blasenhalses genannt werden müste.

Die Heilung dieser Uebel kommt beynahe mit der Heilung des Gebärmuttervorfalls überein. Man muß nemlich die vorgefallenen Theile vermittelst einer Wachskerze (man sehe den Artikel Kerzen) behutsam zurück

bringen, und den Harn ausfliessen lassen, der sich etwa gesammelt hat. Alsdann verfertigt man eine jedoch nicht zu harte Wieke von Leinwandfasern, oder feinem Flachs, befeuchtet dieselbe mit einer Abkochung zusammenziehender Kräuter, z. E. Eichenlaub, Tormentillwurzel und dergl., wozu man die Hälfte Essig, oder rothen Wein, und allenfalls auch ein wenig Alaun mischen kann, und schiebt sie in die Harnröhre so tief als möglich hinein, wobey man sich jedoch zu hüten hat, daß sie nicht ganz in die Blase hineinschlüpfe, aus der sie schwer wieder herauszuschaffen seyn würde. Nach sechs Stunden nehme man sie wieder heraus, lasse den Harn ausfliessen, und bringe sie dann aufs neue, wie oben befeuchtet hinein, und fahre damit so einige Tage fort. Zwischendurch kann man auch Einsprizungen mit den obigen zusammenziehenden Abkochungen, und Räucherungen mit Weihrauch, Bernstein und dergleichen mehr anwenden.

Harnblasenwürmer. Daß es eine Art Würmer giebt, welche sich in der Harnblase der Thiere aufhalten können, ist durch die Erfahrung ausser allen Zweifel gesezt. Aber woran soll man ihre Gegenwart anders erkennen, als daran, daß den Thieren wirklich einige durch den Urin abgehen? Ein dagegen anzuwendendes Mittel, zumahl bey weiblichen Thieren, könnten vielleicht klichte Einsprizungen abgeben.

Harnfistel. Dieses Uebel, welches selten vorkommt, erkennt man aus dem allgemeinen Kennzeichen einer Fistel, an dem Auströpfeln des Harns aus ihrer Oefnung, und auch daraus, wenn ein Harnabsceß, eine Verwundung oder sonstige Verlezung der Blase vorhergegangen ist. Es befindet sich am Hinterbauche, zwischen den Hinterbeinen, oder bey männlichen Thieren auch wohl im Mastdarm.

Die Heilung der Harnfistel ist sehr schwer, die meiste Zeit so langwierig, daß die Kosten sich höher belaufen, als was das ganze Thier werth ist. Sie erfodert eine genaue Untersuchung der innern Höhlen und eine hinlängliche Erweiterung derselben. Den Abfluß des Harns muß man durch den natürlichen Weg vermittelst der Kerzen, oder eines biegsamen Katheters wiederherstellen, und wo möglich, leztere eine geraume Zeit lang in der Harnröhre stecken lassen, damit das erweiterte Geschwür Zeit habe, zuzuheilen. Denn so bald als der Abgang des Harns durch den natürlichen Weg wiederhergestellt ist, schliessen sich die widernatürlichen Kanäle nach und nach von selbst, weil sie nicht mehr durch den durchfliessenden Harn gereizt und unterhalten werden. Man sehe den Artikel Fistel.

Harnfluß, unwillkührlicher Harnabgang. Dieses Uebel besteht darinn, daß einem Thiere der Harn wider Wissen und Willen abgeht, ohne daß es jedoch überhaupt eine grössere Menge Harn von sich gebe, als im gesunden Zustande. Es stallet nemlich fast beständig und in einem fort, nicht allein im Stehen, sondern auch wider alle Gewohnheit im Gehen; aber die meiste Zeit besteht dieses Stallen nur in einem Abtröpfeln des Harns. Das Thier befindet sich übrigens dabey ziemlich wohl, und kann lange seine Geschäfte verrichten. Allein zulezt wird leicht eine wirkliche Harnruhr daraus, die denn Auszehrung und Tod nach sich zieht.

Die Ursache desselben liegt entweder in der Harnblase selbst, oder in ihrem Schließmuskel. Erstere kann nemlich zu reizbar seyn, indem sie sich in einem mehr oder weniger starken Grade von Entzündung befindet, oder das Thier scharfe harntreibende Kräuter gefressen hat. Auch kann sie durch einen örtlichen Druck, z. E. von verhärtetem Koth im Mastdarme und hartnäckiger

Verstopfung, oder bey trächtigen Thieren von der Frucht so zusammengepreßt werden, daß der Schließmuskel nicht widerstehen kann. Aber auch in diesem selbst kann eine Schwäche, oder gar eine Art von Lähmung zugegen seyn, entweder aus allgemeinen Ursachen, wie nach einer überstandenen Krankheit, oder von irgend einem örtlichen Fehler, von einem langen Aufenthalt des Steins in der Blase, von einer zu harten Vernarbung nach dem Steinschnitte, oder von zu langem Verhalten des Harns. Von dieser lezten Ursache trift man das Uebel oft bey Zugthieren an, denen bey der Arbeit die gehörige Zeit zum Stallen nicht gelassen ist.

Die Vorhersagung richtet sich nach der Ursache der Krankheit und nach der Zeit, die sie schon gedauert hat. Oft ist die Ursache schwer zu entdecken, und alsdann ist auch die Heilung ungewiß. Ist eine wirkliche Lähmung des Schließmuskels die Ursache, so ist das Uebel sehr schwer zu heben; eben so auch, wenn es von einem Steine in der Harnblase herrührt. Doch hilft hier oft noch der Steinschnitt. (Man sehe den Artikel Stein.) Ganz unheilbar ist es, wenn eine zu harte Vernarbung nach dieser Operation Schuld ist. Hat hingegen das Uebel von einer der andern erwähnten Ursachen seinen Ursprung, und ist das Thier noch nicht zu alt, so ist Hofnung zur Heilung da, wenn früh genug dazu gethan wird.

Wenn zu viele Reizbarkeit in der Harnblase ist, so dienen kühlende und schleimichte Mittel, z. E. Emulsionen von Mandeln, Hanfsaamen, Kürbiskernen und dergleichen, von Arabischem Gummi mit etwas Campher und Salpeter; oder Abkochungen von Habergrütze, Eibischwurzel und andern erweichenden Kräutern. Z. E. man nehme sechs Loth abgeschälte Mandeln, und zwey Loth Hanfsaamen, mache mit sechszehn Loth lauwarmen Wasser eine Milch davon, und thue ein halbes Loth Salpeter und ein halbes Quentchen mit Mandeln abge-

riebenen Campher dazu. Diese Mischung gebe man auf einmal ein, und fahre so alle Abend und Morgen fort. Oder man koche sechs Loth Eibischwurzel, und zwey Loth Leinsaamen in vier Pfund Wasser bis auf die Hälfte ein; man thue ein paar Händevoll Wollkrautblumen (Verbascum thapsus) dazu, und lasse es noch einmal aufkochen. Alsdann seihe man die Flüssigkeit durch, löse darinn ein Loth Salpeter und ein Quentchen abgeriebenen Campher auf, und gebe, wenn es kalt geworden, die Hälfte des Morgens, und die andere Hälfte des Abends ein. — Bey einer allgemeinen Schwäche werden nebst gehöriger Ruhe innerliche stärkende Mittel erfodert, z. E. Morgens und Abends, jedesmal zwey Loth zu Pulver geriebener wilder Kastanienbaumrinde, in Pulver, oder mit Honig zu einer Lattwerge gemacht. — Ist eine örtliche Schwäche der Harnblase da, so muß man besonders äusserliche stärkende Mittel anwenden, das fleissige Hineintreiben des Thiers in kaltes fliessendes Wasser bis an den Bauch, kalte Bähungen mit Wasser und Essig, mit Abkochungen von stärkenden Mitteln, als Raute, Wermuth, Kamillenblumen, Lohmehl, Weidenrinde, Kastanienrinde und dergleichen; zugleich aber auch dem Thiere ein stark nährendes mehr trockenes als nasses Futter von Mehl, Schrot, oder Oelkuchen geben, oder ihm unter sein trockenes Futter von Heu, Häckerling oder Spreu, gedörrte bittere Pflanzen, Wermuth, Raute u. s. w. mischen.

Harnruhr, Lauterstall, Strahlpisse ist ein übermässiger Abgang des Harns, der die Menge des von dem Thiere zu sich genommenen Saufens übertrift. Dabey hat es beständigen grossen Durst, Hize, Trockenheit im Maule, zuweilen Schmerzen in den Lenden und Hüften, so daß es mit den Hinterfüssen etwas lahm geht, und grosse Mattigkeit. In der Folge gesellt sich ein auszehrendes Fieber dazu, mit gänzlicher

Abnahme der Kräfte, und dieses endigt sich zulezt unter grosser Angst mit dem Tode. Der Harn ist bald ungefärbt, wässerig und ohne Geruch, bald weißlich, etwas trübe, wie Molken, oder auch bräunlich, bald schleimicht; manchmal trift man wirklich geschmolzenes Fett darinn an.

Die Entstehung dieser Krankheit kann auf mancherley Weise geschehen, und darnach muß sich so wohl die Vorhersagung, als auch die Heilung richten. Die Ursache liegt entweder in den absondernden Werkzeugen des Harns selbst, oder in einer fehlerhaften Beschaffenheit des ganzen lymphatischen Systems. Zu der ersten Klasse gehören eine örtliche Schwäche der Harnwege, welche zu dem vermehrten Zufluß der wässerichten Feuchtigkeiten Anlaß giebt, und wobey die einsaugenden Gefässe der Harnblase gar nicht wirken, und sich gleichsam in einem Zustande von Lähmung befinden, wie bey alten Thieren, nach langen Verhaltungen des Harns u. s. w. Ferner ein mechanischer Reiz in der Nähe der Harnwege, z. E. von Leibesverstopfung, angehäuftem Koth und Blähungen im Grimmdarm und dergleichen. Ein örtlicher Reiz der lymphatischen Gefässe der Harnwege von zurückgetriebenen Hautausschlägen, oder sonst einer Krankheitsmaterie, die sich dahin geworfen hat. Zur zweyten Klasse können wir eine gehemmte Ausdünstung, oder einen plözlich zurückgeschlagenen Schweiß, eine allgemeine Entkräftung des Körpers und vollkommene Verderbniß und Auflösung der Säfte; einen Reiz in den ersten Wegen von scharfen, gallichten Unreinigkeiten, Würmern u. s. w. rechnen.

Ueberhaupt ist das Uebel sehr schwer zu heilen, und zwar um so viel schwerer, je älter es ist, und je mehr Schwierigkeit man findet, seine eigentliche Ursache zu finden und zu heben. Wenn der abgehende Harn blaß und wässerig ist, so ist die Gefahr nicht so groß, und das Thier kommt nicht so schnell von Kräf-

ten, als wenn er stark gefärbt ist, oder wohl gar geschmolzenes Fett enthält. Ist das Thier schon sehr abgemattet, oder hat es bereits ein schleichendes Fieber, so ist schwerlich noch etwas zu hoffen.

Wenn eine örtliche Schwäche der Harnwege da ist, so muß man seine Zuflucht vorzüglich zu äusserlichen stärkenden und zusammenziehenden Mitteln, nemlich kalten Bädern, kalten Bähungen mit Kalkwasser, Alaunwasser, Abkochungen von Eichenrinde und dergl. zu Einreibungen von stärkenden Salben oder geistigen Mitteln nehmen. Innerlich gebe man die Alaunmolken. Man nehme nemlich vier Pfund Milch und sechs Loth Alaun, koche beydes mit einander, bis die Milch geronnen ist, und von der durchgeseiheten Flüssigkeit gebe man einem Pferde täglich dreymal acht Unzen ein. Auch ist dies der Fall, wo der behutsame Gebrauch der Spanischenfliegentinctur von Nuzen seyn kann. Man verordnet sie einem Pferde täglich zweymal anfangs zu dreissig Tropfen, und nach und nach mehr, mit vielem Wasser verdünnt, und damit sie keine schädliche Wirkungen hervorbringe, versezt man sie entweder mit einigen Granen Campher, oder giebt eine Emulsion von Mandeln und Arabischem Gummi nach. Läßt es sich thun, so kann man die Spanischen Fliegen äusserlich gebrauchen, entweder als Blasenpflaster an den Unterleib in die Gegend der Harnblase gelegt, oder die Tinctur zum Einreiben. — Bey Leibesverstopfung und angehäuftem Koth und Blähungen im Grimmdarme sind Klistire und abführende und Blähungen treibende Mittel nöthig. — Ist ein örtlicher Reiz von zurückgetriebenen Hautausschlägen, oder sonst einer Krankheitsmaterie die Ursache der Krankheit, so bestreitet man die Schärfe durch die dagegen dienlichen Mittel, und schwächt zugleich ihre Wirkung durch besänftigende Mittel, dergleichen z. E. folgendes ist. Man nehme sechs Köpfe von weissem Mohn, zerquetsche sie, und koche sie eine halbe Stunde lang

mit zwey Pfund Wasser; die Flüssigkeit seihe man darauf durch, und gebe sie auf einmal ein. — Wo ein plözlich zurückgeschlagener Schweiß die Krankheit hervorgebracht hat, da muß man suchen, die Ausdünstung wiederherzustellen, durch Striegeln, Reiben, Dampfbäder u. s. w. Eine allgemeine Entkräftung des Körpers, nebst Verderbniß und Auflösung der Säfte, sucht man durch stärkende und fäulnißwidrige Mittel zu heben. Z. E. Man nehme gelbe Weidenrinde zu Pulver gerieben, acht Loth, und Campher zwey Loth, mische es unter einander, und gebe davon des Tages drey bis viermal einen Löffel voll. — Bey einem Reize in den ersten Wegen endlich von gallichten Unreinigkeiten, oder Würmern müssen abführende, wurmtreibende (man sehe den Artikel Würmer) und zulezt stärkende Mittel gebraucht werden.

Harnstrenge, Harnwinde. Sonennt man einen beschwerlichen, oft nur tröpfelnden, doch freywilligen Abgang des Harns, indem der freye Durchgang desselben durch den Harnblasenhals und die Harnröhre gehindert wird. Die Ursachen davon sind eine widernatürliche Verengerung der Harnröhre und des Blasenhalses von Krampf, wozu eine plözliche örtliche Erkältung, ein scharfer Harn, gefressene scharfe harntreibende Kräuter, oder eingegebene reizende harntreibende Arzneyen die erste Veranlassung geben; ferner ein dicker mit zähem Schleim oder Gries vermischter Harn; Steine in der Harnblase; Verlezung der Harnröhre durch eine äusserliche Gewalt, Entzündung oder Verschwärung derselben u. s. w. Je leichter die Ursache zu heben ist, desto leichter ist auch die Kur, so wie sich überhaupt die Vorhersagung darnach richtet, ob die Wegschaffung jener leichter oder schwerer sey. Nimmt das Uebel zu, so entsteht daraus der Harnzwang, und zulezt die Harnverhaltung.

Harntreibende Mittel. Man kann die harntreibenden Mittel in eigentliche und uneigentliche unterscheiden. Erstere sind solche, die zugleich auflösend und treibend sind, und die in der Beschaffenheit des Harns selbst liegenden Hindernisse des Stallens heben. Leztere hingegen diejenigen, welche das Stallen nur mittelbar befördern, dadurch daß sie solche Hindernisse desselben aus dem Wege räumen, die nicht in dem Harne selbst liegen, sondern von aussen auf ihn wirken, z. E. Verstopfungen der den Harn absondernden Gefässe der Nieren, Krämpfe in diesen Theilen, mechanische Hindernisse von Gries, Steinen u. s. w. Jene dienen zuweilen auch dazu, vermittelst eines durch sie verstärkten Harnabgangs allerley schädliches aus dem Körper zu schaffen. Ihr Gebrauch muß sich allemal auf Heilanzeigen gründen. Sie sind da anzuwenden, wo es nicht Krampf und mechanische Hindernisse allein sind, welche das Stallen erschweren, sondern zugleich in der Beschaffenheit des Harns selbst der Grund liegt, warum er nicht gehörig fließt. Ferner sind sie auch da angezeigt, wo lezterer Fall ohne Verwickelung mit Krampf oder mechanischen Hindernissen Statt findet. Dort bedient man sich zuerst der uneigentlichen harntreibenden Mittel, um den Krampf oder die mechanischen Hindernisse wegzuschaffen, und giebt dann, wenn dieser Heilanzeige Genüge geschehen ist, die eigentlichen harntreibenden Mittel hernach. Hier hingegen läßt sich der Anfang gleich mit den eigentlichen machen, unter denen man aus Vorsicht fürerst nur die gelindern zum Gebrauch auswählt, und stärkere erst dann giebt, wenn erstere ohne Wirkung geblieben sind.

Zu den uneigentlichen harntreibenden Mitteln gehören folgende: Die hizedämpfenden oder kühlenden Mittel, welche dann gute Dienste leisten, wann das Geblüt zu sehr in Wallung gesezt, und die Gefässe,

die den Harn daraus absondern sollen, zu heftig gespannt sind; vorzüglich der Salpeter zu einem bis zwey Loth gegeben; der Essig, und überhaupt alle Arten von Säuren. Man sehe Hizedämpfende Mittel. Auch kann man dazu die Emulsionen aus kühlenden Pflanzensaamen, z. E. Kürbiskernen und Hanfkörnern oder dergleichen zählen, welche insonderheit bey innerlichen Krämpfen sehr dienlich sind. Man reibt davon ein halbes Pfund mit einem halben Quartier Wasser ab, und giebt die Milch davon mit oder ohne Salpeter auf einmal ein. — Die erweichenden Mittel so wohl innerlich in Abkochungen, als äusserlich in Bähungen, Dampfbädern und Klistiren. Diese sind insonderheit da anzuwenden, wo der Abgang des Harns von einem örtlichen Reize und einer krampfhaften Zusammenziehung der zu diesem Geschäft bestimmten Theile erschwert wird. Man sehe den Artikel Erweichende Mittel. — Häufige wässerichte Getränke, welche dann gute Dienste thun, wann ein Mangel an wässerichten Theilen im Blute das Stallen hindert. Denn durch ihren Gebrauch werden diese dem Blute fehlenden Theile ersezt, die in ihm befindlichen Salze aufgelöst, und auf solche Weise der Harnabgang befördert.

Die eigentlichen harntreibenden Mittel kann man in gelinde und in scharfe eintheilen. Unter erstern sind die vorzüglichsten folgende: Gundermann oder Gundelreben (Glecoma hederacea). Man kann davon ein paar Hände voll in Wasser abkochen, und den Trank davon einem Stück Rindvieh eingeben. Den Pferden ist er schädlich. Man sehe den Artikel Gifte. Die kleine Brennessel (Urtica urens) in Tränken oder Klistiren, oder der ausgepreßte Saft davon, zu einem Tassenköpfgen voll. Der Petersilien saamen (Apium petroselinum) zu drey bis vier Loth in Pulver. Die Wacholderbeeren, wovon ein paar Loth in Wasser abgekocht, und durchgeseiht zu geben sind. Die Laugen-

salze; die Pottasche zu einem Loth; das Weinsteinsalz zu einem bis zwey Quentchen. Die Mittelsalze, z. E. das Gravenhorstische zu einigen Lothen. Und endlich die absorbirenden Erden, z. E. gebrannte Austerschalen, Krebssteine, u. s. w. — Zu den scharfen harntreibenden Mitteln gehören die Meerzwiebel, besonders für die Schweine in Pulver zu einigen Granen, in Lattwergen oder im Aufguß; den Pferden, dem Hornvieh und den Schaafen verursacht sie zu grosse Angst. Der Terpenthin, zu einem bis zwey Loth mit Eydotter oder Zucker abgerieben in Lattwergen oder in Tränken; auch in Klistiren. Das daraus verfertigte Geigenharz, oder Colophonium in eben der Menge; der Copaivabalsam zu einem Quentchen bis einem halben Loth, eben so wie der Terpenthin bereitet; er ist aber theuer. Der Hopfen, ein paar Hände voll mit Bier gekocht und durchgeseiht. Die Kellerwürmer (Onisicus asellus) zu einem Quentchen bis einem halben Loth mit weissem Wein gegeben. Die Zwiebeln, der Saft daraus zu vier Loth; anderer als Knoblauch (Allium sativum), Eppichwurzel (Apium graveolens), Seife und mehr dergleichen nicht einmal zu gedenken.

Bey dem Gebrauche dieser reizenden harntreibenden Mittel ist die äusserste Behutsamkeit von Seiten des Thierarzts vonnöthen, weil sie ohne Vorsicht gebraucht unersezlichen Schaden anrichten können. Noch viel weniger darf er sich der noch schärfern bedienen, z. E. der Spanischen Fliegen, der Maykäfer, der Silberkrystallen u. s. w. Die Gegenanzeigen gegen ihren Gebrauch beruhen auf folgenden Punkten. Sie schaden erstlich da, wo eine Anlage zur Entzündung im Körper ist, und man durch sie leicht Nieren- oder Blasenentzündung hervorbringen könnte; zweytens beym Blutharnen; drittens in solchen Fällen, wo die Säfte des kranken Thiers in einen hohen Grad von Auflösung gerathen sind; oder auch nur zu gerathen drohen; und viertens bey trächti-

gem Vieh, wegen des genauen Zusammenhangs der zur Absonderung des Harns bestimmten Theile mit dem Tragsacke, indem durch heftige harntreibende Mittel vermöge des ihm mitgetheilten Reitzes das Verwerfen des Thiers nebst seinen übeln Folgen bewirkt werden könnte. Am sichersten bedient man sich ihrer immer in Klistiren.

Harnverhaltung, Harnverstopfung. Die Verhaltung des Harns kann ihren Sitz entweder in den Nieren und Harngängen, oder in der Harnblase und den damit in Verbindung stehenden Theilen haben. Jene nennt man die falsche, diese hingegen die wahre Harnverhaltung. Die falsche, bey welcher wegen Fehler der Nieren oder der Harngänge kein Harn in die Blase fliessen kann, ist leicht daran zu erkennen, daß das Thier gar kein Bedürfniß zu harnen fühlt, und seine Blase keinen Harn enthält. Denn in den Nieren wird entweder gar kein Harn abgesondert, oder wenn das auch geschieht, so kann der Harn doch wegen des verhinderten Durchgangs durch die Harngänge nicht in die Blase gelangen; sondern er wird wieder eingesogen, und ins Blut zurückgeführt. Die Ursachen dieser falschen Harnverhaltung sind Entzündung, Wunden oder Geschwüre in den Nieren, Nierensteine, Verschleimung der Nieren, oder auch eine gänzliche Lähmung in denselben; ferner Verstopfung der Harngänge durch Schleim, geronnenes Blut, oder kleine Nierensteine, eine krampfhafte Zusammenschnürung derselben, oder eine durch Entzündung und Vereiterung hervorgebrachte Verwachsung ihrer Mündungen u. s. w. Auch kann sie entstehen, wenn die übrigen Aussonderungen durch den Schweiß, oder heftigen Durchfall sehr stark sind. — Die wahre Harnverhaltung hingegen erkennt man daran, daß die Blase sich unten am Bauche oder durch den Mastdarm ausgedehnt fühlen läßt.

läßt. Dabey hat das Thier einen beständigen mit Schmerzen verbundenen Drang zum Stallen. Die Ursachen derselben bestehen in einem Mangel der ausleerenden Kräfte entweder von einer vorhandenen Schwäche, oder gar von einer Lähmung. Ist der Blasenhals zugleich mit gelähmt, so hat das Thier bey der Verhaltung einen unwillkührlichen, aber wohl zu merken, einen tröpfelnden Abgang des Harns. Dies ist gewöhnlich der Fall, wenn das Thier auf einem langen Marsche das Stallen übergangen ist, und man ihm die Zeit dazu nicht gelassen hat. Oder es kann in der Höhle der Blase etwas befindlich seyn, das sie verstopft, nemlich entweder solche Substanzen, die sich selbst darinn erzeugen, Steine, geronnenes Blut, Schleim, Eiter, wildes Fleisch u. s. w., oder fremde Körper. Oder das Hinderniß kann in den Wänden der Harnblase, des Blasenhalses oder der Harnröhre liegen, und z. E. eine Verengerung von Geschwulst, Entzündung und Schwärung, eine krampfhafte Zusammenziehung, oder eine angebohrne oder von Entzündung entstandene Verwachsung seyn.

So leicht die Krankheit zu erkennen ist, so schwer hält es oft, die Ursache derselben sogleich zu erkennen, von deren richtiger Erkenntniß doch die Vorhersagung so wohl, als ihre gründliche Heilung abhängt.

Bey der wahren Harnverhaltung muß der Thierarzt sein Hauptaugenmerk zuvörderst auf die Hebung des dringendsten Zufalls, nemlich der zu starken Anfüllung der Blase mit Harne, richten. Es ist ein schändlicher und gefährlicher Handgrif mancher Menschen, welche sich unberufener Weise mit dem Kuriren des Viehs abgeben, daß sie in solchen Fällen die Hand in den After des kranken Thiers bringen, und durch starkes Drücken auf die Harnblase den Harn auszupressen suchen. Nicht weniger verrathen sie ihre Unwissenheit, wenn sie gleich

mit dem Eingeben ſtarker, manchmal gar hitziger und ſcharfer harntreibender Mittel bey der Hand ſind. — Wann das Thier vollblütig iſt, und man bey ihm eine Entzündung zu befürchten hat, oder bereits Zufälle einer ſchon wirklich vorhandenen bey ihm wahrnimmt, ſo iſt vor allen Dingen gleich ein Aderlaß vorzunehmen. Hierauf ſuche man durch warme Bähungen, Dampfbäder, und erweichende Kliſtire den Krampf in der Harnblaſe und den damit in Verbindung ſtehenden Theilen zu heben. Erfolgt darnach der Harnabgang noch nicht, ſo iſt es Zeit, ihn durch eine Operation zu befördern. Bey weiblichen Thieren läßt ſich dazu bequem der Katheter anwenden. Bey männlichen Thieren, bey denen der Gebrauch dieſes Inſtruments groſſe Schwierigkeiten hat, oder doch wenigſtens, wenn das Thier auch ruhig iſt, eine ſehr geſchickte Hand erfodert, kann man ſich allenfalls auf folgende Weiſe helfen. Man nimmt ein Stück Darmſaite, womit die Baßgeigen bezogen werden, von ſolcher Dicke, als die Gröſſe des Thiers es erfodert, befeſtigt an deſſen Ende ein Knöpfgen von gutem feinen Siegellack, daß es beym Gebrauche nicht abſpringen kann, und macht dieſes Knöpfgen zwiſchen den Fingern recht rund, ohne ſcharfe Ecken oder Spitzen. Dieſe Saite mit dem Knöpfgen beſchmiert man denn mit Leinöl, und ſchiebt ſie vorſichtig und behutſam in der Harnröhre hinauf, bis das Knöpfgen in die Blaſe gelangt. Um damit deſto leichter zu Stande zu kommen, muß man zugleich einen Finger, oder nach Befinden der Umſtände die Hand behutſam in den Maſtdarm bringen, um damit, wenn das Knöpfgen an der Saite ſo hoch hinaufgebracht iſt, daß man es im Maſtdarm fühlt, daſſelbe gelinde auf- und einwärts zu drücken, und ihm ſo die gehörige Richtung zu geben. Sehr oft wird man durch dieſe leichte, für das Thier nicht ſehr ſchmerzhafte, und keinesweges gefährliche Operation ſo glücklich ſeyn, den Ausfluß des Harns zu bewirken. Da

aber der Blasenhals, wenn man die Saite mit dem Knöpfgen wieder herausgezogen hat, sich wieder krampfhaft zusammenziehen, und der Harn aufs neue zu fliessen aufhören kann, so ist die Anwendung des biegsamen Katheters doch bey weitem vorzuziehen. — Gelingt dieses alles aber nicht, oder ist eine undurchdringliche Verstopfung der Harnröhre, oder des Blasenhalses, oder eine krampfhafte Zusammenziehung des Schließmuskels der Blase vorhanden, daß man mit der Saite nicht durch kann, so bleibt nichts übrig, als die Operation des Blasenstichs. Man sehe oben Harnabzapfen.

Erst nachdem auf die eine oder andere Weise die zu sehr angefüllte Harnblase ausgeleert worden ist, muß nun darauf gedacht werden, die Ursache der Krankheit selbst zu heben, und zu verhindern, daß sich der Harn nicht wieder in der Blase anhäufe, oder in dem Falle, daß dieses doch geschähe, die Operation so oft und so lange zu wiederholen, bis der freye Abgang des Harns wieder hergestellt ist.

Die Behandlung und gründliche Heilung der Krankheit ist sehr verschieden, je nachdem ihre Ursache verschieden ist. Bey Entzündungen verfährt man ganz entzündungswidrig. Man läßt dem Thiere an der Halsader zur Ader, und wiederholt den Aderlaß nach Befinden der Umstände. Man sezt ihm täglich mehrere Klistire von einer Abkochung des Mauerkrauts (Parietaria officinalis) mit Weinsteinrahm oder Salpeter; giebt ihm statt des Futters bloß Mehltränke mit Salpeter, und wendet auf die leidenden Theile Dampfbäder von Essig, oder wenn es sich thun läßt, warme Bähungen mit Polstern von Werg an, welche in eine Mischung von drey Theilen warmen Wassers und einem Theile Weinessig eingetaucht sind. Man sehe den Artikel Harnblasenentzündung. — Wenn das Uebel von Verschleimung der Harnblase und der Harnröhre herrührt, so untersuche man, ob dieser Schleim von Stei-

nen verursacht, oder durch eine besondere krankhafte Beschaffenheit des Körpers verursacht werde. In jenem Falle gebe man dem Thiere fleissig Kalkwasser mit venedischer Seife ein. In diesem hingegen seze man ihm Klistire von einem Quartier Milch mit Löffeln voll Honig, eben so viel Leinöl, und einer Handvoll Salz, und mache Einsprizungen mit Kalkwasser und etwas venedischer Seife. — Bey Krämpfen muß man zur Ader lassen, und besänftigende Mittel anwenden. Man bediene sich zu den Klistiren eines Aufgusses von vier bis sechs zerquetschten Mohnköpfen in heissem Wasser, oder von Kalkwasser mit dreissig und mehrern Tropfen von Sydenhams Laudanum; und gebe dem Thiere einen Bissen aus einem Quentchen Campher und anderthalb Quentchen Salpeter mit einer hinlänglichen Menge Honig ein. Auch kann man die Gegend der Nieren fleissig mit einer Salbe aus zehn Loth Altheesalbe und einem Loth Campher einreiben. — Bey Geschwüren, Verhärtungen und Verwachsungen in der Harnröhre läßt sich selten oder wohl niemals anders als mechanisch, das heißt, durch Kerzen Hülfe schaffen. Man bereitet dieselben von Wachs, so lang und dick, als die Grösse des Thiers es erfodert, bestreicht sie mit geschmolzenem harzichten Diachilonspflaster, dem auf zehn Loth ein Loth weissen Präcipitats beygemischt ist, und schiebt sie behutsam, so weit als es möglich ist, in die Harnröhre, worinn man sie längere oder kürzere Zeit stecken läßt, jedoch nicht ohne sie täglich ein oder zweymal herauszuziehen, damit das Thier stallen könne. Um die dadurch gereinigten Geschwüre in der Harnröhre demnächst zu heilen, bedient man sich statt dieser anderer Kerzen, welche eben so bereitet, aber mit Gallmeypflaster (Emplastrum e lapide calaminari) überzogen werden. — Wo endlich Erschlaffung und Schwäche der Blase ist, kann man innerlich Arzneyen reichen, welche einen gelinden Reiz auf die Blase hervorbringen, z. E. Zwiebelnsaft; einen

Aufguß von Petersilienwurzeln mit weissem Weine und dergl. Dabey wende man äusserliche stärkende Mittel, z. E. kaltes Baden, kalte Bähungen von Brantwein und Wasser und Klistire an, etwa aus reinem Terpenthin zwey Loth, drey frischen Eyerdottern und Pottasche einem Loth, alles gehörig gemischt, und dazu die erfoderliche Menge Wasser gegossen, mehr kalt als warm beygebracht.

Die falsche Harnverhaltung erlaubt, weil gemeiniglich die Nieren und Harngänge zerstört sind, selten eine Heilung, besonders wenn schon ödematöse Geschwülste dazu gekommen sind. Rührt sie von der Entzündung dieser Theile her, so findet man die Behandlung im Artikel Nierenentzündung.

Harnzwang, Strangurie, kalte Pisse, ist diejenige Beschwerlichkeit beym Harnen, wenn der Harn nur tropfenweise, aber mit Schmerzen abgeht, und ein beständiges Drängen dazu da ist. Man erkennt ihn leicht daran, daß das Thier hinten weitbeinig, und mit steifem, niedergesenktem Rücken steht, sich beständig zum Stallen anschickt, aber immer nur wenige Tropfen Urin los wird. Er hat gleiche Ursachen mit den übrigen Harnbeschwerden, welche gehoben werden müssen, wenn die Heilung erfolgen soll. Man sehe Harnverhaltung.

Hauk oder Haug. So nennen einige Thierärzte eine Haut, welche zuweilen bey Pferden oder beym Rindvieh aus dem grössern Augenwinkel hervorkommt, einen Theil des Augapfels bedeckt, und das Sehen hindert. Man weiß aus der Anatomie des Auges, daß sich im grössern Augenwinkel der vierfüssigen Thiere und vieler Vögel ein halbmondförmiger dünner Knorpel befindet, der durch eine Verdopplung der gemeinschaftlichen Augenhaut gebildet wird, und auf seiner inwendigen

Fläche mit kleinen Drüsen versehen ist, welche eine Feuchtigkeit ergiessen, wodurch der Augapfel hier schlüpfrig erhalten wird. Diese knorpelichte Haut, welche man die Vogelhaut nennt, hat keine Muskelfasern, wodurch sie selbst bewegt werden kann; sondern sie kommt nur zum Vorschein, und überzieht den Augapfel, wenn derselbe durch seinen zurückziehenden Muskel in die Augenhöhle eingezogen wird. Dieses geschieht im gesunden Zustande, wann sich dem Auge ein fremder Körper nähert, oder ihm sonst irgend eine Gefahr drohet, und die Vogelhaut wischt den Augapfel gleichsam ab, um ihn von den etwa in das Auge hineingefallenen fremden Körpern zu reinigen. Hat sie ihr Amt verrichtet, so geht sie wieder an ihren Ort zurück, und man bekommt sie in einem gesunden Auge nicht zu sehen. Wenn sie aber aus dem Augenwinkel hervorgekommen ist, und die durchsichtige Hornhaut bedeckt, so daß das Thier nicht davor sehen kann, so ist dies etwas krankhaftes, welches mancherley Ursachen zum Grunde haben kann; nemlich eine Entzündung oder Geschwulst der das Auge umgebenden Theile; eine Geschwulst in der Gegend des grossen Augenwinkels; eine krampfhafte Zusammenziehung des zurückziehenden Augenmuskels; und eine Erschlaffung der Vogelhaut selbst. Es ist daher eine unrichtige Vorstellung, wenn man den sogenannten Hauk, der weiter nichts ist, als diese eben beschriebene knorpelichte Haut, die durch eine der hier genannten Ursachen widernatürlich aus dem grössern Augenwinkel hervorgetrieben ist, als eine besondere aus dem Augenwinkel herausgewachsene Haut betrachtet, die man ohne Unterschied wegschneiden müsse. (Man sehe den Artikel Nagelschneiden). Denn wenn die Ursache des Uebels auf andere Art gehoben werden kann, so wird sich die Vogelhaut von selbst wieder zurück begeben; da hingegen durch das Wegschneiden dieses wesentlichen Theils, der von der Natur zu einem so wichtigen Geschäfte bestimmt ist, man

das Thier ohne Noth verstümmeln, und seinem Auge einen unersezlichen Schaden zufügen würde. Man muß demnach suchen, die Ursache des Uebels zu entdecken, und darnach seine Heilung einrichten. Ist eine Entzündung und Geschwulst der das Auge umgebenden Theile Schuld daran, so behandle man sie so, wie im Artikel Augenliederentzündung gelehrt ist. Rührt es von einer Geschwulst im grössern Augenwinkel her, so findet man die Behandlung im Artikel Thränenfistel. Eine krampfhafte Zusammenziehung des zurückziehenden Augenmuskels hat gewöhnlich einen Zufluß von scharfen Säften nach dem Auge, und einen örtlichen Reiz zum Grunde. Es werden hier also innerliche die Säfte verbessernde, äusserliche erweichende und krampfstillende und ableitende Mittel erfodert. Man sehe die Artikel Augenfluß und Mondblindheit. Sollte es sich ereignen, daß ein Gewächs an der Vogelhaut entstanden wäre, welches sie aus dem Augenwinkel heraustriebe, so müste man das widernatürliche davon absondern, aber sich dabey sehr in Acht nehmen, sie selbst mit wegzuschneiden. Was endlich den Fall anbetrift, daß eine Erschlaffung oder Lähmung der Vogelhaut da wäre, und den Hauk verursachte, so möchte dieser wohl derjenige seyn, in welchem das sogenannte Nagelschneiden unvermeidlich wäre.

Hautwassersucht. Man sehe Allgemeine Wassersucht, und Wassergeschwulst.

Hautwindgeschwulst. Davon wird unter Windgeschwulst gehandelt werden.

Heftpflaster. Man nehme gelbes Wachs, Colophonium, Pech, von jedem acht Loth; und ein Loth Hirschtalg; schmelze es zusammen, seihe es durch, und lasse es unter beständigem Umrühren erkal-

ten. — Man bedient sich dieses Pflasters mit Nuzen, um kleine Verbandstücke an solchen Orten zu befestigen, wo sich nicht gut Binden anlegen lassen; auch zur Wiedervereinigung gehauener und geschnittener Wunden. Man darf es nicht zu dick aufstreichen, weil es sonst die Haut leicht los läßt.

Heilende, schliessende Mittel. Eigentlich ist zwar die Heilung einer Wunde oder eines Geschwürs bloß das Werk der Natur; allein man kann ihr mit Arzneyen zu Hülfe kommen. Sie bedient sich dazu des Eiters, als eines Wundbalsams; denn nur die leichtesten Schnittwunden ausgenommen, welche sich durch die blosse Vereinigung ihrer Lippen wieder schliessen, erfodert die Heilung eines jeden offenen Schadens, er mag Namen haben, wie er wolle, eine gute Eiterung. Ohne diese ist gar keine Heilung möglich, und diejenigen begehen einen unverzeihlichen Fehler, welche beym Verbande das Eiter mit Werg oder Charpie aus der Wunde oder dem Geschwüre rein auswischen. Die Natur überzieht damit die kleinen Fleischwärzgen, die sich in dem Schaden wieder ansezen, und verhütet auf solche Art, daß sie nicht von der Berührung der Luft leiden. Die Kunst sucht dieses mit ihren balsamischen Mitteln nachzumachen. Allein insofern nur ein Schaden, der mit gutartigem Eiter in gehöriger Menge versehen ist, die Heilung annimmt, so müssen wir auch diejenigen Mittel als heilende betrachten, welche eine gute und heilsame Eiterung darinn unterhalten, ohne sie jedoch zu sehr zu verstärken. So lange als der Schaden noch unrein ist, sind die reinigenden Mittel wirklich heilende, und ihr Gebrauch muß bis zur völligen Reinigung fortgesezt werden. Erst wenn er ein gutartiges Eiter hat, sind die balsamischen Mittel dienlich. Eitert er zu wenig, so müssen ihnen Mittel zugesezt werden, welche die Eiterung befördern. Eitert er hingegen zu viel, so

wird ein Zusaz von solchen Mitteln erfodert, wodurch der zu starken Erzeugung des Eiters Einhalt gethan werden kann. Erstere müssen solche seyn, welche die Fibern erschlaffen und weicher machen, nemlich fettige Mittel. Leztere im Gegentheil müssen eine Kraft haben, die Fasern zusammen zu ziehen, und zu stärken, und einen Theil der zu stark zufliessenden Säfte auszutrocknen. Der Thierarzt muß daher nach den jedesmaligen Anzeigen unter seinen Mitteln die rechten auswählen, und dabey zugleich mit auf die Natur der Theile, welche verlezt sind, selbst sehen. Zu den heilenden Mitteln gehören demnach die gelinde zusammenziehenden Kräuter von Sanikel (Sanicula europaea), Brunellenkraut (Prunella vulgaris), Heidnischwundkraut (Solidago virgaurea), Gundelreben (Glecoma hederacea), Storchschnabel (Geranium robertianum), die man in halb Wasser und halb Wein oder Essig kochen, und zu Umschlägen gebrauchen kann, besonders um zulezt das völlige Zuheilen eines Schadens zu befördern; Myrrhenessenz, zerflossene Myrrhe und Aloeessenz, welche gelinde stärken und der Fäulniß widerstehen; Drachenbluttinctur, ein zusammenziehendes und die Fibern stärkendes Mittel; Fleischleim, Ladanumharz, die eine etwas trocknende Kraft besizen; der feste Storax in Kuchen oder in Körnern, ein Wundmittel, das besonders die Nerven stärkt; der flüssige Storax, der dem Brande widersteht; Mastix, Elemiharz, zwey der besten wundheilenden Mittel; der Peruvianische Balsam, der Copaivabalsam, der Terpenthin, das Colophonium; der aus Terpenthin, Elemiharz und Fett zusammengesezte Arcäusbalsam; die gemeine Digestivsalbe; das Johanniskrautöl, das Balsamapfelöl (Oleum momordicae), die aber beyde als fettige Mittel bey Verlezungen der Sehnen nicht zu gebrauchen sind; Thevens Schußwasser, Commandeurbalsam u. s. w. nebst den trocknenden Mitteln, Bley-

weiß, Silber- und Goldglätte, Gallmey, Bleysalbe, Nutritumsalbe und mehr dergleichen.

Heiliges Feuer, Rothlauf, Rose, eine Krankheit der Schafe. Ein Schaf, das davon befallen wird, bekommt Frösteln und Zittern am ganzen Leibe, wobey ihm die Lust zum Fressen und zum Gehen vergeht. Bald darauf stellt sich ein geschwinder Puls nebst allen Zufällen eines Fiebers ein, und wenn man jezt genau seinen Körper besieht, so bemerkt man daran eine oder mehrere Stellen, an denen die Haut eine ungewöhnliche Röthe und Hize hat. Diese Stellen gehen schnell in den kalten Brand über, so daß nicht allein die Wolle und die Haut sich davon ablösen, sondern so gar das Fleisch bis auf die darunter liegenden Knochen wegfault. Am gewöhnlichsten kommen dergleichen brandige Stellen zuerst am Kopfe und besonders im Gesichte zum Vorschein, woselbst der Hirnschedel entblößt wird, und zulezt wohl gar Augen und Ohren verlohren gehen. Doch giebt es auch Fälle, in denen der Kopf verschont bleibt, da denn die Krankheit wegen der dicken Wolle, womit die übrigen Theile des Körpers bedeckt sind, nicht sogleich im Anfange zu erkennen ist.

Man ist noch nicht ganz einig, was eigentlich Anlaß zu dieser Krankheit gebe. So viel scheint wohl gewiß zu seyn, daß eine plözliche Stockung im Blutumlaufe nebst einer darauf folgenden Auflösung des Bluts ihre nächste Ursache ist. Was aber die gelegentliche Ursache anbetrift, so verdient die Meinung derjenigen den meisten Glauben, welche sie in einem plözlichen und unvermutheten Schrecken sezen, den das Thier gehabt hat, besonders wenn es eben erhizt war und stark ausdünstete.

Das heilige Feuer ist allemal eine gefährliche Krankheit, und wenn nicht bey Zeiten dienliche Mittel

dagegen gebraucht werden, so ist die Rettung des damit behafteten Thiers nicht mehr möglich. Nur dann ist noch einige Hofnung da, wenn der Schäfer sehr aufmerksam gewesen ist, und das Uebel gleich in seinem Anfange erkannt hat. Denn hat die Auflösung des Bluts schon zu sehr überhand genommen, und sind nicht allein schon zu grosse Flächen vom kalten Brande ergriffen, sondern ist derselbe schon zu weit in die Tiefe gedrungen, so muß die alsdann unvermeidliche Einsaugung der brandigen Jauche das Blut immer mehr verderben, und der kalte Brand sich auch bald den Eingeweiden mittheilen.

Die Anzeigen zur Heilung sind, daß man so bald als möglich der Fäulung des Bluts Einhalt thue, und äusserlich die Absonderung der brandig gewordenen Theile befördere, damit der Brand nicht weiter um sich greife, und die Einsaugung der Jauche so viel als möglich verhütet werde. Ein Aderlaß würde das Uebel eher vermehren, als verringern, es sey denn, daß er unternommen würde, ehe der wirkliche Brand sich eingestellt hätte. So bald als aber schon eine wirkliche Fäulung des Bluts vorhanden ist, welches sich die meiste Zeit ereignet, da das Uebel selten früh genug erkannt wird, ist das beste von einem reichlichen Gebrauche der Chinarinde zu erwarten, wovon man dem Thiere drey bis viermal des Tages, jedesmal ein Quentchen in Pulver geben kann. Dabey müssen in die brandigen Stellen tiefe Einschnitte gemacht, und dieselben mit fäulnißwidrigen Mitteln, z. E. einer Abkochung von Kamillenblumen in Essig, womit man, wenn sie kalt geworden, Lappen anfeuchtet, bedeckt werden.

Heisser Brand, ist im Artikel **Brand** abgehandelt.

Heise Pisse ist eben das Uebel, welches oben im Artikel **Harnzwang** beschrieben ist. Ge-

wissermassen ist diese Benennung passender, als die gebräuchlichere kalte Pisse.

Heisse Sucht. Mit dieser sonderbaren Benennung wird eine Krankheit der Schafe bezeichnet, die viel ähnliches mit der Gehirnentzündung hat. Sie befällt die Thiere ganz plözlich, und trift gewöhnlich diejenigen, welche am besten bey Leibe sind, und an denen vorher gar nichts krankhaftes zu bemerken war. Ihre Zufälle sind folgende: Das davon befallene Schaf fängt an, den Kopf hängen zu lassen, trübe aus den Augen zu sehen, und traurig zu werden. Sein Gang wird taumelnd von einer Seite zur andern, bis es vor Mattigkeit nicht weiter fort kann, und ganz stehen bleibt. Das Athemholen wird ihm beschwerlich, und es sperrt das Maul weit auf, um Luft zu bekommen. Dabey schäumt es, und es läuft ihm ein zäher Speichel aus dem Maule. Seine Augen werden roth, zulezt fast braun. Es fließt ihm Blut aus der Nase, auch wird der Schaum vor seinem Maule blutig. Es bekommt ein starkes Zittern, erst am Kopfe, dann über den ganzen Leib, und zulezt stürzt es um, und stirbt. Wenn man das gefallene Thier öfnet, so findet man die Blutgefässe im Kopfe widernatürlich aufgetrieben, und die Hirnhäute entzündet.

Die Ursache dieser Krankheit ist eine starke Erhizung, entweder von grosser Sonnenhize, welcher das Thier lange ausgesezt gewesen ist, oder vom Uebertreiben, besonders von dem Hezen mit dem Hunde.

Wird sie gleich im Anfange erkannt, wenn das Thier traurig wird, den Kopf hängen läßt, und trübe aus den Augen sieht, so ist es noch möglich, es zu retten. Ein starker Aderlaß, und ein etliche Tage fortgesezetes kühles Verhalten ist dazu hinlänglich. Wenn sie aber schon zu weit gekommen ist, und das im Kopfe angehäufte Blut die Gefässe zu stark ausgedehnt hat,

und das Gehirn drückt, so ist schwerlich noch Hülfe zu hoffen, und es bleibt nichts übrig, als das Thier nur gleich zu schlachten, um wenigstens noch einigen Nutzen davon zu haben.

Heißhunger. Diesem Zufalle sind die Thiere, besonders Pferde, nach vielem erlittenen Hunger und Durst, bey starken anhaltenden Strapazen, z. E. in Feldzügen und auf Märschen unterworfen. Sie fallen nemlich während der Arbeit plözlich nieder, und bleiben entweder wie todt liegen, oder bekommen Zuckungen, stampfen mit den Beinen, heben den Kopf und Hals aufwärts, und lassen denselben sogleich wieder nieder auf die Erde fallen, so daß es das Ansehen hat, als wollten sie wieder aufspringen. Diese Zuckungen dauern einige Zeit fort, alsdann hören sie auf, und die Thiere liegen ganz von Kräften erschöpft still, als wollten sie nun den Geist aufgeben. Ehe man es sich aber versieht, kommt ein neuer Anfall von Zuckungen, bis endlich nach mehrern dergleichen Abwechselungen der Tod wirklich erfolgt.

Ihren Ursprung haben diese Zufälle von einer widernatürlichen Schärfe des Magensafts, wodurch ein heftiger Reiz in diesem Eingeweide hervorgebracht wird. Die Heilung beruhet also darauf, daß man so bald als möglich diesen Reiz zu heben suche. Die dienlichsten Mittel dazu sind einsaugende und Säure tilgende, z. E. ein Loth Eyerschalenpulver, oder weisse Magnesie. Im Fall der Noth, wenn man weiter nichts bey der Hand hat, kann man eine kleine Hand voll Leimerde, oder noch besser trockenen Backofenleim in einem halben Quartier Wasser zergehen lassen, und dem Thiere, wenn es eben ohne Zuckungen ist, auf einmal eingeben. Auch Kreide thut eben dasselbe.

Nachdem durch dieses einfache Mittel der Reiz im Magen gehoben, und das kranke Thier wieder aufge-

standen ist, so kann man ihm nun etwas Heu, oder anderes Futter geben, wodurch es sich denn bald wieder vollends erholen wird. Man vergleiche auch den Artikel Hundshunger.

Herzbeutelwassersucht. Eine Anhäufung von Wasser im Herzbeutel ist wohl selten für sich allein da, sondern immer mit Wasser in der Brusthöhle verbunden. Auf jeden Fall ist sie schwer, oder fast gar nicht zu erkennen, und läßt sich nur wahrscheinlich aus den Zufällen vermuthen. Eben daher ist sie auch schwerlich je zu heilen. Man sehe Brustwassersucht.

Herzentzündung. Das Herz und der Herzbeutel sind eben so wohl der Entzündung ausgesezt, als die übrigen Eingeweide, und man sieht leicht ein, daß sie eine der gefährlichsten Krankheiten seyn müsse. Ihre Erkenntniß ist aber sehr schwer. Man kann sie vermuthen aus dem heftigen Fieber, dem Herzklopfen, dem ungleichen oder aussezenden Pulse, der Kurzathmigkeit, und der grossen und geschwinden Ermattung des Thiers. — Die Heilung, wenn sie möglich ist, wird eben so wie bey den übrigen Entzündungskrankheiten (man sehe z. E. Brustfellentzündung) durch Aderlassen, welches aber hier sehr dreist und mehrmals wiederholt angewandt werden muß, durch oft zu sezende kühlende Klistire, und durch den Gebrauch innerlicher hizedämpfender Mittel u. s. w. bewirkt.

Herzgeschwulst ist von Einigen, aber sehr uneigentlich dasjenige Uebel genannt worden, welches oben im Artikel Brustbeule beschrieben und abgehandelt worden ist.

Herzgespann bedeutet bey dem gemeinen Manne eine Art von Engbrüstigkeit, oder Beklemmung

in der Brust bey den Thieren mit Herzklopfen, welche gewöhnlich von Blähungen herrührt, die den Magen und die Gedärme ausdehnen, und gegen das Zwerchfell drücken, so daß Lunge und Herz keinen freyen Spielraum sich zu bewegen haben. Man sehe den Artikel Blähungen.

Herzklopfen. Hierunter versteht man denjenigen krankhaften Zustand eines Thiers, in welchem das Herz heftige krampfhafte, gleichsam zuckende Bewegungen macht, ohne daß deshalb der Puls merklich geschwinder schlägt. Man muß es also wohl von einer solchen starken Bewegung des Herzens unterscheiden, welche von vorübergehenden Ursachen, als starken Leibesbewegungen, grossen Anstrengungen, heftigen Leidenschaften u. s. w. entsteht, wodurch der Blutumlauf im ganzen Körper in eine zu starke Bewegung gesezt wird, und die nach und nach mit dem aufhörenden Eindrucke derselben von selbst wieder vergeht.

Das Herzklopfen kommt Anfallsweise, oft durch eine sehr geringe äusserliche Veranlassung, oft ganz von selbst, und ist so wohl dem Grade, als der Dauer nach sehr verschieden. Zuweilen geschieht die widernatürlich vermehrte Bewegung des Herzens dabey mit solcher Heftigkeit, daß man sie nicht bloß fühlen, sondern äusserlich sehen, ja gar hören kann. Die ganze Brust wird davon gewaltig erschüttert, und man hat Beyspiele, daß selbst die Rippen davon aus ihrer natürlichen Lage gestossen, oder gar zerbrochen sind. Der Puls ist zuweilen groß und hart dabey, zuweilen klein und schwach, zuweilen aussezend. Die meiste Zeit sieht man die Pulsadern am Halse heftig schlagen, da hingegen der Puls an den Extremitäten kaum oder gar nicht zu fühlen ist. — Die Zufälle, welche sonst noch, aber weder allgemein, noch bestimmt anhaltend damit verbunden zu seyn pflegen, bestehen in beschwerlichem Athemholen,

Zittern am ganzen Körper, verlohrner Freßlust, und einer ungewöhnlichen Kälte über den ganzen Leib, dagegen die Gegend des Herzens oft heiß, und manchmal schmerzhaft anzufühlen ist, u. s. w.

Die Ursachen dieser Krankheit sind entweder solche, welche den Umlauf des Bluts hindern, so daß es sich in dem Herzen widernatürlich versammelt, oder solche, welche durch ihren Reitz einen Krampf des Herzens hervorbringen. Zwar scheint bey jedem Herzklopfen zugleich ein Krampf da zu seyn, wenn es auch von unterbrochenem Umlaufe des Bluts herrührt, weil, obgleich die Ursachen von diesem fortdauern, doch das Herzklopfen nicht anhaltend ist. — Zu jenen gehören geronnene Blutklumpen und sogenannte Polypen im Herzen oder in den grossen Blutgefässen an demselben; Pulsadergeschwülste daselbst; Verhärtung und Lähmung der Valveln oder Klappen des Herzens, Verknöcherungen der Pulsadern, Verwachsungen des Herzbeutels mit dem Herzen, Brustwassersucht, Eiterbrust, verschlossene Lungengeschwüre, u. s. w. Zu den Ursachen hingegen, welche mehr durch blossen Krampf wirken, kann man zurückgetretene Hautausschläge, plözlich zugeheilte alte Geschwüre, auf die innern Theile getriebene rheumatische Schärfe, Nierensteine, Gallenblasensteine, Eingeweidewürmer u. s. w. zählen. Ueberhaupt sind jene so wohl als diese schwer zu erkennen. Wenn der Puls stark und hart ist, oder auch wenn er aussezt, so kann man vermuthen, daß ein örtlicher Fehler des Herzens vorhanden sey, welcher macht, daß sich das Blut in ihm widernatürlich anhäuft, und so den Umlauf desselben unterbricht. Ist hingegen der Puls klein, zusammengezogen und schwach, so ist es wahrscheinlich, daß ein blosser Reitz und Krampf das Herzklopfen hervorbringe.

Bey der ersten Art von Ursachen findet gar keine Heilung statt; und eben so verhält es sich auch mit dem

Herz-

Herzklopfen, das von einigen der leztern, z. E. von Nierensteinen, Gallenblasensteinen u. s. w. herrührt. Lindern kann man es hier allenfalls durch schleimige einhüllende Getränke und durch den Gebrauch des Opii. Sind Würmer die Ursache, so muß man dieselben durch dienliche Mittel zu tödten und fortzuschaffen suchen, und zugleich ihren Reiz ebenfalls durch schleunige und einwickelnde Getränke mildern. Rührt es aber von zurückgetriebenem Hautausschlage, zugeheiltem alten offenen Schaden, oder von gichtflüssiger Schärfe her, welche sich auf die innern Theile geworfen hat, so leisten oft künstliche Geschwüre, ein Haarseil am Bug, eine Fontanelle oder dergleichen gute Dienste.

Herzschlägigkeit. Unter diesem Namen versteht man ein beschwerliches Athemholen bey Thieren, besonders bey Pferden, welches von einer fehlerhaften Beschaffenheit der Lungen herrührt, und folglich selten heilbar ist. Man sehe den Artikel Dampf.

Herzstärkende Mittel. Man versteht hierunter solche Arzneyen, die durch einen gelinden Reiz auf die festen Theile des Körpers dieselben erwecken, und die Nerven zu einer etwas stärkern Wirkung aufmuntern. Man muß sie daher wohl von den stärkenden und nährenden Mitteln unterscheiden. Jene geben dem Körper eigentlich gar keine neue Kräfte, sondern thun nichts weiter, als daß sie die vorhandenen Kräfte in etwas erhöhen, und gleichsam in Thätigkeit bringen. So würde man ganz unrecht handeln, wenn man sich derselben bey einer wirklichen Entkräftung bedienen wollte, z. E. wenn ein Thier durch übertriebene Arbeit, oder von einer überstandenen Krankheit kraftlos wäre. Ihr noch so lange fortgesezter Gebrauch würde nichts dazu beytragen, ihm die verlohrnen Kräfte wieder herzustellen; vielmehr würde hier ein gutes nahr-

haftes Futter nebst gehöriger Ruhe erfodert werden. Die so genannten herzstärkenden Mittel sind bloß in solchen Fällen zu verordnen, wo die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung in eine gewisse Fühllosigkeit gerathen sind, und deswegen ihre natürliche Wirkung nicht vollbringen können; z. E. bey Lähmungen, Schlagflüssen, Verzuckungen, und dergleichen. Kaltes Wasser, das man dem Thiere an den Leib, an den Kopf und in die Ohren sprizt, starkriechende Dinge, die man ihm vor die Nase hält, oder gute Niesemittel, Wein oder Essig in Nase und Maul gegossen, scharfe Klistire, künstliche Geschwüre, und das Waschen mit Ameisenspiritus gehören dahin. Als innerliche Mittel können allerley Gewürze, Galgant, Zittwer, Ingwer u. dergl. in Wein, flüchtige Salze, z. E. Salmiacgeist zu einem halben bis ganzen Quentchen gegeben werden.

Hiebwunden. Davon sehe man unter Wunden nach.

Hinken. Daß ein Thier hinkt, ist ihm leicht anzusehen, und wenn das Hinken auch noch so unbedeutend ist, so wird ein geübtes Auge sehr bald erkennen, an welchem Beine der Fehler liege. Aber die wahre Ursache und den eigentlichen Siz des Uebels zu entdecken, hält in manchen Fällen überaus schwer, und man muß darum oft erst die genauesten und strengsten Untersuchungen anstellen. Ja es giebt Fälle, in denen man bey der sorgfältigsten Untersuchung dennoch nicht gleich damit zu Stande kommt, sondern dieselbe lange fortsezen muß. Da nun das Hinken nicht anders gehoben werden kann, als durch die Wegschaffung der Ursache, welche es hervorbringt, so sieht man leicht ein, wie ungereimt manche Leute, welche sich unbefugter Weise mit der Thierarzneykunst abgeben, verfahren, wenn sie in solchen Fällen gleich mit ihren scharfen Salben, mit Haarseilen, Fon-

tanellen, und dergleichen bey der Hand sind. Häufig wird dadurch das Uebel schlimmer, als es vorher war, und manches Thier auf immer unbrauchbar gemacht, das durch eine vernünftige Kur sehr leicht hätte erhalten werden können. Man sehe Lähmung.

Hinterbrand. Diese Krankheit der Schweine zeigt sich auf folgende Art. Das kranke Thier wird an dem Hintertheile seines Körpers lahm, so daß es anfangs die Hinterbeine beym Gehen nachschleppt, zulezt gar nicht mehr aufstehen kann. Dabey verliert es nicht allein seine Freßlust nach und nach, sondern es werden ihm auch die Borsten los, und wenn man dieselben auszieht, so haben sie unten blutige Kolben. Hat sie aber ihren höchsten Grad erreicht, so bekommt es Blasen im Maule, auf der Zunge und im Schlunde, worauf es denn bald stirbt.

Sie befällt vorzüglich solche Schweine, welche sich lange in einem dumpfigen und unreinen Stalle aufgehalten haben, und wenig oder gar nicht an die freye Luft gekommen sind. Hingegen nimmt man sie selten bey denjenigen wahr, die bey Tage auf die Weide getrieben werden, und des Nachts in einem reinen und lüftigen Stalle liegen. Ihre Ursache ist daher eine fäulichte Beschaffenheit der Säfte, wozu Mangel an Bewegung, eingesperrte und verdorbene Luft, schlechtes und faules Futter, verdorbenes Wasser u. s. w. Veranlassung geben.

Um daher so wohl gegen diese Krankheit zu verwahren, als auch im Stande zu seyn, sie zu heilen, muß man den Stall mit guter trockener Streu reinlich erhalten, die Thiere wiederholt vermittelst einer Bürste über den ganzen Leib mit Seife und Wasser waschen, und sie täglich ein paarmal in die freye Luft bringen.

Was die Heilung der Krankheit selbst anbetrift, so bediene man sich folgender Mittel dazu. Man nehme Campher zwey Quentchen, Salmiac, Salpeter und Wacholderbeeren von jedem sechs Quentchen, und nachdem daraus ein feines Pulver bereitet ist, so theile man es in zwölf gleiche Theile. Davon gebe man dem kranken Schweine täglich dreymal ein Pulver mit Wasser ein. Dabey rühre man ihm ins Saufen jedesmal sechs bis acht Loth Sauerteig, und reibe ihm täglich einmal in beyde Lenden von einer Salbe ein, welche aus vier Loth Schmalz und zwey Quentchen Spanischfliegenpulver zusammen gemischt ist. Nachdem durch den fortgesezten Gebrauch dieser Mittel die Lähmung in den Hinterbeinen gehoben ist, so gebe man zum Beschluß der Kur dem Thiere noch eine Zeitlang von einer Abkochung eines Pfundes geraspelter brauner Eichenrinde in acht Quartier Wasser, in jedem Futter ein halbes Quartier mit einem Loth Wacholderbeeren, bis es seine völligen Kräfte wieder erlangt hat.

Hirnbruch. Man sehe Gehirnbruch

Hirnentzündung. Man sehe Gehirnentzündung.

Hirnschalenbohren. Man sehe Trepaniren.

Hirnschwamm. Man sehe den Artikel Gehirnbruch.

Hirnwassersucht. Man sehe Wasserkopf.

Hirnwunden. Man sehe unter Kopfwunden nach.

Hirnwuth. Davon ist im Artikel Gehirnentzündung gehandelt.

Hirschkrankheit heißt bey Vielen die Starrsucht, oder der Starrkrampf, da nemlich durch eine krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln die willkührlichen Bewegungen des Körpers alle oder zum Theil aufhören, und das Thier so steif und unbeweglich liegt, als ein mit Hunden zu Tode gehezter Hirsch. Diese gefährliche Krankheit wird im Artikel Klemme abgehandelt.

Hizblattern. Dieser Zufall der Pferde, der auch von Einigen Aufwallen des Geblüts genannt wird, entsteht insgemein plözlich, und mit einem unbeträchtlichen Fieber. Der Ausschlag ist bald groß, bald klein, und kommt zuweilen in grosser, zuweilen in geringer Menge zum Vorschein. Die gewöhnlichste Ursache ist ein starkes Schwizen von schwerer Arbeit, wodurch sich Schweiß in den Gefässen der Haut angehäuft, und daselbst eine besondere Schärfe erlangt hat. Vielleicht hat dieses Uebel etwas ähnliches mit dem Nesselfriesel der Menschen. Gefahr ist nie dabey, und oft ist es nicht einmal nöthig, etwas dagegen zu brauchen, wenn nemlich die Menge der Blattern nicht groß ist, und dieselben von selbst wieder verschwinden, ohne aufzubrechen. Zuweilen aber brechen sie auf, und es fließt ein röthliches Wasser daraus, da es denn mit ihrem Abtrocknen länger dauert. In diesem Falle kann man dem Pferde Salpeter eingeben, und es ein paar Tage so warten, wie beym Fieber überhaupt. Wäre das Fieber etwas stark, so müste man ihm auch mit einem mässigen Aderlaß, und einigen Klistieren zu Hülfe kommen.

Hizedämpfende, kühlende Mittel. Dieser Mittel bedient man sich in der Thierarzneykunst,

um das in gar zu grosse Wallung gerathene Geblüt zu besänftigen, und die dadurch hervorgebrachte Hize zu mässigen. Die Ursachen einer zu starken Wallung im Blute können so wohl in den festen Theilen des Körpers, als in den Säften liegen. Eine zu grosse Spannung der festen Theile, ein Ueberfluß an Blut, ein zu sehr verdicktes, oder auch ein sehr aufgelöstes, und endlich ein scharfes Blut können Schuld daran seyn. In jedem besondern Falle müssen nach der Ursache der Hize die dienlichen Mittel dagegen angewandt werden. Eine zu grosse Spannung der festen Theile erfordert den Gebrauch besänftigender Mittel. Die Vollblütigkeit und deren Folgen müssen durch Ausleerung des überflüssigen Bluts, durch Aderlassen gehoben werden, welches aber allein nicht hilft, wenn neben der Vollblütigkeit auch eine Schärfe im Geblüte die Wallung desselben unterhält. Einer solchen Schärfe muß man entweder versüssende Mittel entgegen sezen, wodurch die scharfen Theilchen gleichsam eingewickelt, und unwirksam gemacht werden, oder man muß sie durch den Harn und die Ausdünstung fortzuschaffen suchen. Verdicktes Geblüt macht den Gebrauch der verdünnenden und eröfnenden Mittel nothwendig; dahingegen eine Verdünnung des Bluts durch verdickende, und insbesondere durch säuerliche Mittel zu heben ist. Man bedient sich daher der hizedämpfenden Mittel in fieberhaften und solchen Krankheiten, wo eine Entzündung, ein Krampf, oder heftige Schmerzen vorhanden sind. Und im Gegentheil ist ihr Gebrauch da zu vermeiden, wo sich eine grosse Erschlaffung der Fasern, und eine zu grosse Schwäche des ganzen Körpers befindet. Folgende hizedämpfende Mittel werden den meisten Fällen angemessen seyn, wo ihr Gebrauch angezeigt ist. Der gereinigte Salpeter, der neben der kühlenden Eigenschaft auch eine krampfstillende, eröfnende, gelinde harntreibende, und wenn er in einer grossen Dosi gereicht wird, auch eine gelinde abführende

Kraft besizt. Man kann ihn zu zwey bis drey Loth geben, und auch in Klistiren gebrauchen. Der Weinsteinrahm, ein saueres kühlendes Salz, wovon die Gabe ein paar Loth ist. Die mineralischen Säuren, der Vitriolgeist, der Salpetergeist, und der Kochsalzgeist. Man tröpfelt davon so viel unter das Saufen, bis es säuerlich schmeckt. Sie sind insonderheit da zu empfehlen, wo das Blut und die Säfte zu sehr aufgelöst sind. Die versüßten mineralischen Säuren, nemlich Hofmanns schmerzstillender Liquor, der versüßte Salpetergeist, und der versüßte Kochsalzgeist, zu achtzig bis hundert Tropfen, und darüber, besizen neben der hizedämpfenden auch krampfstillende Kräfte, und wirken zugleich gelinde auf die Ausdünstung. Die Vitriolnaphte, zu funfzehn bis zwanzig und mehr Tropfen, ist noch wirksamer, aber theuerer. Der Weinessig, zu ein paar Loth gegeben; und endlich die grünen Kräuter des Sauerampfers (Rumex acetosa) und des Sauerklees (Oxalis acetosella), die man dem Viehe unter das Futter mischen kann, wovon aber das Pferd lezteres gern verschmähet.

Hiziges Fieber. Man sehe Entzündungsfieber.

Hizige Gelbsucht. Von dieser Krankheit ist im Artikel Gelbsucht gehandelt.

Hiziges Kopfweh, Hiziges Kopffieber. Man sehe den Artikel Gehirnentzündung.

Hodenausschneiden. Man sehe Verschneiden.

Hodenentzündung. Man sehe den Artikel Hodensackentzündung.

Hodengeschwulst ist im Artike Fleischbruch abgehandelt.

Hodensacks-Blutbruch ist im Artikel Blutbruch abgehandelt.

Hodensacksbruch. Davon ist in den Artikeln Bruch und Eingeklemmter Bruch weitläuftig gehandelt worden.

Hodensackszentzündung. Die Entzündung dieses empfindlichen Theils, welche durch irgend eine äusserliche Gewalt, durch Stossen, Schlagen, Klemmen und dergleichen hervorgebracht worden, kann viel zu gefährliche Folgen für das Thier nach sich ziehen, als daß man nicht so viel möglich suchen sollte, sie zu zertheilen. Man wende sogleich die wirksamsten, so wohl innerlichen, als äusserlichen Mittel dagegen an. Man lasse z. E. einem Hengste oder einem Bullen aus der Schrankader anderthalb bis zwey Pfund Blut, gebe ihm bloß Gras oder des Winters Häckerling zu fressen, und Kleyenwasser zu saufen, seze ihm täglich einige Klistire von Leinsaamenabkochung, und gebe ihm ein paarmal alle Tage, bis sich die Entzündung legt, von einem Pulver aus acht Loth Salpeter, vier Loth Salmiac, und einem Loth Campher jedesmal einen Löffel voll mit Wasser ein. Aeusserlich muß man täglich ein paarmal eine halbe Stunde lang ein Dampfbad von einer Abkochung zertheilender Kräuter, als Seifenkraut (Saponaria officinalis) Mauerkraut (Parietaria officinalis) Kamillenblumen, Krausemünze, von jedem eine Hand voll in vier Quartier Wasser, und ein Quartier Essig zugemischt, an den leidenden Theil gehen lassen, und die übrige Zeit warme zertheilende Umschläge aus gleichen Theilen Oel und Weinessig mit einer hinlänglichen Menge Haber- und Leinsaamenmehl

zu einem Brey gemacht, auflegen, und mit einer Binde um den Leib befestigen. — Wenn sich nach den Gebrauche dieser Mittel die Entzündung nicht legt, so bleibt nichts übrig, als die Eiterung zu befördern, und das Uebel so zu behandeln, wie im Artikel Eiterbruch gelehrt ist.

Hodensackfistel. Ein fistelartiges Geschwür im Hodensacke kann aus gleichen Ursachen entstehen, als Fisteln an andern Theilen des Körpers, und wird auch eben so behandelt, wie im Artikel Fistel gelehrt ist. Zuweilen bleibt es nach der Verschneidung zurück, wenn bey dieser Operation ein Fehler begangen, und etwa von den Nebenhoden etwas sizen geblieben, oder der Saamenstrang nicht gehörig unterbunden gewesen ist, u. s. w. Man sehe den Artikel Verschneiden.

Hodensackseiterung. Man sehe Eiterbruch.

Hodensackfleischgeschwulst ist eine Geschwulst im Hodensacke, die theils fleischicht, theils vom schwammichten Blute zusammen gewachsen ist, und zu dem Fleischbruche gerechnet werden kann, worüber man den Artikel nachlesen mag.

Hodensackgeschwulst. Man sehe die Artikel Hodensackentzündung, Eiterbruch, Hodensackwassersucht u. s. w. nach.

Hodensackwassersucht. Wenn der Hodensack von darinn angehäuftem Wasser so angeschwollen und aufgetrieben ist, daß seine Haut ganz glatt wird, und die Ruthe sich davor nicht zurückziehen kann, so ist das Wassersucht des Hodensacks oder des Geschröts.

Sie läßt sich leicht durch das Gefühl erkennen. So bald sich das Wasser in nur etwas beträchtlicher Menge im Geschröte angehäuft hat, bemerkt man über den ganzen Beutel eine weiche nicht elastische Geschwulst, wobey die Haut gleichfarbig bleibt. Drückt man mit dem Finger darauf, so giebt sie leicht nach, und wenn man den Finger wieder wegzieht, so erhöht sich der Eindruck ganz langsam wieder. Hiedurch unterscheidet sie sich vom Wasserbruch, indem bey diesem der Eindruck mit dem Finger sich alsobald, oder doch viel geschwinder wieder erhöht. Anfangs sieht die Haut natürlich aus, und die Runzeln des Hodensacks verändern sich eine Zeit lang noch nicht. So wie die Anschwellung aber nach und nach zunimmt, so verlieren sich die Runzeln immer mehr und mehr, und verschwinden zulezt ganz. Die Geschwulst, welche anfangs weich und teigicht anzufühlen war, wird allmählig fester, und zulezt bekommt die Haut ein durchsichtiges glänzendes Ansehen. Wird die Anhäufung des Wassers noch grösser, so begiebt sich dieses, das anfangs nur im Geschröte eingeschlossen war, auch in den Schlauch, und die Ruthe wird dadurch so aufgeschwollen und gedrehet, daß das Thier viele Unbequemlichkeiten und übele Zufälle davon hat. Zuweilen dehnt das Wasser den Hodensack so gewaltig aus, daß die Haut und übrigen Bedeckungen dem Drucke nicht länger widerstehen können, sondern aufspringen und zerreissen, oder der Hodensack gar brandig wird.

Die Wassergeschwulst ist entweder für sich allein da, und erstreckt sich ausser dem Hodensack auf weiter keine Theile, oder sie ist ein Zufall der allgemeinen Wassersucht. Jene kann zuweilen durch eine bloß örtliche Ursache, durch einen zufälligen Druck auf die lymphatischen Gefässe des Hodensacks, durch Quetschungen oder sonstige äusserliche Verlezungen hervorgebracht werden. Auch ist es möglich, daß sie die Folge von der Ergiessung des Harns in den Hodensack aus der zerrissenen oder

sonst verlezten Harnröhre, oder auch des Wassers aus einem aufgebrochenen Wasserbruche sey u. s. w. Allein solche Fälle sind sehr selten, und am gewöhnlichsten ist die Hodensackswassersucht ein hinzukommendes Uebel zu einer vorhergehenden allgemeinen Krankheit des ganzen Körpers.

Hier kann die Wassersucht des Hodensacks bloß dadurch gehoben werden, daß der Ursprung derselben, nemlich die allgemeine Krankheit geheilt werde, wovon der Artikel allgemeine Wassersucht nachzusehen ist. Doch wird es oft nöthig, daß die durch die beträchtliche Grösse der Hodensackswassersucht entstehenden Beschwerden erleichtert werden. Die geschwindeste Hülfe schaft man durch die Oefnung der Geschwulst, und die Ausleerung des darinn befindlichen Wassers. Ehe man aber dazu schreitet, muß man vorher neben den äusserlichen auflösenden oder zertheilenden Mitteln auch innerliche harntreibende und abführende Arzneyen anwenden, um dadurch zu verhüten, daß sich, nachdem die Hodensacksgeschwulst ausgeleert worden ist, das Wasser nicht von neuem wieder ansammele.

Die Oefnung und Ausleerung der Hodensackswassersucht kann auf verschiedene Weise geschehen. Einige bedienen sich dazu eines Haarseils, Andere kleiner Einschnitte, und noch Andere des Trocars. Jede dieser Methoden hat ihre Schwierigkeiten, die aber doch bey der einen geringer sind, als bey der andern. Die Anwendung des Haarseils ist deswegen sehr mislich, weil die dadurch gemachten grossen Wunden bald anfangen, stark zu jucken, so daß das Thier sie beständig scheuert. Die Ränder der Wunden werden hart und entzünden sich, und nach und nach breitet sich eine rosenartige Entzündung über die benachbarten Theile aus. Das anfängliche Jucken verwandelt sich alsdann in einen brennenden Schmerz, welcher das Thier vollends unruhig macht, und zulezt entsteht, wenn auch die dienlich-

sten Mittel dagegen angewandt werden, der kalte Brand, wodurch das Thier getödtet wird. — Die Einschnitte, wenn sie nicht sehr klein sind, können eben diese übeln Folgen nach sich ziehen. Aber auch selbst bey ganz kleinen Einschnitten geschieht es oft, daß das nach und nach auströpfelnde Wasser, zumal wenn es scharf ist, die benachbarten Theile anfrißt, wund macht, und dadurch wieder allerhand Beschwerden verursacht. — Die Abzapfung mit dem Trocar erfodert die grösseste Behutsamkeit und Vorsicht, damit man die Hoden nicht verleze. Ausserdem hat sie das unangenehme, daß man damit nicht alles Wasser ausleeren kann, und, weil die Wunde nach herausgezogener Röhre sich gleich wieder verschließt, und bald zuheilt, es sich leicht von neuem ansammelt, und die Operation vielleicht mehrmal zu wiederholen nöthig macht. — Ein geschickter und einsichtsvoller Thierarzt wird sich also der Anwendung des Haarseils ganz enthalten, und von den beyden andern Methoden das Wasser auszuleeren, diejenige wählen, welche er nach den besondern Umständen für die beste hält.

Will er sich kleiner Einschnitte bedienen, so nimmt er dazu die Spize einer kleinen scharfen und spizigen Lanzette, und macht damit in den Hodensack mehrere kleine etwa eine oder ein paar Linien lange Einschnitte nicht tiefer, als durch die wahre Haut. Fünf, sechs bis zehn solcher kleiner Einschnitte oder Stiche an dem am meisten hervorragenden Theile der Geschwulst gemacht, sind gemeiniglich hinreichend. Sollte das Wasser ja nicht stark genug aus ihnen heraus tröpfeln, oder sollten sie nach ein paar Tagen wieder zuheilen, so müssen sie von Zeit zu Zeit, so oft es nöthig ist, erneuert werden.

Was die fernere Besorgung der kleinen Wunden anbetrift, so erfodern sie weiter nichts, als daß man die Theile so trocken als möglich halte, und daher öfters weiche und reine Leinwand frisch überlege,

und diese mit einer um den Leib angelegten Binde befestige.

Wenn die Wassersucht des Hodensacks bloß örtlich, von einer Quetschung, oder sonst einer äusserlichen Gewalt entstanden ist, so zertheilt sie sich oft ganz von selbst. Demohngeachtet aber handelt man der Vorsicht gemässer, wenn man der Natur durch Anwendung zertheilender Mittel, z. E. durch Umschläge von rothem Wein mit zusammenziehenden Kräutern gekocht, oder von warmen Weinhefen, oder durch Bähungen von warmen Kalkwasser zu Hülfe kommt.

Rührt sie von einem Druck der lymphatischen Gefässe des Hodensacks durch irgend eine Geschwulst in der Leistengegend oder am Hinterleibe her, so kommt es darauf an, ob eine solche Geschwulst durch Messer, oder auf andere Weise weggeschaft werden könne. Das Uebel würde dadurch am besten gehoben werden. Geht aber das nicht, so bleibt nichts übrig, als eben so wie oben durch kleine Stiche die Geschwulst zu vermindern zu suchen.

Eine Hodensackswassersucht, welche dadurch hervorgebracht wird, daß der Abgang des Harns durch eine Geschwulst oder Verengerung in der Harnröhre, durch Fleischauswüchse, oder Steine in derselben, oder auch durch eine in der Harnröhre oder in deren Nähe befindliche Eitersammlung gehemmt ist, so daß die Harnröhre zerreißt, und der Harn in den Hodensack dringt, läßt sich ebenfalls nicht eher heben, und wird beständig fort zunehmen, bis die Gelegenheitsursache weggeräumt worden ist. Um zu verhüten, daß der Harn sich keine Nebengänge mache, und noch weiter verbreite, wird hier nöthig, daß man sogleich in den Hodensack an dessen untersten Theile einen so tiefen Einschnitt mache, wodurch man zu der in der Harnröhre befindlichen Wunde kommen kann. Alsdann muß man suchen, die Ursache der Harnergiessung in den Hodensack zu heben. Steckt

ein Stein in der Harnröhre, so muß man denselben ausschneiden; ist eine Verengerung der Harnröhre die Ursache der Harnverstopfung, sich der Kerzen bedienen, um die Harnröhre zu öfnen; oder findet man eine vorhandene Eitersammlung, dieselbe ausleeren. Nachdem auf solche Weise die Ursache der Verstopfung gehoben worden ist, so muß man die Wunde durch einen leichten Verband wieder zur Heilung zu bringen suchen. Während derselben thut man aber wohl, den Harn, wenn es sich thun läßt, immer durch einen biegsamen Katheter oder eine Kerze auszuleeren, damit derselbe nicht ferner in den Hodensack dringe. Wenn die Wunde ein übeles Ansehen bekommt, und entzündet wird, so muß man die Verbandstücke mit einer kalten Auflösung von Bleyzucker, mit Goulardschem Bleywasser, oder auch mit Kalkwasser befeuchten. Nimmt die Entzündung demohngeachtet zu, und entsteht der kalte Brand, so verfährt man, wie im Artikel Brand gelehrt ist, bedient sich aber vorzüglich der Chinarinde, so wohl innerlich als äusserlich.

Endlich ereignet es sich auch zuweilen, daß eine Wassersucht des Hodensacks von der Zerreissung eines Wasserbruchs der Scheidenhaut des Hoden entsteht. Die Zerreissung eines solchen Wasserbruchs kann, wenn er recht groß ist, durch einen starken Sprung des Thiers, oder auch durch einen Stoß oder eine Quetschung veranlaßt werden, da denn das Wasser daraus in den Hodensack läuft. Auch kann eine ähnliche Hodensackswassersucht durch eine fehlerhafte Operation des Wasserbruchs der Scheidenhaut des Hoden verursacht werden, wenn man nemlich beym Abzapfen desselben die Oefnung in der Haut von der Oefnung in der Scheidenhaut sich eher entfernen läßt, als alles Wasser ausgeleert worden ist. Denn alsdann pflegt das noch zurückgebliebene Wasser sich leicht durch die ganze zellichte Substanz des Hodensacks zu verbreiten. Diese Art von Hodensacks-

wassersucht, sie mag entstanden seyn, wie sie wolle, kann nicht anders geheilt werden, als dadurch, daß man die Geschwulst hinreichend öfne, um nicht allein das Wasser auszuleeren, sondern auch den Wasserbruch gründlich zu heilen. Man sehe den Artikel, der von dieser Krankheit besonders handelt.

Hohlgeschwür. Davon handeln die Artikel Geschwür und Fistel.

Hörnerbruch. Wenn sich das Hornvieh im Kampf oder durch irgend eine andere Gewalt ein Horn abbricht, so geschieht dieses insgemein nahe am Kopfe, wo das Horn gleichsam wie ein Knochenansaz an den Stirnknochen befestigt ist. Denn da die Verbindung hier schwächer ist, als das Horn selbst, und auch die Gewalt vorzüglich auf diese Stelle wirkt, so ist es wohl ein höchst seltener, oder gar unmöglicher Fall, daß ein Horn in der Mitte abgebrochen werde. Bey einem solchen Abbrechen des Horns hart am Kopfe können sich folgende drey Fälle ereignen. Entweder das Horn bricht nicht ganz, sondern nur auf der einen Seite ab, und auf der andern bleibt es noch fest sizen. Oder es ist zwar ganz abgebrochen, aber das inwendige fleischichte Mark ist nicht mit abgebrochen. Oder das Thier hat beydes, so wohl das Horn, als auch das inwendige Mark verlohren.

Wenn das Horn nicht ganz abgebrochen ist, sondern an der einen Seite noch fest sizt, so bringt man es wieder in seine vorige natürliche Lage, sucht es durch irgend einen schicklichen Verband darinn so viel als möglich zu erhalten, und braucht kalte Umschläge von Essig und Wasser, Kalkwasser oder dergleichen, um der Entzündung vorzubeugen. Bey dieser Behandlung wächst das Horn gewöhnlich wieder fest. Ist aber das Horn ganz abgebrochen, so pflegt ein starker Blutfluß zu er-

folgen, den man mit Umschlägen von scharfem Essig stillen muß. Dabey wird es nöthig, damit die Entzündung nicht zu heftig werde, nicht allein die oben erwähnten kalten Umschläge zu gebrauchen, sondern auch nach Befinden der Umstände dem Thiere zur Ader zu lassen. Nachdem die dringendsten Zufälle auf solche Weise gehoben worden sind, so kann man die Wunde mit einer Mischung von Leinöl und flüssigem Theer verbinden. Ist das innere fleischichte Mark des Horns sizen geblieben, so thut man am besten, wenn man einen spizigen Beutel von Leinwand zusammen nähet, der so viel als möglich die Gestalt desselben habe, aber doch nicht zu enge sey. Diesen beschmiere man inwendig mit eben genannter Mischung, ziehe ihn darauf über das Mark, und befestige ihn genau am Kopfe, daß keine Fliegen darunter kriechen können. Die Natur ersezt den Verlust des Horns gewöhnlich mit einem neuen, welches aber doch nie die Grösse und die schöne Gestalt des verlohrnen bekommen wird.

Holzkrankheit. Dieser Krankheit, an welcher fast alle Frühjahre nach langen und strengen Wintern so viele Hirsche, Rehe und Dammhirsche ihr Leben einbüssen müssen, sind auch unsere Hausthiere, vorzüglich das Hornvieh und die Pferde unterworfen. In ihrem Verlaufe nimmt man drey Perioden wahr, durch welche sie gewöhnlich geht, ehe die Thiere sterben, und deren besondere Zufälle folgende sind: Sie fängt an mit Hitze im Maule, Röthe des Weissen im Auge, starkem Durste, Hartleibigkeit, nicht selten wirklicher Verstopfung, Abgang von wenigem und dickem Harne, und einem harten, schnellen und vollen Pulse. Bey der Kuh nimmt die Milch ab, und diese bekommt einen scharfen durchdringenden Geruch. Das Pferd, das Maulthier und der Esel schlagen plözlich und schnell mit dem Schwanze um sich, als wenn sie von Fliegen gestochen

stochen würden, der Hengst bekommt häufige Erectionen, und die Stute Anzeigen von Brunst. Auch zeigt sich bey allen eine Schwäche und ein Schwanken im Kreutz, besonders im Zurückgehen. Bey den Schafen entsteht eine Ausleerung des Fetts in den Höhlungen oder Vertiefungen des inwendigen Theils der Schenkel. Alle diese hier beschriebenen Zufälle von Entzündung und Reitz halten drey bis vier Tage lang an, worauf die Krankheit zur zweyten Periode übergeht, und schnellere Fortschritte macht. — Die Thiere sind traurig und niedergeschlagen; sie zehren merklich ab, und haben eingesunkene und zusammengefallene Flanken. Das Haar steht ihnen empor; ihre Haut fühlt sich trocken und hart an, vorzüglich beym Hornvieh, wo sie oft mit den Theilen, die sie bedeckt, fest zusammenhängt. Sie sind abwechselnd kalt und heiß am Kopf, an den Ohren und an den Gliedmassen. Ihr Maul ist brennend heiß und trocken. Sie haben einen sehr heissen Athem, und einen nicht zu löschenden Durst. Die Augen triefen ihnen, und die Augenlieder, besonders das untere, und die Thränendrüsen sind stark angelaufen. Sie scheinen zwar noch keine gänzliche Abneigung gegen feste Nahrung zu haben, aber sie behalten sie im Maul, und kauen nur langsam. Bey den Pferden ist die Freßlust besonders verdorben, sie lecken die Erde und fressen davon. Bey dem Hornvieh geht das Wiederkauen langsam vor sich. Ihr Harn ist roth, grün und schaumicht. Der Ochs hat zuweilen Verhaltung des Harns von dem zähen Schleime, welcher die Harnröhre verstopft. Der Mist, den die Thiere in geringer Menge und mit Drängen von sich geben, ist schwarz, hart, und mit einem dicken Schleime überzogen, der immer mit verhärtetem mehr oder weniger stinckendem Blute vermischt ist. Ihr Puls endlich ist hart, schnell und bleibt aus. — In der dritten Periode überfällt die Thiere ein kalter Schau-

der, sie zittern am ganzen Körper, und wanken auf den Füssen; besonders ist ihr Kreutz sehr schwach, und sie scheinen gelähmt zu seyn. Sie lassen den Kopf und die Ohren hängen, haben einen kurzen und schnellen Athem, und sind an allen äussern Theilen sehr kalt anzufühlen. Das Horn- und Schafvieh, insonderheit jenes, empfindet einen lebhaften Schmerz längs dem Rückgrade, hauptsächlich am Wiederrüst, und biegt bey dem geringsten Druck den Leib niederwärts. Ihr Maul ist mit einem schleimichten, dicken und stinkenden Rotze angefüllt, ihre Zunge, und besonders das Zungenband, angelaufen, und in der Dicke dieses zeigen sich zuweilen kleine Geschwürchen, die eine ausserordentlich stinkende Materie enthalten. Ihr Puls ist klein und schwach, so daß man ihn kaum fühlen kann. Jener kalte Schauder geht bald über. Bey einigen wenigen folgt gleich darauf ein Funkeln der Augen, ein Schütteln der Ohren und des Schwanzes, und endlich der Tod. Bey andern hingegen kommt er wieder, ohne daß das erstemal eine merkliche Hitze darauf gefolgt sey, und nun stellt sich eine starke Ausleerung einer flüssigen, eiterartigen, schwärzlichen, schleimichten, blutigen und sehr stinkenden Materie, statt des Mistes ein. Aus den Naselöchern fließt ein aufgelöstes verdorbenes Blut. Die Thiere nehmen zusehends ab, ihr Fell hängt ihnen ganz schlaff auf dem Leibe; ihre Augen sinken ein; sie haben meist einen Ekel vor allem Fressen und Saufen; auch hört bey dem Hornvieh das Wiederkauen gänzlich auf. Sie holen schwer Athem, bekommen Flankenschlagen, legen sich nieder, drehen den Kopf auf die Seite, stehen wieder auf, fallen wieder nieder, stöhnen, strecken sich aus, und sterben. — Zuweilen entsteht bald nach dem Schauder eine Eitergeschwulst an irgend einem Theile des Körpers, wodurch die Krankheit noch etwas in die Länge gezogen wird, unter der Kinnlade, an einem der Vorderfüsse,

an der Brust, am Euter, auf dem Schlauche, am Hintern, u. s. w. Bey dem Hornvieh hat man sie selbst im Auge entstehen gesehen, so daß das Auge auslief, und gänzliche Blindheit erfolgte. Die Geschwulst tritt aber leicht wieder zurück, und dann stirbt das Thier plözlich unter Zuckungen.

Die hier beschriebenen Perioden und Zufälle der Krankheit folgen gewöhnlich desto schneller auf einander, je stärker und kraftvoller die Thiere sind. Einige fallen schon den elften oder zwölften Tag, die meisten aber dauern bis auf achtzehn, zwanzig und mehrere Tage aus.

Bey der Oefnung der gefallenen Thiere findet man grosse Zerrüttungen fast in allen Eingeweiden des Hinterleibes und der Brusthöhle. Die vier Magen der wiederkauenden Thiere sind in ihren Bedeckungen allgemein entzündet. Der dritte oder Blättermagen ist von dem darinn enthaltenen Futter ganz voll gepfropft, und dieses ist so hart, vertrocknet, und zwischen seinen Falten zusammengepreßt, daß die abgelöste innere Haut der Blätter fest daran klebt, und man es zu Pulver zerreiben kann. Im Labmagen hingegen befindet sich eine eiterartige, klebrichte, und sehr stinkende Flüssigkeit, von deren Schärfe seine innere Fläche angefressen und schwürig geworden ist. Bey den Pferden findet sich der Magen zwar nicht so sehr verdorben, aber seine innern Seiten sind doch zusammengeschrumpft und entzündet, gewöhnlich enthält er Erde und groben Sand, in eine feste Masse zuweilen von mehrern Pfunden zusammen gebacken. Die Gedärme sind von stinkender Luft aufgetrieben, entzündet, und hin und wieder voll brandiger Flecken; besonders der Mastdarm, in welchem man so gar brandige Geschwüre in Menge findet. Im Gekröse, im Netze, und im Fett um die Nieren befinden sich Ergiessungen von schwarzem verdorbenen Blute. Die Nieren sind entweder aufgetrieben, nehmen drey bis vier-

mal so vielen Raum ein, als im natürlichen Zustande, und enthalten eine eiterartige stinkende Materie, oder sie sind nebst den Harngängen zusammengeschrumpft, und statt des Fetts mit einer gelblichen Jauche umgeben. Eben so findet man die Harnblase zusammengeschrumpft, und ihre Höhle wie verschwunden. Die Leber und Milz sind widernatürlich groß und hart; bey Kühen zuweilen, jedoch selten, aufgebrochen, da denn in der Bauchhöhle eine Ergiessung von schwarzem aufgelösten Blute erfolgt ist. Auch die Gallenblase ist ausserordentlich ausgedehnt. An dem Zwerchfelle geben die dunkele Farbe, die aufgetriebenen Blutgefässe, die mit Blut unterlaufenen und brandigen Flecken nebst seiner widernatürlichen Dicke die deutlichsten Beweise von seiner Entzündung. In die Brusthöhle hat sich eine wässerichte mit Blut untermischte Feuchtigkeit ergossen, dergleichen auch der Herzbeutel enthält. Das Rippen- und Mittelfell sind entzündet, und an den Lungen befinden sich schwarze Blutgeschwülste. — Andere widernatürliche Erscheinungen, die man ausser den hier angeführten noch wahrnimmt, als da sind Verhärtungen der Eingeweide, Verstopfungen der Drüsen, Blasensteine, Haarballen, und andere fremde Körper, wohin auch die frische Erde gehört, die sich zuweilen in dem Magen der Pferde, Esel und Maulthiere, auch wohl in dem Wanst der wiederkauenden Thiere findet, Verknöcherungen, u. s. w. verdienen hier kaum einer Erwähnung, weil sie bloß zufällig sind. — Die Oefnung des Kopfs zeigt selten etwas ungewöhnliches. Nur bey solchen Thieren, welche eine Eitergeschwulst unter der Kinnlade, im Maule oder in den Augen bekommen haben, findet man die Hirnhäute mehr oder weniger entzündet, ihre Blutgefässe aufgetrieben, und die Gehirnhöhlen mit Blutwasser angefüllt. Uebrigens sind alle Theile, welche um das Maul, den Schlund, die Kehle, und die Luftröhre liegen, mit einer gelblichen Feuchtigkeit un-

terlaufen. Eben dieses bemerkt man auch an andern Theilen des Körpers, wenn die Eitergeschwulst ihren Siz an diesen genommen hatte.

Was die Ursachen dieser so gefährlichen Krankheit anbetrift, so rührt sie einzig und allein, wie auch ihr Name schon anzeigt, davon her, daß die Thiere viele junge Holzschößlinge, besonders von Eichbäumen, gefressen haben. Man bemerkt nemlich, daß, ungeachtet die Thiere mit einem natürlichen Instincte versehen sind, solche Dinge nicht zu fressen, die ihrer Gesundheit und ihrem Leben gefährlich sind, dennoch der Hunger, und die Begierde nach frischen grünen Nahrungsmitteln nach einem langen sparsamen Winter diesen angebohrnen Trieb erstickt, und sie daher, wenn sie des Frühjahrs zuerst ausgetrieben werden, begierig über die jungen Schößlinge der Bäume in den Wäldern, und der Sträucher an den Hecken herfallen, ohne sich durch die darinn enthaltenen harzigen, herben und zusammenziehenden Theilchen abschrecken zu lassen. Der zu starke Genuß derselben muß nothwendig eine nachtheilige Wirkung auf ihre Zerdauungswerkzeuge haben, deren Seitenwände zusammen ziehen, und die Absonderungen und Aussonderungen hemmen. Und dadurch werden dann in der Folge alle jene Zufälle hervorgebracht, welche diese Krankheit ausmachen.

Die Heilung muß nach den oben beschriebenen drey Perioden der Krankheit verschieden eingerichtet werden. Ja es ist nothwendig, so bald als in einer Heerde einige Stücke davon befallen sind, sogar auch mit den noch gesunden eine Vorbauungskur vorzunehmen, damit bey ihnen die Anlage zur Krankheit noch bey Zeiten gehoben werde, und diese nicht zum Ausbruch kommen könne. Es ist hinreichend dazu, sie einige Tage im Stalle zu behalten, ihnen so viel als thunlich kein trokkenes Futter, sondern statt dessen Kartoffeln, Rüben, abgemähete grüne Rockensaat und dergleichen, und zwar

immer nur in kleinen Futtern zu reichen, sie mit Mehlwasser zu tränken, ihnen täglich ein Klistir von einer Leinsaamenabkochung zu sezen, und am Halse aus der Ader zu lassen. Wenn sie hernach wieder ausgetrieben werden, so ist es am besten, daß sie erst einige Tage auf offenen Weiden gehen. Steht es aber nicht zu ändern, sie in die Wälder treiben zu lassen, so muß man ihnen wenigstens des Morgens, ehe sie ausgetrieben werden, und des Abends wenn sie zu Hause kommen, jedesmal ein gutes grünes Futter geben.

Die schon wirklich von der Krankheit befallenen Thiere behandelt man in der ersten Periode folgendermassen. Man giebt ihnen alle drey Stunden eine Abkochung von Leinsaamen, wozu auf ein Quartier ein Quentchen in Eydotter aufgelösten Kamphers gemischt ist. Diese Gabe ist für Pferde und Hornvieh, auch Maulthiere und Esel. Für Schafe ist der achte Theil davon hinreichend. Morgens und Abends, oder noch öfter, sezt man ihnen ein Klistir ebenfalls aus einer Leinsaamenabkochung. Dabey muß man ihnen eben so wie oben alle trockene Nahrung entziehen, und nichts als Mehltrank zu saufen geben. Nachdem diese Behandlung vier und zwanzig Stunden fortgesezt ist, so läßt man ihnen am Halse zur Ader, Pferden und Hornvieh wenigstens zwey Pfund, starken Schafen aber sechs Unzen, und schwächern etwas weniger Blut. Dieses Aderlassen muß auch wohl nach Befinden der Umstände bey grossen Thieren den folgenden Tag, ja noch einmal den dritten Tag wiederholt werden, wenn nach den beyden ersten die entzündlichen Zufälle noch nicht nachlassen. So wie bey dem fortgesezten Gebrauche der oben angegebenen Mittel die Thiere anfangen, munterer zu werden, kann man ihnen nach und nach etwas mehr Futter geben, aber immer weniger, als sie fressen möchten; es auch wohl täglich bey einem Klistire bewenden lassen. Erst dann aber, wenn der Abgang des Mists sich gehörig,

wie er seyn muß, wieder einstellt, und das Wiederkauen thätig erfolgt, darf man von lezterm ganz ablassen, und die Menge der Tränke vermindern, und dagegen mehr feste Nahrungsmittel reichen. Ueberhaupt ist es am rathsamsten, bey diesen allmählig zuzusezen, und nicht eher, als bis zur völligen Genesung das volle Futter zu geben.

In der zweyten Periode wird die Heilung schon dadurch mehr erschwert, daß hier verdorbene Verdauung und Entzündung bey einander sind. Das Aderlassen und auch viele Arzneyen, welche gegen diese wirksam sind, schwächen jene noch mehr, und umgekehrt, was jene verbessert, vermehrt diese. Nur durch eine geschickte Verbindung solcher nicht zu einander passender Mittel können die kranken Thiere noch gerettet werden. Man seze ihnen daher ohne den geringsten Zeitverlust, anfangs alle Stunden ein Klistir aus lauwarmem Wasser mit Essig und frischem Baumöl vermischt; und gebe jedesmal darauf einen Trank aus zwey Quartieren einer Abkochung von Sauerampfer (Rumex acetosa) und wilden Eichorien (Cichorium intybus), wozu ein Quentchen in Weingeist aufgelösten Camphers, zwey Löffel voll Weinessig und sechs Loth guten Baumöls, oder in dessen Ermangelung auch nicht ranzigen Rübeöls durch fleissiges Schlagen gemischt sind, etwas warm ein. Man wasche ihnen täglich vier bis fünfmal das Maul mit Wasser, Honig und Essig aus, und reibe von Zeit zu Zeit ihren ganzen Leib mit einem Strohwisch. So bald hierauf der Mistabgang freyer geworden ist, schlage man die Ader am Halse mit einer grossen Oefnung, und lasse ein Pfund Blut heraus. Nach vier oder fünf Stunden mache man diese Oefnung wieder auf, und zapfe nochmals so viel Blut ab, und wiederhole einen solchen Aderlaß, wo möglich immer aus derselben Ader, so oft, bis sich die entzündlichen Zufälle zu vermindern anfangen. Alsdann gebe

man die oben verordneten Tränke und Klistire nach und nach seltener, und fahre damit so lange fort, bis sich die Entzündung ganz gelegt hat. In Betracht des Aderlassens muß man sich aber merken, daß es bey Schafen, trächtigen oder milchenden Kühen, und überhaupt bey schwächlichen Thieren, nicht so oft wiederholt werden darf, als bey starken und muthigen. Erst wenn die Entzündung sich gelegt, der Mist so wohl als der Harn einen freyen und ungehinderten Abgang bekommen hat, und dieser eine gute Farbe zeigt, kann man anfangen, die Thiere auf eine solche Diät zu sezen, wie bey der ersten Periode vorgeschrieben ist. Wenn sie aber noch niedergeschlagen und traurig stehen, und keine Lust zum Fressen zeigen, so gebe man ihnen nun eine Purganz aus ein paar Loth pulverisirter Aloe mit einem Quartier Cichorienwurzel-Abkochung ein, führe sie darauf ein wenig herum, tränke sie fleissig, und seze ihnen dann und wann ein Klistir von Leinsaamenabkochung oder Kleyenwasser mit etwas frischer Butter oder Oel. Nachdem die Purganz gehörig gewirkt hat, stärke man ihre Verdauungswerkzeuge wieder mit Aufgüssen von bittern gewürzhaften Kräutern, Wermuth, Tausendgüldenkraut (Gentiana Centaurium) Salbey, und dergl.— Oft wird nach dieser Behandlung die Genesung glücklich erfolgen. Sollte sie aber demohngeachtet noch zweifelhaft bleiben, so ist das lezte Mittel, das man noch anzuwenden hat, ein Haarseil an der Brust oder am Triel, dessen Eiterung man acht bis zehn Tage mit Basilicumsalbe unterhalten muß.

In der dritten Periode, wo die Krankheit schon einen so hohen Grad erreicht hat, muß die Behandlung von der vorhergehenden ganz verschieden seyn. Das Aderlassen, das vorher so nothwendig war, würde hier gewiß den Tod der Thiere beschleunigen. Vielmehr muß der Thierarzt nun sein ganzes Augenmerk darauf richten, die wenigen Naturkräfte, welche ihnen noch

übrig geblieben sind, nicht allein sorgfältig zu schonen, sondern sie noch mehr zu erwecken. Man bereite daher folgenden Trank für sie: Man nehme gestossene Chinarinde ein Loth, Hollunderblüthen, gequetschte Wacholderbeeren und zu Pulver geriebene Lorbeerblätter, von jedem zwey Loth, giesse darauf zwey Quartier siedendes Wasser, und lasse es in einem verschlossenen Topfe eine halbe Stunde lang mit einander ziehen. Alsdann seihe man es durch ein Tuch, und seze nun nach den Umständen und den Kräften des Thiers ein halbes, ein ganzes bis zwey Quentchen flüchtiges Laugensalz dazu. Diesen Trank gebe man sogleich bey dem Fieberschauder etwas mehr als lauwarm ein, behänge das Thier mit einer grossen wollenen Decke, und seze ihm ein Gefäß mit kochendem Wasser unter, damit der Dampf davon an den Leib und die Brust gehe. Nachdem derselbe recht eingedrungen, und das Thier in Schweiß gebracht ist, so reibe man es stark mit einem Strohwisch, bis es wieder trocken wird, bedecke es mit trockenem Stroh, und befestige darüber die Decke vermittelst eines Gurts. Den obigen Trank wiederhole man demnächst alle sechs Stunden. Bey den Schafen ist das eben beschriebene Dampfbad und das Behängen mit einer Decke nicht nöthig, und von dem Tranke braucht man ihnen jedesmal nur den achten Theil zu geben.

Was nun die mit der Krankheit verbundenen Zufälle anbetrift, so muß die Behandlung insbesondere denselben gemäß eingerichtet und verändert werden. So wendet man bey den Geschwülsten und Geschwüren im Maul und an der Zunge fleissig reinigende und fäulnißwidrige Einsprizungen an, nachdem man die Blasen geöfnet, und in solche, die hart und schwarz sind, mehrere kleine Einschnitte gemacht hat. Am besten bedient man sich zum Einsprizen eines Chinarindenaufgusses mit mehr oder weniger Aloetinctur versezt. Dem Rindvieh kann

man in gleicher Absicht auch Bissen von Kleye, Honig und Essig mit einander gekocht ins Maul stecken. — Bey Schwäche und Schmerzen im Kreutz reibt man die leidenden Theile mit geistigen Mitteln, z. E. Terpenthinessenz und Brantwein zu gleichen Theilen. — Geht mit dem Miste ein scharfer fauler Eiter ab, welcher den Mastdarm anfrißt, und einen beständigen vergeblichen Drang verursacht, so giebt man Klistire von Krausemünzen- und Melissen-Aufguß, mit einem in Eydotter aufgelößten Quentchen Terpenthin, und einem Löffel voll Campherspiritus auf jedes Klistir. — Der Ausfluß einer faulen, stinkenden blutigen Materie aus der Nase erfodert Einsprizungen in dieselbe von Gerstenwasser mit Honig und etwas Essig versezt. Auch ist dann ein Haarseil auf beyden Seiten des Halses gezogen von grossem Nutzen. — Die Eitergeschwülste, welche sich hie und da zeigen, öfnet man durch Einschnitte, nach Befinden der Umstände durch Haarseile. Sind die Augen von einer solchen Geschwulst ergriffen, welche ihre Zerstörung droht, so berührt man den Umkreis derselben rund herum mit dem glühenden Eisen, oder zieht unter dem grossen Augenwinkel ein Haarseil, und befeuchtet die Augen fleissig mit kaltem Wasser, dem etwas Brantwein beygemischt ist. — Wenn die kranken Thiere gar keine Beulen oder Geschwüre bekommen, so muß man ihnen künstliche machen. Man zieht ihnen daher, den Pferden, Eseln und Maulthieren in den dicken Brustmuskeln, dem Rindvieh im Triel ein mit Spanischen Fliegen, Sublimat, Aegyptischer Salbe oder dergleichen geschärftes Haarseil. Je besser die von selbst entstandenen, oder künstlich erregten Geschwüre eitern, desto geschwinder erfolgt die Besserung. Nur versteht es sich von selbst, daß man dabey die Kräfte der Thiere durch den noch immer fortgesezten Gebrauch innerlicher stärkender Tränke aufrecht erhalten muß; z. E. auf folgende Weise bereitet, und alle fünf bis sechs Stunden einge-

geben: Man nehme zwey Quentchen gute Chinarinde, eine Handvoll Ysopskraut (Hyssopus officinalis) und eben so viel Salbeyblätter, giesse ein Quartier siedendes Wasser darauf, und lasse es eine Stunde lang stehen. Dann seihe man es durch, und thue zwey Loth Weinessig dazu. — So wie die Besserung erfolgt, fängt man an, den Thieren ein mehr nahrhaftes Futter zu geben. Anfangs kann man dazu Brühen von Brodkrumen, Kartoffeln, Rüben und Möhren in Wasser gekocht, und etwas Küchensalz zugesezt, wählen, die man ihnen, wenn sie noch nicht fressen, in wiederholten kleinen Gaben eingießt. In der Folge aber giebt man ihnen wenig angefeuchtete Kleyen, oder sehr gutes und kurzes Heu, ebenfalls in kleinen Futtern. Und so legt man allmählig zu, bis man ihnen zulezt wieder ihr volles Futter reichen kann. Je vorsichtiger und langsamer man dabey zu Werke geht, desto gründlicher erfolgt die Genesung.

Honiggeschwulst. Davon handelt der Artikel Balggeschwulst.

Hornabstossen. Man sehe den Artikel Hörnerbruch.

Horndurchfaulen, die Horndurchfäule, ist eine Eiterung im Hufe der Pferde, Esel und Maulesel, welche nach irgend einer äusserlichen Gewalt entsteht, die das Thier am Hufe erlitten hat, und wobey das Eiter sich endlich oben an der Krone einen Ausweg sucht. Man sehe davon den Artikel Hornfistel.

Hornfesselgeschwür heißt bey Einigen ein Geschwür im Huf, welches sich bis oben zur Krone hinauf erstreckt, es mag nun das Hornfleisch allein, oder den Knorpel mit angegriffen haben. Man sehe den Artikel Hornfistel.

Hornfistel, Kronfistel. Dieses Uebel, welches gewöhnlich auch das Horndurchfaulen, und von Einigen der Horn- oder Kronwurm genannt wird, besteht in einem fistelartigen Geschwüre am Fusse der Pferde und anderer dergleichen Thiere, gleich über dem Hufe bey der Krone, welches einen oder mehrere Gänge hinter der Hornwand hinunter hat. Man erkennt es daran, daß das Thier hinkt, und einen um die Krone angeschwollenen Fuß hat, der widernatürlich heiß anzufühlen ist. Bey genauerer Besichtigung findet man daselbst eine harte Geschwulst mit einem oder mehrern kleinen Löchern, aus denen beständig eine flüssige, bleyfarbige, oder aschgraue, übelriechende Jauche fließt. Zuweilen heilen diese Löcher zu, allein nach einer kurzen Zeit bricht das Geschwür wieder auf, entweder an eben der Stelle, wo es vorher offen war, oder nahe dabey. Man kann die Hornfisteln in einfache und verwickelte eintheilen, je nachdem die Theile beschaffen sind, die im Hufe verlezt sind. Die einfache Hornfistel ist diejenige, deren Gang nahe hinter dem Horne hinunter geht, so daß nur die Fleischkrone und das Hornfleisch von der Jauche angegriffen sind. Bey der verwickelten Hornfistel hingegen sind wesentlichere Theile verlezt, z. E. das Seitenband des Kronbeins mit dem Hufbeine, oder die Gelenkkapsel zwischen beyden, oder auch der Seitenknorpel des Hufbeins, in welchem leztern Falle Einige das Uebel mit dem besondern Namen Knorpelfistel belegt haben.

An der Entstehung dieses Uebels ist gewöhnlich eine vorhergegangene äusserliche Gewalt Schuld; zum Exempel, wenn das Thier sich selbst auf den Huf getreten, oder von einem andern darauf getreten ist; wenn es vernagelt ist, und man nicht bey Zeiten gehörige Mittel dagegen angewandt hat; ein vernachlässigter Kronentritt; eine Quetschung der Sohle, wogegen keine dienliche Mittel gebraucht worden sind. In allen diesen Fällen er-

zeugt sich eine Eiterung im Hufe, und weil das Eiter unten keinen Ausgang findet, so muß es sich Gänge machen, und endlich oben an der Krone hervordringen, oder, wie die Kurschmiede sagen, sich ins Haar sezen. Ferner können Steingallen, Hornspalte u. s. w. Anlaß dazu geben.

Was die Vorhersagung anbetrift, so ist die einfache Hornfistel wohl zu heilen, und zwar um so leichter, je weniger tief sie hinter der Hornwand herunter geht. Viel schwerer hingegen sind die verwickelten zu heilen; ja in manchen Fällen ist es nicht einmal rathsam, die Kur anzufangen, weil sie zu langwierig seyn, und mehr kosten würde, als das ganze Thier werth ist. Insonderheit gilt dies von derjenigen Hornfistel, bey welcher das Kapselband zwischen dem Huf- und Kronbeine beträchtlich gelitten hat. Die sogenannte Knorpelfistel erfodert eine sehr schmerzhafte Operation, die nur ein sonst gesundes und starkes Thier aushalten kann. Ueberhaupt versteht es sich von selbst, daß man bey der Vorhersagung mit auf das Alter, die Stärke, und die übrige Leibesbeschaffenheit des kranken Thiers Rücksicht nehmen muß.

Die Heilung einer Hornfistel, so wie eines jeden andern Fistelgeschwürs hängt davon ab, daß man sie in ein offenes Geschwür verwandele, der Jauche einen freyen Ausfluß verschaffe, die schwielichten Ränder wegnehme, und überhaupt ihren Grund reinige. Dieses alles wird aber hier besonders schwer, wegen der harten Hornwände, womit der Huf umgeben ist. Vor allen Dingen muß man, ehe man das geringste zur Heilung unternimmt, vermittelst einer Sonde die Richtung des hohlen Ganges und dessen Tiefe untersuchen, zu welchem Ende ihre Oefnung, wenn sie zu enge, gehörig zu erweitern ist. Biegt sich der fistelartige Canal hinter der Hornwand dergestalt hinunter, daß die darinn befindliche Jauche im Grunde bleiben müste,

und aus demselben nicht frey herausfliessen könnte, so muß man unter der Oefnung der Fistel die Hornwand wegschneiden, und durch einen Schnitt herabwärts die Oefnung erweitern, um auf solche Art der Jauche einen freyen Abfluß zu verschaffen. Zur Wegschaffung des schwielichten Randes der Fistel kann man sich der Aezmittel, oder des glühenden Eisens bedienen. Einige Thierärzte ziehen dieses, andere jenes vor. Will man das Feuer anwenden, so gebraucht man dazu ein rundes und vorne stumpf zugespiztes Eisen, dessen Dicke der Weite des fistelhaften Canals angemessen ist. Man macht es an der Spize rothglühend, und nachdem man zuvor etwas von einer aus gleichen Theilen Basilicumsalbe und Arcäusbalsam bestehenden Salbe in die Oefnung der Fistel gestopft hat, steckt man es bis auf ihren Grund gelinde hinein, und zieht es so gleich wieder heraus. Eben das wiederholt man noch ein oder ein paarmal, bis man glaubt, alles schwielichte zerstört zu haben. Alsdann macht man von Flachs eine dünne Wieke, bestreicht sie mit etwas von eben beschriebener Salbe, und steckt sie in die Wunde. Bey dem nachherigen Verbinden, welches täglich einmal geschehen muß, kann so viel von eben derselben Salbe, als dazu nöthig ist, in einem eisernen Löffel heiß geschmolzen, eine dünne Wieke damit befeuchtet, und dieselbe recht warm in die Wunde gesteckt werden. Um aber auch die um den Schaden herum stehenden Säfte, wovon die über der Krone befindliche Geschwulst unterhalten wird, zu zerschmelzen, lege man nach jedem Verbande einen Breyumschlag von Leinölkuchen mit Milch und etwas Zwiebeln herum. Wenn das Eiter gutartig wird, mehr Dicke bekommt, und in geringerer Menge aus der Wunde fließt; und dabey die Geschwulst fällt, und das Thier anfängt, dreister auf den Fuß zu treten, so sieht man daraus, daß das Uebel vom Grunde auf heilt, und es wird nunmehr Zeit, dieses zu befördern. In dieser Absicht kann man täglich etwas

von der Essenz der runden Osterluceywurzel (Aristolochia rotunda), ohne Wieke hineinbringen, und so bis zur völligen Heilung fortfahren. Wildes Fleisch, das sich etwa im Geschwüre erzeugt, schafft man durch etwas hineingestreueten zu Pulver geriebenen Vitriol, gebrannten Alaun, oder rothen Präcipitat weg. Auch fangen bisweilen wohl Feigwarzen an herauszuwachsen, die man gleich bis auf den Grund ausbrennen muß. — Wer sich zur Zerstörung der schwielichten Ränder statt des glühenden Eisens lieber eines Aezmittels bedienen will, der kann dazu das Vitriolöl anwenden, wovon das Geschwür, wenn man es etlichemal hineinbringt, ebenfalls gereinigt wird. Einige brauchen dazu auch den äzenden Sublimat, indem sie drey Quentchen davon mit einem Quentchen Aloe und einer hinlänglichen Menge Weingeist vermischen, daraus kleine Kügelchen von der Grösse einer Erbse machen, und ein oder ein paar solcher Kügelchen in das Geschwür legen.

Wenn der fistelartige Canal hinter der Hornwand zu tief hinunter geht, so muß man unten in die Hornwand ein Loch schneiden, und durch dasselbe bis zum Grunde der Fistel eine Gegenöfnung machen. Zu dem Einschneiden des Lochs in die Hornwand bedient man sich am besten eines Messers mit einer in Gestalt eines halben Cirkels krummgebogenen Klinge. Die Gegenöfnung macht man, wenn die Hornwand durchgeschnitten ist, am sichersten auch mit dem Messer, und erweitert sie hernach, damit sie sich nicht zu bald wieder verschliesse, mit einer Wieke von Preßschwamm oder dergleichen. — Allein man kann sie auch mit einem eines kleinen Fingers dicken runden Eisen, das vorne ein wenig zugespizt, und daselbst rothglühend ist, hinein brennen. Man steckt nemlich dieses Eisen in das durch die Hornwand geschnittene Loch, und brennt bis zum Grunde der Fistel hinein. Wenn die Spize wirklich bis in ihren Grund hineingedrungen ist, welches man an dem aus der obern Oefnung der

Fistel heraus schäumenden Eiter erkennt, so zieht man das Eisen wieder zurück, um nun den ganzen Fistelcanal, wie vorher gelehrt ist, auszubrennen; indem man so wohl in die untere, als obere Oefnung etwas von der obigen Salbe steckt, und nun in beyde mit dem glühenden Eisen fährt. Und dann wird die übrige Behandlung des Schadens wieder eben so eingerichtet, als oben gezeigt worden ist. Weil aber das Horn durch die Hize des glühenden Eisens sehr ausgetrocknet wird, so muß man es durch den einige Zeit lang fortgesezten Gebrauch eines erweichenden Breyumschlages, z. E. des obigen aber ohne Zwiebeln, oder einer guten Hornsalbe, wieder geschmeidig machen. — Zuweilen ereignet es sich, daß, nachdem der Schade gehörig zugeheilt ist, von neuem wieder eine Geschwulst um die Krone entsteht, und dieselbe neben der geheilten Narbe wieder aufbricht. In solchem Falle hat man mit dem Brenneisen den Grund der Fistel nicht ganz erreicht, weil entweder der Canal sehr schief war, oder die Fistel im Grunde noch kleine Nebengänge hatte. Man muß daher den Breyumschlag von Leinöltuchen, Milch und Zwiebeln so gleich wieder auflegen, um die Geschwulst so bald als möglich zu erweichen, und den Aufbruch derselben zu befördern, damit das Eiter nicht Zeit habe, weit um sich zu fressen, und übrigens die ganze vorhin beschriebene Kur noch einmal wiederholen.

Wenn in einer Hornfistel die Gelenkkapsel, oder das Kapselband zwischen dem Huf- und Kronbeine von der Jauche durchgefressen ist, welches man daran erkennt, daß Gliedwasser aus der Wunde fließt, das Pferd ausserordentliche Schmerzen empfindet, und der Fuß schwindet, so ist die Heilung sehr langwierig, und oft gar nicht einmal möglich. Nur dann kann man sich Hofnung zu einem glücklichen Erfolge machen, wenn das Thier einen nicht sehr reizbaren Körper, und dabey gute Säfte hat, und wenn die Oefnung der Gelenkkapsel nicht zu

groß

groß ist, und man sich versprechen kann, sie binnen acht Tagen zu heilen. Denn, wenn das Gliedwasser länger als acht Tage herausgeflossen, und der Fuß schon zu sehr geschwunden ist, so wird schwerlich die Heilung noch zu erhalten stehen. Man kann dieselbe auf folgende Weise versuchen. Ist die Oefnung vorne zu enge, als daß man die Mittel bis auf den Grund der Fistel bringen könnte, so muß man sie erweitern, wozu man sich ebenfalls des Brenneisens bedienen kann. Nur muß man sich bey diesem Ausbrennen wohl vorsehen, daß man nicht so tief bis zur verlezten Gelenkkapsel komme. Alsdann verbindet man das Geschwür täglich zweymal folgendermassen: Man macht etwas Terpenthinöl, oder etwas venedischen Terpenthin in einem eisernen Löffel heiß, tunkt eine lockere Wieke von Flachs hinein, und bringt dieselbe ganz warm in die Wunde, jedoch nicht tiefer, als bis nahe vor die Oefnung der Gelenkkapsel. Denn würde die Wieke bis in diese Oefnung gebracht, so würde dadurch die baldige Zusammenheilung eher verhindert, als befördert werden. Wenn die Wunde verbunden ist, so befeuchtet man einen dreyfach über einander gelegten Lappen in einem Aufguß von einem Quartier Essig, oder Wein mit acht Loth zerstossenen Feldkümmel, bindet ihn über den Schaden um den ganzen Fuß herum, und wiederholt dieses alle vier Stunden. Wenn das Gliedwasser zu fliessen nachgelassen hat, welches geschieht, wenn die Wunde in der Gelenkkapsel zugeheilt ist, so muß man täglich etlichemal den Fuß vor- und rückwärts biegen, um hiedurch das Krongelenk biegsam zu erhalten; und die fernere Heilung der Wunde nach der oben gegebenen Vorschrift zu Ende bringen. Sollte das Bein zu schwinden anfangen, so müste man darwider bey Zeiten dienliche Hülfsmittel anwenden. Davon sehe man den Artikel Fußschwinden.

Diejenige Hornfistel, in welcher der Seitenknorpel des Hufbeins, den man den knorpelichten Schild

desselben nennet, angefressen ist, ist ebenfalls sehr schwer zu heilen. Man erkennt dieses Uebel an der gelben und gallertartigen Jauche, die oben bey der Krone herausfließt, und an den heftigen Schmerzen, die das Thier empfindet, und welche zuweilen gar ein starkes Fieber hervorbringen. Wenn man den Schaden mit der Sonde untersucht, so fühlt man eine rauhe Fläche, oder Erhabenheiten und Vertiefungen an dem Knorpel. — Zur Heilung ist nothwendig, alles dasjenige Horn wegzunehmen, hinter welchem sich die Jauche versteckt halten kann. Man muß daher, nachdem man das Eisen abgenommen, den Fuß ausgewirkt, den Huf ein paar Tage lang mit erweichenden Umschlägen belegt, darauf die Trachtenwand und Fersenwand an der Seite der Fistel einen Zoll breit von oben bis herunter mit der Raspel dünn gemacht, und das Tourniquet um den Fessel gelegt hat, um ein starkes Bluten zu verhindern, mit einem starken Bistouri einen Theil der Geschwulst drey Linien unter der Haut bis auf das Hornfleisch wegschneiden, sich dabey aber hüten, dieses zu verlezen. Wenn auf solche Weise der schadhafte Knorpel entblößt ist, so ist das nächste, wofür man zu sorgen hat, die Absonderung desselben. Diese zu bewirken könnte man sich entweder des glühenden Eisens, oder eines Aezmittels bedienen, z. E. der Spiesglasbutter, womit man den Knorpel wiederholtemal benezen müste. Da aber bey einem angefressenen Knorpel nicht eben so wie bey den Knochen eine Abblätterung, das heißt, eine Trennung des schadhaften von dem gesunden erfolgt, sondern der ganze Knorpel nach und nach verdirbt, und abgesondert werden muß, so ist diese Kur nicht allein langwierig, sondern man läuft auch Gefahr, daß die Verderbniß zu weit um sich greifen, und sich zulezt gar den Bändern, der Gelenkkapsel, und dem Knorpel des Kronbeins mittheilen werde. Um beydes zu verhüten, thut man daher am Besten, daß man den schadhaften Knorpel ganz mit

dem Messer ausschneide. Unten im Hufe, wo man ihn mit einem gewöhnlichen Messer nicht gut ausschneiden kann, ohne in Gefahr zu stehen, das Gelenk zu verlezen, kann man sich dazu eines Messers mit einer krummen Klinge, oder des sogenannten Rinnmessers bedienen, und damit in wiederholten Ansäzen, wobey man jedesmal mit dem Finger vorher den Knorpel befühlt, von innen nach aussen, und gerade aufwärts schneiden. Gegen die Zehe, so wie auch gegen die Ferse zu ist es nicht nöthig, alles so tief wegzuschneiden, weil hier der Knorpel dichter ist, und aus mehrern Schichten besteht, die sich besonders ablösen; es wäre denn, daß der Knorpel gegen die Ferse wirklich nebst dem ihn bedeckenden Hornfleische von der Jauche angegriffen wäre, wie z. E. nach einer Vernagelung an der Ferse, in welchem Falle beydes ebenfalls mit weggeschnitten werden müste. Nachdem nun auf solche Weise der Knorpel, so weit als es nöthig war, herausgeschnitten worden ist, so schlägt man das Eisen wieder auf, und legt den Verband an. Dieser muß so eingerichtet werden, daß überall, besonders dem Gelenke gegenüber ein gehöriger Druck statt finde, damit die Gelenkkapsel nicht aufschwelle. Man legt nemlich um das Gelenk herum kleine und dann immer grössere mit Terpenthingeist befeuchtete Wergbauschen, welche einen gleichen Druck machen, keinen leeren Raum zurück lassen, und das Anwachsen von wildem Fleische verhindern. Hat man auf solche Weise die Wunde ganz ausgefüllt, so befestigt man alles mit einer breiten, drey Ellen langen Binde, die den ganzen Fuß gleichsam einhüllt; wobey man aber zu beobachten hat, daß man entweder auf die entgegengesezte Ferse eine kleine Compresse legen, oder die Binde vorne auf dem Hufe kreuzen muß, damit die Krone nicht von ihr gedrückt und entzündet werde. Ist die Geschwulst sehr groß, so kann man auf derselben einige kleine Einschnitte in die Haut machen, wodurch sie beträchtlich abnimmt.

Die kleinen Wunden davon heilen bald wieder zu. Hierauf nimmt man endlich das Tourniquet wieder ab, und legt noch zur bessern Verwahrung des Verbandes ein grosses Tuch um den ganzen Fuß. In diesem Zustande muß der Verband einige, ja wohl acht Tage liegen bleiben, damit keine gefährliche Blutung aus den zahlreichen zerschnittenen Blutgefässen entstehe. Nach Verlauf dieser Zeit findet man gewöhnlich schon eine gutartige Eiterung, es sey denn, daß der Verband etwas zu fest angelegt gewesen ist. Man verbindet nun mit einer guten Digestivsalbe, z. E. aus gleichen Theilen Basilicumsalbe und Arcäusbalsam, und macht den Verband nicht mehr so fest, als das erstemal. Diesen zweyten Verband läßt man drey oder vier Tage liegen. Zuweilen bemerkt man nach der Zehe hin einen kleinen erhabenen schwärzlichen Punkt, woraus man vermuthen muß, daß daselbst noch ein kleiner hohler Gang befindlich ist. Allein bey diesem zweyten Verbande achtet man noch nicht darauf. Wenn man aber denselben nach drey Tagen abnimmt, und nun findet, daß jener Punkt schwärzer geworden, und die Eiterung daselbst vorzüglich stark ist, so ist es Zeit, ihn mit der Sonde zu untersuchen, den hohlen Gang nöthigenfalls mit dem Messer vorsichtig zu erweitern, und eine kleine mit obiger Salbe bestrichene Wieke hineinzustecken. Und so fährt man fort, das Uebel wie ein gemeines Geschwür zu behandeln, bis zur völligen Heilung. Wenn endlich oben bey der Krone sich ein neuer Huf angesezt hat, so kann man dessen Wachsthum durch folgenden Breyumschlag befördern, den man kalt um die Krone legt: Man zerstosse sechs Zwiebeln und ein halbes Pfund Schweinschmalz mit einander ganz klein, und mische dazu ein halbes Pfund Leinölkuchen, und so viel Bier als nöthig ist, einen Brey davon zu machen. — Sollte der Knorpel sich verknöchert haben, welches sich manchmal ereignet, besonders wenn das Thier schon alt ist, so würde die Kur

nicht so weitläuftig seyn, sondern man könnte das Uebel wie einen Beinfraß behandeln.

Hornfleischverlezung durch Hufnägel. Wenn beym Beschlagen eines Pferdes die Spitze des Hufnagels zu weit einwärts geht, und nicht frühe genug aus der Hornwand heraus kommt, so wird dadurch das Hornfleisch gequetscht oder verwundet. Ein aufmerksamer Hufschmidt merkt es bald an dem Zucken des Pferdes, wenn es so gestochen wird, und zieht den Nagel wieder heraus, da alsdann gewöhnlich das Uebel von keinen weitern Folgen ist, und das Thier nicht einmal hinkt. Ist aber die Verlezung zu stark, oder läßt der Schmidt aus Unachtsamkeit den Nagel gar stecken, so entsteht Entzündung und Eiterung daraus. Man sehe den Artikel **Vernageln.**

Hornhautabscheß. Man sehe den Artikel **Augennagel.**

Hornhautblattern. Man sehe **Blattern der Hornhaut.**

Hornhautfistel. Die blosse Benennung dieses Uebels zeigt schon an, daß es in einem hohlen Geschwürchen bestehe, welches durch die Blättchen der Hornhaut dringt. Es kann von verschiedener Länge, Breite und Tiefe seyn, und sich entweder der Mitte der Hornhaut oder ihrem Umkreise näher befinden. Es dringt entweder senkrecht oder schief hinein, oder geht nur unter den vordern Blättchen derselben in gerader oder gekrümmter Richtung fort. Man theilt daher die Hornhautfisteln nach dieser Verschiedenheit in ihrer Richtung und den übrigen damit verbundenen Erscheinungen in **vollkommene, unvollkommene, einfache und zusammengesezte** ein. Unter ei-

ner vollkommenen Hornhautfistel versteht man eine solche, die ganz durchgeht, und so wohl auswendig als inwendig an der Hornhaut eine Oefnung hat; und diese kann demnach entweder gerade oder gekrümmt seyn. Eine unvollkommene oder auch blinde nennt man diejenige, die nur auf der einen von beyden Oberflächen der Hornhaut eine Oefnung hat, und folglich giebt es dieser wieder zwey Gattungen, nemlich die von innen blinde, wenn sie sich nach aussen öfnet, hingegen auf der inwendigen Seite der Hornhaut verschlossen ist; und die nach aussen blinde, wenn sie ihre Oefnung inwendig hat. Eine einfache Hornhautfistel nennt man die, deren Ränder nicht schwielicht sind, und eine zusammengesezte solche, welche schwielichte Ränder hat.

Die Erkenntniß dieser verschiedenen Arten von Hornhautfisteln ist nicht bey allen gleich leicht. Die gerade durchgehende vollkommene läßt sich daran erkennen, daß durch sie die wässerichte Feuchtigkeit aus der vordern Augenkammer entweder nach und nach heraus fließt, oder wenn dieselbe, während das Auge eine Zeitlang verschlossen gewesen, sich etwas mehr angesammelt hat, mit Gewalt gleichsam wie durch eine Spritze in einem Bogen heraus springt. Ganz anders verhält es sich, wenn eine solche vollkommene Fistel, ehe sie nach innen zu durchdringt, erst etwas gekrümmt zwischen den Blättchen der Hornhaut fortläuft. Alsdann sickert die wässerichte Feuchtigkeit, auch wenn die vordere Augenkammer ganz voll davon ist, nur ganz langsam heraus, und dringt nie plözlich und sprungweise hervor. Bey der unvollkommenen, nach innen zu nicht durchgehenden Hornhautfistel nimmt man auf der erhabenen Oberfläche der Hornhaut eine enge Oefnung wahr, welche, statt in die Tiefe, vielmehr unter den Blättchen der Hornhaut in die Breite fortgeht, einen oder mehrere, entweder gerade oder krumme Gänge macht, aber doch nicht bis in

die Augenhöhle hineindringt. Aus der kleinen Oefnung sieht man ein wenig Jauche heraus fliessen, oder sie läßt sich heraus drücken, und die kleinen Gänge zeigen sich weiß durchscheinend, oder gelblich. Manchmal besteht eine solche unvollkommene nach innen zu blinde Fistel aus einem krummen Gange, der zwey Oefnungen nach aussen zu hat, die eine, wo das kleine Geschwür zuerst entstanden ist, und die andere an einer abhängigen Stelle gegen die äussere Peripherie der Hornhaut zu. Wenn hingegen die unvollkommene Hornhautfistel nach der erhabenen Seite der Hornhaut zu blind ist, so kann der Eiter des Geschwürs, welcher ihre innere Seite durchbohrt hat, und in die vordere Augenkammer tritt, sich auf der äussern Oberfläche nicht zeigen, weil er da keine Oefnung findet. Man unterscheidet diese unvollkommenen Hornhautfisteln beyde von dem Augennagel daran, daß bey diesem Uebel der Eiter zwischen den Blättchen der Hornhaut stockt, und sich an einem Orte zusammen befindet, aber weder auswärts noch inwendig eine Oefnung wahrzunehmen ist. Der Nagel ist also ein verschlossener kleiner Abscеß, und unterscheidet sich deutlich dadurch von einem Hornhautgeschwür und einer Hornhautfistel. — Bey der zusammengesezten Hornhautfistel befindet sich die schwielichte Verhärtung entweder an der Oefnung, oder im Fortgange, oder in dem Grunde derselben, zuweilen aber durch den ganzen Gang hindurch. — Manchmal sind mit der Hornhautfistel aber auch noch andere Erscheinungen verbunden. So ist die Hornhaut zuweilen nur gerade an der kleinen Stelle, wo sich die Fistel befindet, undurchsichtig, weiß, oder gelblich; zuweilen hingegen erstrecken sich diese Flecken und die Undurchsichtigkeit weiter, wovon es denn abhängt, ob das Gesicht mehr oder weniger verdorben sey. Zuweilen ist neben der Fistel auch ein Hornhautgeschwür, und eine ausgebreitete Verschwärung der Oberfläche der Hornhaut vorhanden. Zuweilen hat sich

leztere eingesenkt und ist runzlicht geworden, weil die wässerichte Feuchtigkeit ganz oder grössestentheils bey einer geraden Fistel aus der vordern Augenkammer herausgeflossen ist. Alsdann kann das Thier mit dem Auge gar nicht sehen.

Den Ursprung der Hornhautfisteln können alle schwere Augenkrankheiten abgeben, anhaltende Entzündungen, der Nagel, das Eiterauge, die Hornhautgeschwüre, besonders aber wenn zurücktreibende und zusammenziehende, oder scharfe und äzende Mittel unvorsichtiger Weise dagegen angewandt sind. Nicht selten lassen gestochene durch die ganze Substanz der Hornhaut durchgedrungene Wunden solche Fisteln zurück. Und eben daher kann eine entstehen, wenn nach der Operation des Eiterauges irgend ein Fehler in der Behandlung begangen wird.

Was die Vorhersagung anbetrift, so ist dieses Uebel zwar allemal schwer zu heben, weil die Thiere nicht zu bedeuten sind, und selten so fest gehalten werden können, als die etwa zu machende Operation es erfodert. Daher ist es zuweilen unheilbar, und es bleibt entweder die Fistel nebst dem damit verbundenen Geschwüre unverändert, oder die ganze Verrichtung des Auges geht damit verlohren. Allein wenn man bey Zeiten die gehörigen Mittel dagegen anwendet, und mit einer geschickten Operation zu Hülfe kommt, so läßt sich die Heilung allerdings vollkommen und glücklich erhalten.

Um eine gründliche Heilung zu Stande zu bringen, hat man auf folgende Stücke zu sehen. Vor allen Dingen muß man den zu starken Zufluß der Säfte nach dem Auge ableiten, und die Stockungen der Lymphe, des Bluts oder Eiters in demselben, besonders in der Hornhaut zertheilen und auflösen. Hierzu bediene man sich derjenigen Mittel, welche weiter unten im Artikel Hornhautgeschwür empfohlen werden, und wähle

darunter diejenigen aus, die den besondern Umständen am angemessensten sind. Geht die Fistel gerade durch die Hornhaut, so hat man sich vor allen solchen sorgfältig in Acht zu nehmen, welche nur im Geringsten scharf sind, weil sie leicht in die Höhle des Auges dringen, und sehr gefährliche Zufälle erregen können.— Ferner wird es nöthig, daß die Gänge und Höhlen der Fistel geöfnet, und die etwanigen schwielichten Verhärtungen weggeschaft werden. Man verfährt dabey folgendermassen: Nachdem man auf die eine oder andere Weise Anstalt getroffen hat, daß der Kopf des Thiers von Gehülfen recht fest gehalten werde, und ihm das gesunde Auge zugebunden ist, so nimmt man eine sehr feine schneidende Nadel, wie man sie zur Niederdrückung des grauen Staars zu gebrauchen pflegt, bringt dieselbe in die Oefnung der Fistel und in ihren Gang so weit hinein, daß man ihn in der Oberfläche der Hornhaut gänzlich öfnen und durchschneiden kann. Ist der Gang krumm und winklicht, so daß man ihn nicht ganz aufschlizen kann, so ist es hinreichend, wenn man ihn nur hin und wieder in der Oberfläche mit der Nadel aufschneidet, damit die darinn befindliche Jauche ausfliessen, und die anzuwendenden Mittel hineindringen können. Zur Wegschaffung der schwielichten Verhärtungen kann man entweder eben dieselbe Nadel gebrauchen, um feine Einschnitte darinn, und auf solche Art sie wund zu machen; oder man bedient sich dazu einer platten, zweyschneidigen mit einer kurzen und feinen Spitze versehenen lanzettförmigen Nadel, die man behutsam in die äussere Oefnung der Fistel bringt, und zwischen den Fingern herumdrehet, damit auf solche Weise die schwielichten Ränder zerschabt, und die Wände der Fistel gleichsam wieder wund gemacht werden. Bey dieser Operation muß man sich aber ja in Acht nehmen, daß man mit der Nadel, indem die wässerichte Feuchtigkeit des Auges herausläuft, und dieses sich sezt, nicht in

die Regenbogenhaut oder in die Kristallinse fahre. Sollte durch den Abgang der wässerichten Feuchtigkeit das Auge zu sehr eingefallen seyn, als daß man sicher operiren könnte, so müste man allenfalls, ehe man die Operation vornimmt, ein kleines etlichemal zusammengelegtes Bäuschgen von feiner Leinwand mit destillirtem Rosenwasser befeuchtet, worinn ein in einem Tiegel geglühetes Stück Tutie abgelöscht worden, auf das kranke Auge legen, und vermittelst einer locker umgelegten Binde befestigen, und das gesunde so wohl als das kranke Auge einige Zeit lang verbunden halten, bis lezteres von der sich wieder erzeugten wässerichten Feuchtigkeit aufs neue angefüllt wäre.

Nachdem nun auf die beschriebene Art die hohlen Gänge der Fistel geöfnet, und die schwielichten Verhärtungen weggeschaft oder wund gemacht worden sind, so kommt es jezt darauf an, die Reinigung und Heilung der kleinen Geschwüre zu bewirken. Man wäscht zu dem Ende das Auge zuvörderst mit destillirtem Wegbreitwasser (Plantago minor) aus, worinn ein glühendes Stück Tutie einigemal abgelöscht worden ist, und wischt mit einem feinen Pinsel auf die Fistelöfnung und in das geöfnete Geschwür ein wenig von folgendem Balsam: Man nehme Arabisches Gummi einen Scrupel, Eyweiß ein Loth, Meccabalsam und frisches Eyeröl von jedem einen halben Scrupel, und mische alles sorgfältig unter einander. Alsdann bedeckt man das Geschwür mit einem von feinem Horn gemachten dünnen, leichten und nach der Gestalt des Auges geformten Deckel, schließt die Augenlieder darüber, und legt auf diese ein Bäuschgen, das mit einer Abkochung von Wundkräutern in Wein befeuchtet worden ist, und befestigt alles mit einer locker angelegten Binde. Diesen Verband erneuert man auf gleiche Weise täglich zweymal, und fährt damit so lange fort, bis die Fistel wieder angefüllt, und das Geschwür geheilt ist. Sollte der Balsam bey einer ganz durchgehenden

Fistel in die Augenhöhle hineindringen, so thäte man jedoch besser, wenn man ein Stückgen Goldschlägerblase damit bestriche, und es auf die Oefnung der Fistel legte. Uebrigens bedarf es keiner Erinnerung, daß eine an irgend einem Theile des Auges nach der Operation hinzukommende Entzündung mit den erforderlichen innerlichen und äusserlichen Mitteln behandelt, auch die Operation, im Fall daß durch sie noch nicht alle schwielichte Verhärtung gehoben seyn sollte, wiederholt werden müsse. — Wenn aus der Fistel etwa wildes Fleisch wächst, so läßt sich dasselbe mit austrocknenden und gelinde zusammenziehenden Mitteln, z. E. mit einer Auflösung des Augensteins (Lapis divinus) leicht wegschaffen. Jedoch muß man sich hüten, durch unvorsichtige Anwendung solcher Mittel etwa die neuen Fleischwärzgen mit zu zerstören.

Am schwersten sind die vollkommenen Hornhautfisteln, welche durch Krümmungen bis in die vordere Augenkammer dringen, und die unvollkommenen von aussen blinden zu heilen. Bey jenen muß man sich bey der Oefnung der Gänge, und der Wegschaffung der schwielichten Verhärtungen hüten, daß man nicht die ganze Hornhaut bis in die Tiefe zerschneide und eine grosse durchgehende Wunde mache. Oder läßt sich das nicht verhüten, so thut man besser, daß man suche, erst die Gänge und Höhlen zwischen den Blättchen der Hornhaut zu öfnen, zu reinigen und zu heilen, und auf solche Weise die Fistel in eine gerade und vollkommene zu verwandeln. — Bey diesen hingegen, oder den unvollkommenen und nach aussen zu verschlossenen Fisteln hat man auf zwey Umstände zu sehen, nemlich ob die Höhle zwischen den Blättchen der Hornhaut gerade, oder schief und gekrümmt bis zu ihrer innern Oefnung laufe. Im ersten Falle ist die Heilung etwas leichter, und mit grösserer Hofnung verbunden. Man macht über dem weissen oder gelblichten Flecke, welcher durch die vordern noch durchsichtigen

Hornhautblättchen durchscheint, und den Sitz der Höhle und ihrer inwendigen Oefnung anzeigt, mit der Nadel einen feinen Einschnitt so tief als es nöthig ist, rizt die Oefnung der Fistel behutsam wund, bringt den oben empfohlnen Balsam darauf, und legt den übrigen Verband an, wie beschrieben ist. Im zweyten Falle kann man wegen der doch immer erfolgenden schweren Zufälle, wenn man nichts dazu thut, zwar ebenfalls eine ähnliche Behandlung vornehmen, aber nur selten wird man sich einen glücklichen Erfolg davon versprechen dürfen. In dem einen so wohl als im andern wird man aber gar nichts unternehmen können, wenn der grösseste Theil der Hornhaut undurchsichtig ist, und man also den Lauf der Fistelhöhle und ihre Oefnung nicht erkennen kann.

Das lezte, worauf man bey der Heilung der Hornhautfisteln zu sehen hat, ist die Hervorbringung einer glatten und durchsichtigen Narbe. Je tiefer und mit je mehrern Gängen die Fistel versehen gewesen ist, und je mehr von der Substanz der Hornhaut verlohren gegangen ist, desto undurchsichtiger wird die Narbe werden, und je mehr sie die Pupille bedeckt, desto weniger wird das Thier mit dem Auge sehen können. Alle Bemühungen, die in solchen Fällen zurückbleibende weisse Narbe durchsichtig zu machen, sind vergeblich, und man muß zufrieden seyn, die Fistel geheilt, und schlimme Folgen abgewendet zu haben. Bey einer einfachen und nicht zu tiefen Fistel kann man sich allenfalls, besonders wenn das Thier noch jung ist, und gute Säfte hat, der in dem Artikel Augenflecken empfohlnen Mittel bedienen, um die Narbe hübsch glatt zu machen.

Hornhautflecken. Darüber ist im Artikel Augenfleck weitläuftig gehandelt.

Hornhautverletzung. Ob gleich das Auge der Thiere durch die Augenlieder, welche sich sogleich zuschliessen, so bald ein fremder Körper ihr nahe kommt, gegen äusserliche Verletzungen ziemlich gesichert ist, so ereignet es sich doch oft, daß die Hornhaut desselben durch hineinschlagende Gesträuche, oder Dornen, durch Peitschenhiebe, durch hineinfliegende Insecten und dergleichen, mehr oder weniger verwundet wird. Dergleichen Vorfälle verdienen die gröffeste Aufmerksamkeit des Landmanns, weil, wenn man nicht darauf achtet, nicht selten die gefährlichsten Augenübel daraus entstehen können, die hingegen alle, wenn gleich im Anfange dazu gethan wäre, vielleicht durch eine leichte Behandlung oder durch ein leichtes Mittel hätten abgewendet werden können. Er erkennt solche Verletzungen sehr bald aus dem häufigen Thränenabfluß, dem ungewöhnlichen Blinzeln des Thiers mit den Augenliedern, oder auch der völligen Verschlossenheit derselben. Betrachtet er das Auge alsdann genauer, so geben ihm die veränderte Farbe der Hornhaut, eine Vertiefung, ein Riß, oder wenn die Wunde gar durch die Hornhaut bis in die vordere Augenkammer gedrungen ist, der Ausfluß der wässerichten Feuchtigkeit, und das Einfallen oder Zusammenschrumpfen der Hornhaut weitere Auskunft.

So bald als man ein solches Uebel erkannt hat, muß man das Thier sogleich in einen dunkeln, kühlen, lüftigen und nicht mit scharfen Mistausdünstungen angefüllten Stall bringen, das Auge mit kaltem Wasser auswaschen, die etwa noch darinn befindlichen fremden Körper, Insecten oder dergleichen, herausschaffen, und dann fleissig kleine Bäuschgen mit Rosenwasser, verdünntem Goulardschen Bleywasser oder dergleichen befeuchtet auflegen, oder wenn schon stärkere Entzündung da ist, lauwarme Bähungen von einer Abkochung von Pappelkraut (Malva rotundifolia) und

dergleichen anwenden. Wird die Entzündung heftig, so werden nach Befinden der Umstände ein Aderlaß, der Gebrauch wirksamer innerlicher hizedämpfender Mittel, ja oft ein künstliches Geschwür, ein Haarseil oder dergleichen nothwendig.

Hornhautgeschwür. Ein Geschwür in der Hornhaut des Auges läßt sich die meiste Zeit leicht erkennen. Oft sind die kleinen Gefässe der weissen Augenhaut dabey stark mit Blut angefüllt, und das Thier kann wenig oder nichts sehen. Nur dann, wenn das Geschwür seinen Sitz auf der innern Oberfläche der Hornhaut hat, ist die Erkenntniß desselben schwerer. Hier behalten die vordern Hornhautblättchen gewöhnlich ihren natürlichen Glanz, daß man durch sie die innere vertiefte Oberfläche der Hornhaut sehen kann, welche weisse oder gelbliche Flecken hat. Zuweilen ist zugleich die wässerichte Feuchtigkeit in der vordern Augenkammer trübe, und das Gesicht des Thiers schwach und undeutlich.

Ihren Ursprung haben solche Geschwüre entweder von innerlichen, oder von äusserlichen Ursachen. Unter jenen sind scharfe Säfte, Versezungen von Krankheitsmaterien, zu starker Andrang des Bluts nach dem Kopfe, und Stockungen desselben die gewöhnlichsten. Zu diesen gehören alle Gewaltthätigkeiten, welche das Auge erlitten hat, und vorzüglich eine schlechte und fehlerhafte Behandlung einer Augenentzündung mit scharfen äzenden Mitteln.

Je neuer, je gutartiger, je mehr an der Oberfläche, und je entfernter vom Augenstern ein Hornhautgeschwür, und je jünger und gesunder das damit behaftete Thier ist, desto leichter und vollkommener läßt es sich heilen. Wird es unvorsichtig mit zusammenziehenden Mitteln behandelt, so greift es leicht weiter um sich, oder senkt sich tiefer, und verwandelt sich in eine Horn-

hautfistel, oder der Eiter durchfrißt die Hornhaut, so daß ein Vorfall des Augensterns, oder Traubenauge darauf folgt; oder die Hornhaut wächst mit der Regenbogenhaut zusammen, der Eiter ergießt sich über diese, und es entsteht eine Zusammenziehung, oder gänzliche Verschliessung des Sterns; oder der Eiter tritt wenigstens zwischen die Hornhaut und die Regenbogenhaut, und es wird ein Eiterauge daraus. Ist die innere Oberfläche der Augenlieder zugleich mit schwürig, und kann das Thier wegen der Empfindlichkeit des Auges es nicht öffnen, so wächst auch wohl die Hornhaut mit dem Augenliede zusammen. Oft wächst aus einem unreinen Hornhautgeschwüre entweder von selbst, oder durch den Misbrauch feuchter und fettiger Mittel schwammichtes Fleisch heraus. Ist das Geschwür krebsartig, so bleibt nichts übrig, als das Ausschneiden des Augapfels.

Zu einer gründlichen Kur dieses Uebels wird erfodert, daß man den Zufluß der Säfte nach dem Auge mässige, das Geschwür reinige und heile, eine gute durchsichtige Narbe befördere, und alle schlimme Zufälle, den Vorfall des Augensterns, eine Hornhautfistel u. s. w. abwende. Man muß daher die Unreinigkeiten, und etwanigen ins Auge gekommenen fremden Körper wegschaffen, die Geschwüre öfnen, und den Zufluß der Säfte, nach Befinden der Umstände durch reizende Klistire, Abführungsmittel, und künstliche Geschwüre, besonders Haarseile von dem Auge ableiten. Ausserdem ist es nöthig, wenn eine innerliche Ursache daran Schuld ist, dieselbe aufzusuchen, und durch den Gebrauch dienlicher Mittel zu heben. (Man sehe den Artikel Geschwür.)

Was die Reinigung des Geschwürs betrift, so muß man vor allen Dingen die im Auge noch vorhandenen Stockungen der Säfte auflösen und zertheilen. Dazu bedient man sich einer Auflösung des Augensteins, welcher Safran, mit Mandeln abgeriebener Campher und dergleichen beygemischt ist. (Man sehe auch den Artikel

Augenentzündung.) Ferner muß man die Schärfe der ausfliessenden Materie einhüllen und stumpf machen, wozu man Pulver, Salben und Augenwasser aus Tutie, Arabischem Gummi, Quittenkernschleim, Eyweiß, warmer Milch, Eyeröl, Rosenwasser und mehr dergleichen Mittel gebrauchen kann. Wenn man eins von diesen Mitteln gehörig in das Auge gebracht hat, so muß man die Augenlieder sogleich zubinden, und nach einiger Zeit das Auge mit einem lauwarmen erweichenden Mittel, z. E. mit einer Abkochung von Pappelkraut (Malva rotundifolia) wieder auswaschen. Man wiederholt dieses täglich einigemal, und fährt so lange damit fort, bis sich die Schärfe gelegt hat. Um den Eiter und andere Unreinigkeiten auszuspülen, wendet man eine Abkochung von Wermuth, Odermennig (Agrimonia Eupatorium) Salbeykraut, und Johanniskrautblumen (Hypericum perforatum) in Wasser oder Kalkwasser an, und darauf eine reinigende Augensalbe. — Wenn das Geschwür tief, und die daraus fliessende Jauche scharf ist, so muß man mit dem Gebrauche der reinigenden Mittel vorsichtig seyn, um die Schärfe nicht zu vermehren, mit gelinden anfangen, und erst nach und nach schärfere wählen. Auch darf man, wenn man schärfere angewandt hat, dieselben nicht zu lange auf die Hornhaut und den Augapfel wirken lassen, sondern muß sie bald wieder herausschaffen.

Nachdem das Geschwür nun gehörig gereinigt ist, so befördert man die Heilung mit Eyweiß, Armenischem Bolus, Arabischem Gummi, Myrrhen, Tutiensalbe und dergleichen Mitteln. Man sehe auch den Artikel Eiterauge. Auch folgendes Pulver ins Auge geblasen wird zum Austrocknen und Heilen sehr empfohlen. Man nehme das Weisse von einigen Eyern, lasse es in einem zinnernen Gefässe an der Sonne austrocknen, reibe es alsdann zu Pulver, und thue eben so viel feinen weissen Zucker dazu. — Ueber die Narbe, welche nach einem

solchen Geschwüre zuweilen auf der Hornhaut zurück bleibt, sehe man den Artikel Augenfleck nach. — Dem Augenstervorfall beugt man vor durch stärkende und gelinde anhaltende Mittel, auch durch Einbringung eines Stückgens Goldschlägerblase unmittelbar auf den leidenden Ort, worüber man einen ausgehöhlten Deckel von feinem Horn legt, die Augenlieder schließt, und alles mit einer lockern Binde befestigt (Man sehe Hornhautfistel). Auf eben die Weise kann auch das Zusammenwachsen der Hornhaut mit dem Augenliede verhütet werden, besonders wenn man in Stückgen Goldschlägerblase mit einer ölichten Salbe bestrichen bey jedem Verbande zwischen das Auge und das Augenlied legt.

Hornkluft. Man sehe den Artikel Hornspalt.

Hornsohlenbeule ist eine Geschwulst, die man zuweilen an den Füssen der Pferde, besonders an den Vorderfüssen, mehr auf der inwendigen, als auf der auswendigen Seite wahrnimmt. Sie entsteht von einem ungeschickten Beschlage, wenn nemlich die Wände des Hufs dadurch gewaltsam zusammen gezogen werden. Das Hufbein wird dadurch so stark gedruckt, daß seine rundlich ausgehöhlte Fläche herausgetrieben wird, nach und nach eine Erhabenheit bekommt, welche sie auch der Hornsohle mittheilt. Die Heilung dieses Uebels, wenn es einmal da ist, möchte wohl schwer zu bewirken seyn. Das einzige, was man thun kann, um zu verhüten, daß die herausgetretene Sohle nicht gedruckt werde, besteht darinn, daß man das Eisen an der Stelle, wo es auf die Beule zu liegen kommt, hohl richte.

Hornsohlenquetschung. Die Hornsohle eines beschlagenen Pferdes kann entweder von

dem Eisen selbst, wenn dasselbe nicht gehörig hohl gerichtet ist, gequetscht werden, oder durch einen Kieselstein, der sich zwischen das Eisen geklemmt hat, oder auch durch Koth und kleine Steinchen, welche sich unter dasselbe begeben, und festgesezt haben. Das Thier hinkt davon, und wenn man seinen Fuß zeitig untersucht, so wird man das Uebel leicht finden, und ihm abhelfen können. Ist das Eisen daran Schuld, so muß man es mit einem besser zugerichteten vertauschen. Rührt es aber davon her, daß sich zwischen dem Eisen und der Hornsohle kleine Steinchen oder Grand befinden, wodurch die Sohle gedrückt wird, so liegt der Fehler am zu starken Auswirken beym Beschlagen. Man muß daher das Eisen abreissen, die fremden Körper, die den Druck verursachen, wegschaffen, und dem Hufe durch einen feuchten Einschlag (man sehe Hufeinschlag) Nahrung geben, und ihn bey dem nachherigen neuen Beschlage nicht auswirken. Wennsich aber schon Eiter erzeugt hat, so verbinde man das Geschwür mit Terpenthin.

Hornspalt, Hornkluft. Hierunter versteht man das Uebel, wenn die Wand des Hufs der Pferde, Esel oder Mauleſel, oder der Klauen der übrigen Thiere der Länge oder Quere nach aufgeborsten ist, obgleich Einige zwischen beyden Benennungen einen Unterschied machen, und es Hornspalt nennen wollen, wenn der Riß der Länge nach, hingegen Hornkluft, wenn er in die Quere geht. Ist er ganz flach, und dringt er nicht tiefer, als durch die Oberfläche der Wand, so heißt man ihn einen Hornriß oder auch Haarriß. Am häufigsten trift man die der Länge nach gehenden Hornspalten an, sie mögen nun von der Krone an unterwärts, oder vom Hufeisen an aufwärts, oder durch die ganze Länge des Hufs von der Krone bis unten zum Hufeisen gehen. Sie sind seltener an den Hinterfüssen, als an den Vorderfüssen, seltener an der auswendigen Wand

des Hufs, als an der inwendigen. Die Ursache von jenem ist, daß die Thiere mit den Hinterfüssen gewöhnlich im Miste und im Nassen stehen, und folglich der Huf daran nicht so spröde, als an den Vorderfüssen ist; und von diesem, daß nicht allein die auswendige Wand des Hufs dicker und stärker ist, als die inwendige, sondern auch daß leztere leichter durch das Treten von dem andern Fusse verlezt werden kann. Wenn ein Hornspalt sich vorne auf dem Hufe befindet, von der Zehe nach der Krone aufwärts geht, und weit auseinander steht, so nennt man das Uebel einen Ochsenspalt, oder Ochsenhuf.

Ein Hornspalt entsteht nur dann, wenn die Hornwand ungewöhnlich trocken und dünn ist, und insgemein giebt ein Fehler beym Beschlagen die erste Veranlassung dazu. Wenn der Hufschmidt die Hornsohle zu stark auswirkt, die Ecken tief, und nebst der Hornsohle auch die innere Eckwand wegschneidet, dazu noch die Hornwand abraspelt, und dieselbe so der festesten und dichtesten Hornplatten beraubt, so kann es sehr leicht geschehen, daß die dünn geraspelte Hornwand zu trocken und spröde werde, und durch den Druck des Hufeisens gegen die Tracht von einander berste. Eben so kann auch ein zu langes Hufeisen, welches viel stärker hinten gegen die Tracht drückt, als ein kurzes, oder auch ein in der Gegend der Hauptnagellöcher zu schwaches Eisen, das sich nach der Tracht hin krumm biegt, Schuld an der Entstehung dieses Uebels seyn. Der Spalt nimmt immer diejenige Richtung, welche die Hornröhrchen haben, und geht daher nicht gerade, sondern schief nach hinten zu durch die Hornwand bis zur Fleischwand. Nicht selten geben aber auch ursprüngliche Fehler des Hufs zu der Entstehung des Hornspalts Anlaß, z. E. eine zu grosse Sprödigkeit des Hufs, der Zwanghuf u. s. w.

Es mag der Hornspalt oben beym Saume oder unten am Hufe seinen Anfang nehmen, und nach und

nach unter- oder aufwärts weiter reissen, oder in der Mitte des Hufs entstehen, und sich so wohl auf- als unterwärts verlängern, so wird derselbe beym Gehen des Thiers durch jeden Tritt weiter auseinander getrieben, so daß zulezt gar Blut herausfließt, oder ein speckichtes wildes Fleisch hervorwächst. Oder es dringt Gassenkoth, Sand oder dergleichen in den Spalt hinein, und begiebt sich inwendig hinter die Wand. Das Thier leidet daran nicht allein grosse Schmerzen, und wird genöthigt zu hinken, sondern es können auch sehr leicht Entzündung und Eiterung, oder ein unheilbares Geschwür im Fusse daraus entstehen. Bey alten Thieren ist die Heilung immer viel schwerer, als bey jungen, weil bey jenen das Horn am Hufe nicht mehr so geschwind und stark wiederwächst, als bey diesen. Auch pflegt das Uebel, nachdem es einmal da gewesen ist, durch die geringste Veranlassung leicht wieder zu kommen, wenn es auch noch so gut geheilt war. Uebrigens sind die Hornspalten desto schwerer zu heilen, je grösser sie sind, je tiefer sie von der Oberfläche der Hornwand hineindringen, und je weiter sie sich nach vorne zu befinden.

Da ein Hornspalt nicht anders wieder heilen kann, als durch das Nachwachsen des Horns in ihm, welches die entstandene Lücke verschliesse, so sieht man leicht ein, wie ungereimt das Verfahren derjenigen sey, welche sie mit scharfen äzenden Mitteln, oder gar durch Brennen mit einem S förmigen glühenden Eisen heilen wollen. Denn durch beyde Verfahrungsarten wird das Horn nur noch mehr ausgetrocknet, und statt geschmeidiger, vielmehr spröder und brüchiger gemacht. Ja es kann dadurch so wohl das Uebel noch vergrössert, als auch unnöthiger Weise Entzündung und Eiterung hervorgebracht werden.

Eine vernünftige Heilung erfodert, daß man nicht allein das Nachwachsen von neuem jungen Horn

befördere, sondern auch dafür sorge, daß das nachgewachsene Horn nicht wiederum aufreisse. Lezteres zu bewirken, muß für den Fuß, woran sich der Hornspalt befindet, ein zweckmässiger Beschlag angewandt werden. Dieser besteht darinn, daß man der Hornsohle überall, aber insbesondere in der Ecke beym Hornspalt, ihre Stärke läßt, und die Tracht von der Gegend an, wo sich der Spalt unten im Horn endigt, bis nach dem Ballen hin so hinunterschneidet, daß das Hufeisen nicht dagegen drücken kann. Alsdann muß ein für diesen Fall besonders zugerichtetes Eisen untergeschlagen werden. Dieses kann auf zweyerley Art zugerichtet werden. Entweder das Eisen bekommt auf der Seite, wo der Hornspalt ist, einen Nebenstollen, welcher gerade unter demselben zu stehen komme, oder man läßt es an der Seite, wo der Spalt ist, so kurz weghauen, daß das Eisen nur eines Fingers breit über denselben hinreiche, und giebt ihm daselbst keinen Stollen. Die andere Seite hingegen versieht man mit einem Stollen, wenn der Boden, worauf das Thier gehen muß, und der Dienst, den es leisten soll, es nöthig machen, widrigenfalls man ihm dort auch weglassen kann. Durch einen solchen Beschlag erhält man den Vortheil, daß die Wand des Hufs hinter dem Spalt beym Gehen des Thiers nicht von dem Eisen gedrückt, dieselbe nicht aufwärts gebogen, und folglich das weitere Voneinanderreissen des Spalts vermieden werde. Da aber die niedergeschnittene Wand bald wieder wächst, und sich dem Eisen nähert, so muß es nach drey Wochen wieder vom Fusse abgenommen, die Tracht wie oben von neuem niedergeschnitten, das Eisen in die alten Löcher wieder aufgenagelt, und dieses alle drey Wochen wiederholt werden, bis der Spalt völlig ausgewachsen, und die Wand wieder ganz ist.

Um das Nachwachsen von neuem jungen Horn in dem Spalt zu bewirken, schneide man mit einem

scharfen Hornmesser die Ränder desselben behutsam und nach und nach aus, damit sie ganz dünn werden. Hiedurch wird nicht allein das Klemmen des Hornfleischs, sondern auch der heftigste Schmerz gehoben, und das Herauswachsen von wildem Fleisch verhütet. Ist schon wirklich zwischen dem Hornspalt etwas von der Fleischwand hervorgekommen, so thut man am besten dieses mit einem scharfen Bistouri wegzuschneiden. Nachdem dieses alles gehörig besorgt ist, so muß um den Fuß ein orientalischer Verband angelegt werden. Man bestreiche daher die Stelle, wo hervorgedrungenes Hornfleisch weggeschnitten ist, vermittelst einer Feder oder eines Pinsels mit der Essenz der runden Osterluceywurzel (Aristolochia rotunda), schmiere den ganzen Hornspalt und das Horn der zerbrochenen Wand mit einer aus Terpenthin, Wachs und Schweinschmalz von jedem zu acht Loth und Leinöl zu zwölf Loth bereiteten Salbe ein und lege darüber bis oben über den Saum und unten über die Hornsohle einen Einschlag von sechs zerstossenen Zwiebeln, einem halben Pfunde Schweineschmalz und eben so viel Leinölkuchen mit einer hinlänglichen Menge Bier zu einem Brey gemacht. Man wiederhole diesen Verband täglich einmal, bis die Wunde ausgetrocknet ist, und nicht mehr eitert. Hernach ist es genug, bloß den Spalt mit der obenbeschriebenen Salbe zu bestreichen.

Wenn von dem in den Hornspalt hineingedrungenen und sich hinter der Hornwand zwischen der Fleischsohle festgesezten Koth oder Sand Entzündung und Eiterung der Fleischwand entstanden ist, so dringt der Eiter, wenn ihm nicht zeitig ein Ausfluß verschafft wird, hinter dem Horne bis oben zum Saume hinauf, oder er senkt sich bis zur Sohle hinunter, und kann einen sehr bösartigen Hufschaden zur Folge haben. In diesem Falle muß man den Spalt mit einem Hakenmesser gehörig erweitern, um die Wunde reinigen zu können. Hat sich

der Eiter schon bis zur Hornsohle hinuntergesenkt, so muß auch dadurch eine hinlängliche Oefnung gemacht werden, durch welche er frey ausfliessen kann. Darauf wird die Wunde täglich einmal mit Osterluceywurzel-Essenz verbunden und mit Flachs bedeckt, bis sie nicht mehr eitert; und zulezt bloß, mit der obigen Salbe bis zur völligen Heilung bedeckt erhalten. — Zuweilen entzündet sich die Fleischwand unter dem Hornspalt dadurch, daß der Spalt beym Gehen des Thiers sich bald erweitert, bald wieder verengert. Man erkennt dieses leicht an der grössern Hitze der innern Wand des Hufs, und dem stärkern Hinken des Thiers. Diese Entzündung zertheilt sich oft noch durch den Gebrauch folgender Mittel. Man bestreiche die Hornwand täglich einmal mit einer Salbe aus gleichen Theilen Arcäusbalsam und Basilicumsalbe, und lege um den Huf, besonders um die Krone fleissig einen Lappen mit einer Auflösung von vier Loth Salmiac in einem Quartier Essig befeuchtet. Wenn aber darauf in wenigstens vier und zwanzig Stunden einige Besserung erfolgt, so muß man argwöhnen, daß sich Eiter hinter dem Spalt erzeuge. Alsdann wird es nöthig, denselben zu erweitern, und die vorhin beschriebenen Mittel anzuwenden. — Wenn bey einer hinter dem Hornspalt verborgenen Eiterung der Seitenknorpel des Hufbeins von dem Eiter angefressen ist, welches man aus dem starken Eiterausflusse, aus der Geschwulst an der Krone, und durch Hülfe der Sonde leicht erkennen kann, so darf man sich mit der Heilung des Hornspalts nicht länger mehr aufhalten, sondern muß sogleich zur Operation der Knorpelfistel schreiten, und zu dem Ende das ganze Horn an dem einen Rande des Hornspalts bis an das Ende der Ferse wegnehmen. Man sehe den Artikel Hornfistel.

Ein in die Quere gehender Hornspalt, oder die von Einigen so genannte Hornkluft ist gewöhnlich eine Folge von der Abtrennung des Horns

von der Haut oben beym Saume, die entweder durch einen Tritt auf die Krone, oder durch ein Geschwür nach dem Vernageln, oder von anderer Ursache hervorgebracht worden ist. Eine solche Trennung vereinigt sich nicht wieder, sondern bleibt so lange sichtbar, bis sie nach und nach heruntergewachsen ist. Es kann daraus weiter kein Uebel entstehen, als daß sich Koth und Sand in dieselbe begiebt, welcher sich bis zur Fleischsohle hinunterzusenken, daselbst Schmerzen zu verursachen, oder wohl gar ein Geschwür zu erzeugen pflegt. Um solchen übeln Folgen vorzubeugen, schneide man den untern Rand der Hornkluft so weit weg, daß sich kein Koth darhinter ansammeln könne, und erhalte die Grube beständig mit der oben beschriebenen Salbe aus Terpenthin, Wachs, Schmalz und Oel angefüllt. Ist aber schon ein Geschwür da, so muß man den Spalt so viel erweitern, daß es gehörig gereinigt werden könne, die Wunde einige Tage mit der Salbe aus gleichen Theilen Arcäusbalsam und Basilicumsalbe, hernach mit Myrrhen und Aloeessenz so lange verbinden, bis sie geheilt ist, und dann endlich wie oben den Spalt mit der erwähnten Salbe bedeckt erhalten.

Ein Ochsenspalt ist unheilbar. Alles, was man dabey thun kann, besteht darinn, daß man das Uebel durch einen besondern Beschlag etwas mindere. Man sehe den Artikel Ochsenhuf.

Hornviehseuche. Diese gefährliche und so tödliche Krankheit unter dem Hornvieh, welche durch Ansteckung entsteht, und durch sie einzig und allein immer weiter verbreitet wird, wenn man nicht schleunige Maaßregeln dagegen nimmt, wird häufig mit verschiedenen andern Rindviehkrankheiten, z. E. der Löserdürre, der Ruhr, der Uebergalle u. s. w. verwechselt, von denen sie doch ganz und gar verschieden ist, wenn sie gleich ein oder anderes Symptom mit ihnen gemein hat.

Ihr passendster Name ist wahre Rindviehpest, und ihre Natur gänzliche Abspannung der Lebenskräfte, und Neigung aller Säfte zur schnellen Fäulung.

Sie mag so geschwind tödten als sie wolle, so wird man bey aufmerksamer Beobachtung doch drey besondere Zeiträume an ihr wahrnehmen, nemlich der Ansteckung, des Ausbruchs, und des weitern Verlaufs. Die Kennzeichen des ersten Zeitraums oder der geschehenen Ansteckung sind folgende: Eckel gegen Futter und Trank. Dieser Eckel ist nicht anhalten, er geht vorüber, und die Thiere verliehren erst die ganze Freßlust, wenn die Krankheit schon ausgebrochen, oder dem Ausbruche sehr nahe ist. Sparsamer Abgang von vertrocknetem Mist. So genannte Dürrwarzen im Maule. Ein kleiner schneller Puls. Man fühlt ihn an der äussern Kinnpulsader unter dem grossen Ganaschenwinkel. Im gesunden Zustande zählt man bey dem Hornvieh fünf und dreissig bis vierzig Schläge in einer Minute, hier funfzig ja wohl sechzig. Ungleiche wechselnde Wärme. Die Hörner und die Ohren eines angesteckten Thiers sind bald ganz, bald nur zum Theil, jezt kalt, jezt warm anzufühlen. Auch auf der Haut des Thiers bemerkt man diese Abwechselung. Leichtes Hüsteln. — Wenn ein Stück diese Zeichen äussert, wenn etwa oben drein im Orte schon irgend ein anderes Stück crepirt, oder dieser Zeichen wegen geschlachtet worden ist, so darf man in wenigen Tagen dem Ausbruche der Seuche entgegen sehen. — Bey Thieren, welche in diesem Zeitraume todtgeschlagen und geöfnet werden, findet man die Eingeweide, und was wohl zu merken ist, die Gallenblase in ihrer natürlichen Beschaffenheit und Gestalt. Nur die vier Magen und die Gedärme haben etwas widernatürliches an sich, indem sie wie ausgewaschen aussehen. Die Galle ist dünner, wässerichter; das Blut, das man vor dem Todtschlagen aus der Ader läßt, ist schwarz,

und kann nicht zum Gerinnen gebracht werden, sondern bleibt wie eine wässerichte Sulze, halb flüssig.

Wenn ein angestecktes Thier in diesem ersten Zeitraume aus Unachtsamkeit sich selbst überlassen wird, so erfolgt in wenigen Tagen der Ausbruch der Krankheit. Dieser Zeitraum beginnt mit einem starken Fieber, wovon das Thier meistens gegen Abend befallen wird, und die Kennzeichen davon sind folgende: Kälte der Ohren, Hörner und Gliedmassen; Zittern des ganzen Leibes, und vorzüglich der Hinterschenkel; Sträubung der Haare; Zähneknirschen; Schütteln des Kopfs; Unwillkürliches Aufstossen aus dem Magen. Dieser Zustand des Frosts dauert eine, auch mehrere Stunden. Hierauf folgt die Hitze, und das kranke Thier legt sich auf die Streu nieder, athmet geschwind, ängstlich. Die Hitze läßt sich an den Hörnern und Ohren fühlen, besonders aber durch den Puls messen, der nicht selten bis auf fünf und achtzig bis neunzig mal in einer Minute schlägt. Von nun an ist der Zustand des Thiers äusserst gefährlich, und die Krankheit nimmt beynahe von Stunde zu Stunde an Heftigkeit zu. Es steht nun gänzlich von Futter und Tranke ab. Bey Kühen verliert sich die Milch; Tragende verwerfen, oder bringen ein todtes Kalb. Der Mist ist trocken, und geht wie der Harn mit Schmerzen ab. Deswegen steht das Thier mit den hintern Füssen nach vorne, krümmt sein Rückgrad in Form eines Buckels, und spielt abwechselnd mit seinem Schweife. Die Augen werden trübe, und fangen an, zu laufen; eben so die Nase. Die Zähne werden locker, und der Athem übelriechend. Das Thier gibt durch sein ganzes Betragen zu erkennen, daß es Schmerzen habe; vorzüglich kann es nicht vertragen, daß man ihm mit der Hand vor- oder rückwärts das Rückgrad streiche; es zieht dasselbe sogleich ein, um sich dadurch dem Schmerze zu entziehen. — Werden Thiere in diesem Zeitraume todtgeschlagen, so haben ihre Eingeweide schon mehrere

Merkmahle der Krankheit; die Gallenblase ist grösser, als im natürlichen Zustande; die Galle selbst ist aufgelöst und übelriechend. Der Löser enthält aber weit öfter angefeuchtetes, als trockenes Futter.

So böse der Zustand des kranken Thiers bis jezt war, so verschlimmert er sich in dem dritten Zeitraume doch noch immer mehr. Denn nebst dem, daß die oben erzählten Krankheitszufälle an Heftigkeit zunehmen, kommen auch noch neue hinzu. Diese sind: Bösartige Bräune; die sogenannten Dörrwarzen gehen in Geschwüre über, und verbreiten sich auf der Zunge, am Gaumen, und im Schlunde. Daher wird der Athem des Thiers äusserst stinkend, und das Hinunterschlingen sehr schmerzhaft, beynahe unmöglich. Das Athmen wird geschwinder, und das Thier ächzt. Geschwülste unter der Haut. Sie entstehen an verschiedenen Orten des Körpers, enthalten eine jauchichte Feuchtigkeit, oder auch nur Luft. Im leztern Falle rauscht die Haut an der geschwollenen Stelle, wie gespanntes Pergament. Aufschwellen des Hinterleibes mit Gepolter; und endlich ein gallicht wässerichter oft mit Blut vermischter, äusserst stinkender Durchfall. Ist dieser eingetreten, so fällt der Hinterleib des Thiers plözlich zusammen, und es steht ganz eingefallen und wie platt gedrückt da. — Wann es erst einmahl so weit mit ihm gekommen ist, so ist grössestentheils weder seine Natur, noch die Kunst im Stande, es zu retten; und es geht am vierten, fünften oder höchstens sechsten Tage verlohren. Unterdessen geschieht es doch zuweilen, daß an eben diesen Tagen der Durchfall sich mindert, eine gleiche Wärme sich über den ganzen Körper des Thiers ausbreitet, und auf der Haut desselben eine beträchtliche, oder mehrere kleinere Geschwülste erscheinen; diese Erscheinung ist von guter Vorbedeutung. Das Thier überlebt den neunten, und geneset am zwölften Tage. — Dieser dritte und lezte Zeitraum macht grosse Zerstörungen in den Eingeweiden

des Thiers. Man findet im Hinterleibe durchgehends, oft in der Brust, ja so gar auch im Gehirne und im Rückgrad übelriechendes Wasser. Die Galle ist aufgelöst, scharf riechend, macht einen Bodensatz, und beträgt bey erwachsenen Stücken meistentheils mehr als ein halbes Maaß oder Quartier. Der erste Magen ist mit einer Pestluft angefüllt, und seine innere Haut bräuner als gewöhnlich; auch läßt sie sich, wenn man mit dem Messer leise darüber wegfährt, leicht ablösen. Diesen nemlichen Fehler findet man auch in den übrigen drey Magen und den kleinen Gedärmen; überall ist die innere Haut misfarbig und los. Das Fett an den Nieren, am Netz und Gekröse ist einem gelben Wasser ähnlich. Die innere Haut der Luftröhre ist meistens röthlich, die Höhlung selbst mit einem übelriechenden weissen Schaume angefüllt. In das Zellengewebe findet man an verschiedenen Orten Blut ausgetreten, wodurch Flecken gebildet werden, welche Brandflecken gleichen. Daher kommt es, daß die ganze innere Seite des vierten Magens und des Darmcanals brandig aussieht; daher kommt es, daß Manche die Lungen als entzündet angesehen, und so die Krankheit verkannt haben. So gar in den Häuten der grössesten Gefässe ist dieser Eintritt des Bluts in das Zellengewebe bemerklich. Das Herz ist blaß, schlaff, bleich; das Gehirn weich; das Mark schmierig, und das Fleisch schwammicht. Sehr oft liegen Brandflecken sogleich unter der Haut, vorzüglich nach der Länge des Rückgrads hin.

Die Entstehung dieser Rindviehpest geschieht, wie ich schon oben gesagt habe, durch die Fortpflanzung des ihr eigenen Ansteckungsstofs, und ganz allein durch diese Ansteckung wird sie dem gesunden Thiere mitgetheilt, so daß sie sich, ohne die geringste Beziehung auf die Beschaffenheit des Orts und der Zeit nicht nur auf ganze Ställe, und ganze Heerden, sondern selbst auf ganze und

mehrere Länder verbreitet, die eine offenbar verschiedene Lage haben.

Was ihre Tödlichkeit anbetrift, so ist sie, obgleich die Krankheit übrigens in den wesentlichsten Umständen in allen Ländern, bey allen Seuchen, zu allen Jahrszeiten und bey Thieren von jedem Alter sich immer gleichartig zeigt, doch nicht allzeit gleich groß. Allgemein zeigt sie sich tödlicher das erstemal, da sie eine Gegend heimsucht. Als sie vor einigen hundert Jahren zuerst nach Europa kam, so entgieng unter hundert damit befallenen Thieren kaum eins dem Tode. In den folgenden Seuchen wurde sie minder bösartig, so daß zulezt von Hundert wohl sechs, acht, ja zehn Stücke am Leben erhalten wurden. Auch ist ihr Verlauf nicht in jeder Seuche gleich schnell. Ehemals stürzten viele Thiere gleich denselben Tag, da man die geschehene Ansteckung an ihnen wahrnahm. Jezt steht das kranke Vieh im allgemeinen länger, ehe es stürzt, oder geneset. In einigen Seuchen leidet das kranke Thier mehr Schmerzen und stöhnt stärker, als in andern. Zuweilen ist die Krankheit im Anfange der Seuche heftiger, und wird gegen das Ende derselben gelinder; zuweilen verhält es sich gerade umgekehrt. Gewisse Jahrszeiten und Witterungen, insonderheit starke Kälte und starke Hitze machen die Krankheit heftiger und bösartiger, als wenn die Luft kühl und gelinde ist. Die Ansteckung verbreitet sich im Winter leichter und schneller, als im warmen Sommer, wahrscheinlich weil der Ansteckungsstof in der Wärme leichter verfliegt, und nicht so gut von Menschen und Thieren umher getragen werden kann. Trächtiges Vieh und Kälber unter einem Jahre werden geschwinder angesteckt als junges Vieh von zwey bis vier Jahren. Dieses, es sey trächtig, oder nicht trächtig übersteht sie leichter, als altes, sechs, acht und mehr jähriges; leichtes und mageres leichter als grosses und fettes; Ochsen und besonders Stiere leichter als Kühe. Je näher

Kühe ihrer Kalbezeit sind, desto grösser ist die Gefahr des Todes bey ihnen, wenn sie von der Krankheit ergriffen werden; verwerfen sie aber, so wird dadurch öfters ihr Leben gerettet.

Man will aus der Erfahrung wissen, daß ein Stück Rindvieh, welches die Krankheit einmal überstanden hat, weder in derselben, noch in einer folgenden Hornviehseuche je zum zweytenmal davon befallen werde; wenigstens giebt es noch kein zuverlässiges Beyspiel, welches das Gegentheil bewiese. Ja, es soll so gar Vieh, das von Kühen und Ochsen abstammt, die bey einer vorhergegangenen Seuche mit dem Leben davon gekommen sind, weit leichter die Krankheit überstehen, als Vieh, das von nie krank gewesenen gefallen ist; so wie auch leichter, als das von ausgeseuchten Kühen aber nicht krank gewesenen Bullen gefallene. Hieraus hat man den Schluß machen wollen, daß in dem Körper des Rindviehs eine gewisse Anlage zu dieser Krankheit vorhanden seyn müsse, und so bald solche ihm benommen sey, es nicht von der Krankheit mehr befallen werden könne. Und so ist man denn darauf verfallen, zur Abwendung und Ausrottung der Hornviehpest die Einimpfung zu empfehlen. Es sind auch Versuche genug damit gemacht worden. Allein der Erfolg derselben zeigte nicht, daß sie ein sicheres und allgemeines Verwahrungsmittel gegen die Seuche abgeben könnte. Vielmehr ist und bleibt sie, eben so wie die Einimpfung der Menschenpest ein gefahrvolles und trügliches Hülfsmittel, wodurch die Seuche, anstatt ausgerottet zu werden, eher weiter verbreitet, gefährlicher und verheerender gemacht werden kann. Das wirksamste und sicherste Mittel, ihre weitere Verbreitung zu verhüten, so bald als sie sich in einer Gegend zeigt, besteht noch immer in der Sperrung der Gegend und dem Todschlagen und Verscharren des damit behafteten Viehs. Man hat dazu in den meisten Ländern die

besten Policeyveranstaltungen, von denen zu reden hier der Ort nicht ist. Der strengsten Befolgung derselben haben wir es gewiß grossentheils mit zu verdanken, daß die Rindviehpest jezt nicht mehr so häufig und so fürchterlich wüthet, als bey und nicht lange nach ihrer ersten Erscheinung in Teutschland.

Die Kur der Krankheit durch Arzneyen hat ihre grossen Schwierigkeiten, wenigstens wenn sie schon einen hohen Grad erreicht hat. Denn so bald als bey dem Rindvieh das Wiederkauen aufhört, wird das Futter im ersten Magen hart, und verstopft diesen so, daß beynahe aller Durchgang versperrt ist. Die Arzneymittel, welche man ihm während der Krankheit eingiebt, wenn es nicht mehr wiederkauet, müssen also meistens in dem ersten Magen liegen bleiben, und es wird nur wenig davon in die folgenden gelangen. Dazu kommt, daß der Panzen eine so grosse Menge Futter und Wasser enthält, daß die Arzneyen darinn gleichsam unverändert bleiben, und ihre Wirkung verlieren. Aller dieser Schwierigkeiten ungeachtet ist es jedoch nicht rathsam, es der Krankheit ganz zu überlassen, ohne Mittel dagegen anzuwenden, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie, wenn sie nicht gar zu bösartig war, doch oft noch durch sie glücklich überwunden worden ist. Aber eben daraus ist auch leicht einzusehen, daß je früher man dieselben anwendet, man sich desto sicherer einen guten Erfolg von ihnen versprechen könne.

Da die Natur der Krankheit, wie ich oben gesagt habe, in einem mehr oder weniger grossen Verlust der Lebenskräfte, und einer Neigung der Säfte zur Fäulung besteht, so würde eine schwächende Kurart durch Purgiren, Aderlassen u. s. w. mehr Schaden als Nuzen stiften, und zu weiter nichts dienen, als das Vieh seinem Untergange nur desto näher zu bringen. So bald sich also die oben beschriebenen Kennzeichen des ersten Zeitraums, oder der geschehenen Ansteckung

bey einem Thiere äussern, muß demselben nur ein Drittel seines gewöhnlichen Futters gereicht, und es, damit dieser Abgang dennoch wieder mit Vortheil ersezt werde, mit einem stark gekochten Gersten- oder Leinsaamendecocte, das mit Essig gesäuert ist, oft getränkt werden. Man ziehe ihm vorne am Triel, oder Halslappen ein mit Spanischfliegentinctur befeuchtetes Haarseil, lasse es drey Wochen lang liegen, und reinige das Geschwür täglich zweymal. Sollte die Geschwulst davon beträchtlich groß werden, welches man sich ganz lieb seyn lassen kann, so muß man sie mit dem Aderlaßeisen oder mit einer Lanzette mehrmals öfnen, und die dadurch gemachten Wunden mit Basiliconsalbe einschmieren. Man gebe ihm alle Morgen von einem Pulver aus Angelica, (Angelica Archangelica) und Enzianwurzeln (Gentiana lutea) von jedem ein Pfund, Rhabarber ein halbes Pfund, und reinem Weinstein anderthalb Pfund, zwey Löffel voll in einem Quartier lauwarmen Wassers ein, und lege ihm gleich darauf einen Kauprügel, der an beyden Enden mit Schnüren an den Hörnern des Thiers befestigt werde, eine halbe Stunde lang ins Maul. Hierauf wasche man ihm das Maul sorgfältig mit folgendem Mittel aus. Man nehme eine Handvoll rohe Gerste, koche sie in einem Quartier Wasser bis sie aufspringt, seihe die Flüssigkeit durch, und löse darinn ein Loth Alaun und einige Löffel voll Honig auf. Nachdem dieses geschehen ist, so kann es eine Stunde darauf ein mässiges Futter bekommen. Jeden Abend gebe man ihm von einer Mischung aus stinkendem Asand zu acht Loth, Arabischem Gummi und Campher in Weingeist aufgelöst von jedem zu vier Loth und zwey Quartieren guten Weinessigs, wohl umgeschüttelt, acht bis zehn Löffel voll ein, lege wieder den Kauprügel eine halbe Stunde lang an, wasche eben so wie den Morgen das Maul aus, und reiche ihm eine Stunde darnach wieder ein mässiges

Futter.

Futter. Dabey versäume man nicht das fleissige Striegeln des Thiers, tägliches Uebergiessen oder Abwaschen desselben mit kaltem Wasser und die Sorge für die Reinlichkeit des Stalls.

Wenn nach einiger Zeit die oben aufgezählten Kennzeichen der Ansteckung verschwinden, so mag man das Vieh als gesund ansehen, und diese beschriebene Kurart allmählig aber ja nicht auf einmal aufgeben. Wie viele Tage nöthig seyn, um ein angestecktes Thier wieder herzustellen, läßt sich nicht genau bestimmen. Die Erfahrung hat aber bewiesen, daß sie acht Tage lang fortgesezt hinreichend sey, ein noch nicht wirklich angestecktes Thier gegen die Ansteckung zu verwahren und sicher zu stellen, besonders wenn die verordneten Arzneymittel auch noch in der Folge die Woche ein bis zweymal gegeben werden.

In dem zweyten Zeitraume der Krankheit, wenn sie schon wirklich zum Ausbruche kommt, gebe man dem Thiere während des Fieberfrostes folgendes Mittel. Man nehme eine Hand voll Chamillenblumen, oder Schafgarbe (Achillea millefolium), oder jedes andere bitterriechende Kraut und Blüthe, Wermuth, Tausendgüldenkraut (Gentiana centaurium) Salbey und dergleichen, giesse es mit einem Maaß siedenden Wassers an, lasse es in einem zugedeckten Topfe eine Viertelstunde lang stehen, seihe es ab, und seze dazu ein Viertelmaaß Weinessig und zwey bis vier Löffel voll Hollundermuß. Man ziehe ihm, wenn es bis dahin versäumt ist, ein Haarseil, und im Fall, daß es nicht bald in Eiterung kommt, so lege man ihm zwey grosse Blasenpflaster auf die weiche Haut der inwendigen Hinterschenkel auf folgende Weise bereitet. Man nehme Gummipflaster, so viel als nöthig ist, bestreiche damit zwey Stücke Leinwand, jedes sechs Zoll lang und breit, und streue darauf zwey Quentchen Spanischfliegenpulver, auf jedes, so daß die Ränder des Pflasters frey bleiben.

Ist die Haut davon aufgezogen, und die Blase geöfnet, so muß die Wundstelle mit Butter eingeschmiert, mit dem Gummipflaster bedeckt, und täglich zweymal gereinigt werden. Noch besser aber ist das Brennen mit einem glühenden Eisen auf der Stelle, wo das Haarseil liegt.

Ist endlich die Krankheit schon zu irgend einer Höhe gekommen, und folglich derjenige Zustand da, wovon oben die Zeichen im dritten Zeitraume beschrieben sind, so suche man der Natur des Thiers durch folgendes Mittel zu Hülfe zu kommen. Man nehme zu Pulver geriebene Chinarinde drey Loth, giesse sie mit einem Quartier siedenden Wassers an. Nachdem es lauwarm geworden, seze man hinzu Campher mit Arabischem Gummi abgerieben, ein halbes Quentchen, und ein Viertel Quartier guten Wein. Diese Gabe reiche man alle sechs Stunden, und lasse in der Zwischenzeit ein Leinsaamendecoct, oder einen Aufguß von Kamillen, Schafgarben oder dergleichen, aber ohne Essig saufen.

Hornwurm. Man sehe unter Hornfistel nach.

Hornwurm, auch schlechtweg Hornkrankheit, nennt man auch diejenige zwar nicht sehr häufige, aber doch auch nicht ganz seltene Krankheit, in welcher sich bey dem Hornvieh in einem seiner Hörner, fast niemals in beyden, ein Abscesß bildet, woran das Thier sehr krank ist. Der Sitz dieses Abscesses ist der inwendige merkliche Theil des Horns, welcher davon entweder ganz oder nur zum Theil zerstört wird. Anfangs ist das Horn dabey wärmer als in natürlichen Zustande anzufühlen, zulezt aber, wenn die Eiterung völlig zu Stande gekommen ist, so fühlt es sich mehr oder weniger kalt an. Die Zufälle, woran man den

Hornwurm erkennt, sind ausser dem schon angeführten folgende: Das Thier ist unlustig, träge, und wie betäubt, sieht trübe aus den Augen, läßt den Kopf hängen, zeigt wenig oder gar keine Lust zum Fressen, und scheuet alle Bewegung. Wenn es einmal liegt, so ist es sehr schwer aufzubringen; hat man es aber aufgebracht, so fürchtet es sich, sich wieder zu legen, und steht lieber so lange, bis es vor Müdigkeit beynahe umfällt. Nicht selten gesellt sich eine Entzündung des Gehirns nebst heftigem Fieber und allen übrigen Zufällen dieser gefährlichen Krankheit dazu.

Die Heilung des Uebels, so lange es örtlich ist, wird auf folgende Art unternommen: Man bohrt mit einem nicht zu dicken Bohrer ein Loch in das Horn nahe am Kopfe, läßt den Eiter ausfliessen, und macht in dasselbe Einsprizungen mit einer Mischung aus Kalkwasser acht Loth, Honig zwey Loth und Myrrhentinctur einem halben Loth. Zuweilen fließt die eingesprizte Flüssigkeit zum Nasenloche wieder heraus. Demohngeachtet heilt das Geschwür durch den fortgesezten Gebrauch dieses einfachen Mittels nach und nach, und das Horn des Thiers wird erhalten.

Wenn aber zugleich eine Entzündung der Gehirnhäute da ist, so muß man diejenige Heilmethode anwenden, welche im Artikel Gehirnentzündung beschrieben worden ist.

Hüftbeinbruch. Das Hüft- oder Darmbein kann bey Thieren durch einen heftigen Sturz an die Erde wohl brechen, aber dennoch ist ein solcher Bruch wegen der Stärke dieses Knochens ziemlich selten. Man erkennt ihn an der Vertiefung auf der Hüfte, und dem heftigen Schmerze, den das Thier empfindet, wenn man darauf drückt. Wenn der Bruch sich an seinem obern Winkel nicht weit vom Rande befindet, so heilt er leicht, ohne daß man eben nöthig hätte, der Natur

anders zu Hülfe zu kommen, als mit zertheilenden Umschlägen, um die Entzündung zu heben. Er hinterläßt alsdann weiter kein Uebel, als den Uebelstand, daß des Thiers eine Hüfte niedriger als die andere ist. Wenn aber der Bruch des Knochens sich in seinem untern Winkel ereignet, so erfolgt die Heilung selten oder fast niemals, sondern das Thier stirbt gewöhnlich am kalten Brande, vielleicht weil die innere Darmpulsader, welche durch diese Gegend läuft, zusammengedrückt, und dadurch eine Stockung des Bluts hervorgebracht wird.

Hüftverrenkung. Man sehe Kreuzlähme und Verrenkung.

Hüftweh. Man sehe die Artikel Fluß und Kreuzlähme.

Hühnerseuche. Unter den gemeinen so wohl, als Calecutischen Hühnern hat man besonders in Italien, eine ansteckende Krankheit beobachtet, welche sehr schnell um sich greift, fast keines dieser Thiere verschont, und den meisten das Leben kostet. Sie fängt mit Traurigkeit und Ermattung derselben an, ihr Kamm wird blaß, welk und wassergeschwülstig; ihr Schnabel füllt sich mit einem wässerichten Schleime an; ihr Hintere bekommt eine ungewöhnliche Röthe; ihre Federn verliehren ihren natürlichen Glanz, und sehen schmutzig und struppicht aus. Bald darauf bekommen sie auf einmal Hitze, die man insonderheit an ihren Füssen und unter ihren Flügeln deutlich wahrnimmt, sie lassen die Flügel hängen, stehen auf einer Stelle still, oder schleichen langsam fort, und sehen sich nach keinem Fressen um. In diesem Zustande verbleiben sie kaum noch einen oder ein paar Tage, dann fallen sie plözlich um, und sterben

Wenn man die daran gestorbenen Hühner öfnet, so findet man bey allen die Lungen mehr oder weniger entzündet, und mit einem schleimichten Wasser umgeben. Das in dem Kropfe und im Magen enthaltene Futter ist in anfangender Fäulung und mit einer Art kleiner Würmer vermischt, welche mit den Larven der Schmeißfliegen viele Aehnlichkeit haben. Die sämtlichen Gedärme sind mit einer schleimichten mit Galle vermischten Materie angefüllt, welche in den dicken Gedärmen etwas ins röthliche fällt. In dem Blinddarme befindet sich nach unten zu eine Menge Luft, da hingegen sein oberer Theil schlaff und zusammengefallen ist. In dem Schleime, den sie enthalten, findet man bald eine grössere, bald eine kleinere Menge einen bis zwey Zoll langer Madenwürmer (Ascariden), und in einzelnen Fällen auch kleine Bandwürmer. Uebrigens geht das Fleisch von den Hühnern sehr schnell in Fäulung über.

Da die Krankheit diesem Befunde nach besonders von Würmern und Verschleimung herrührt; so hat man mit dem grössesten Nutzen folgende Heilmethode dagegen angewandt. Man mischt den damit behafteten Hühnern unter ihr gewöhnliches Futter das Pulver von der Farrenkrautwurzel (Polypodium filix mas und femina); ob man die Wurzel von dem männlichen oder weiblichen Farrenkraute nehme, ist gleich viel. Diese Wurzel, welche eine wurmtödtende Kraft besizt, ist für die Hühner zugleich nährend. Man kann ihnen also so viel davon geben, als sie fressen wollen. — Ist aber die Krankheit schon so weit gekommen, daß das kranke Huhn nicht mehr fressen will, so muß man ihm das Futter mit Gewalt in den Schnabel stecken. Ausser diesem Mittel giebt man ihnen aber auch fleissig ein schwaches Kalkwasser zu saufen, welches bereitet wird, wenn man den bereits im Wasser abgelöschten Kalk heraus nimmt, und in anderes Wasser legt. Jenes würde zu scharf seyn, und die Gedärme zu sehr reitzen. Dieses hingegen erregt einen

gelinden Durchfall, und leert eine Menge Schleim aus, worauf die Zufälle gleich merklich abnehmen.

Diese fortgesezte Kur heilt die Krankheit, wenn sie nicht schon einen sehr hohen Grad erreicht hat. Auch kann man sich der Farrenkrautwurzel mit Nutzen als eines Verwahrungsmittels gegen dieselbe bey den noch gesunden Hühnern bedienen.

Hufablösung. Das Horn des Hufs kann sich entweder nur zum Theil, oder ganz vom Fusse ablösen oder trennen; und im ersten Falle befindet sich die Trennung entweder an der Krone, oder am Hornfleisch.

An der Trennung des Hufs von der Krone, welche zuweilen rund herum erfolgt, ist gewöhnlich ein Tritt auf die Krone Schuld, wodurch an diesem Theile Entzündung und Eiterung entstanden ist; oder sie kann auch nach dem Vernageln entstehen, wenn der Eiter sich zwischen dem Hornfleisch und der Wand lange aufgehalten, sich bis zur Krone hingezogen, und daselbst die Haut vom Horne los gemacht hat. Anfangs hinkt das Thier davon; in der Folge aber, wenn die Schmerzen sich allmählig verliehren, läßt auch dieses Hinken nach. Damit wieder neues Horn nachwachse, lege man in die Lücke eine Wieke mit Terpenthingeist befeuchtet, und darüber Bäuschgen mit Terpenthin; und schmiere die Krone mit einer guten Hufsalbe, wodurch der Huf frisch, feucht und geschmeidig erhalten wird. Die weitere Behandlung ist eben die, wie bey der Hornkluft. Man sehe Hornspalt.

Die Trennung des Hufs vom Hornfleische kann entweder durch eine äusserliche Gewalt hervorgebracht werden, oder durch das Austrocknen des Horns, wenn ein glühendes Eisen zu lange auf den Huf gehalten ist; oder sie kann auch ein Ueberbleibsel der Rehe seyn. Es bildet sich alsdann zwischen dem Hornfleisch und der

Wand eine Höhlung, die oft von der Krone an bis ganz herunter geht. Um hier die Heilung zu bewirken, muß man vorne an die Wand eine Oefnung machen, und Wieken mit einer Mischung von Hufsalbe und Terpenthin bestrichen hineinlegen; oder auch die Wand bis aufs Lebendige abraspeln, und die Wunde mit eben dieser Mischung verbinden. Man sehe auch den Artikel Hornfistel nach.

Eine gänzliche Abreissung des Hufs vom Fusse kommt gewiß äusserst selten vor, und kann nicht anders, als durch eine heftige Gewalt erfolgen, wenn das Thier mit dem Fusse irgend wo, z. E. in einer tiefen gefrornen Fahrgleise stecken geblieben wäre. Die meiste Zeit entsteht dadurch nur eine so genannte Huferschütterung, da nemlich das Horn sich entweder ganz unter dem Saume herum, oder nur an einer Seite von der Fleischkrone, oder dem Wulste abgerissen hat. Um der Entzündung vorzubeugen, wende man fleissig kalte Bähungen um den Fessel und den Saum mit einer Auflösung von vier Loth Salmiac in einem Quartier Essig an. Es wird hernach bey dem Saume bald wieder neues Horn hervor wachsen. Damit aber demnächst hinter dem abgetrennten Horne sich kein Koth, Sand oder dergleichen sammeln, und aufs neue Schmerzen, Entzündung und Eiterung hervorbringen könne, muß man so viel als nöthig ist, davon abschneiden, und den Querspalt beständig mit einer Salbe aus Wachs, Terpenthin und Schmalz von jedem zu acht Loth, mit zwölf Loth Leinöl zusammengeschmolzen bedeckt erhalten, wie bey der Hornkluft gelehrt ist. Man sehe den Artikel Hornspalt.

Ist aber das Horn ganz abgerissen, und der Fuß entblößt, so muß man, nachdem das Thier mit seinem so lange mit Lappen umwundenen Fusse in den Stall gebracht worden ist, wo es ruhig stehen bleiben kann, denselben mit warmem Brandwein rein abwaschen, und darauf vier und zwanzig Stunden lang damit

befeuchteten Flachs vermittelst einer locker angelegten Binde darum liegen lassen. Den folgenden Tag streiche man eine Salbe aus Leinölfirniß und gelbem Wachs von jedem dreyviertel Pfund unter einander geschmolzen, und wenn es beynahe kalt geworden, ein halbes Pfund Silberglätte in Pulver darunter gemischt, ganz dünn auf Flachsbäuschgen, bedecke damit die vom Horne entblößte Fleischwand und Fleischsohle, und ziehe einen dem Fusse angemessenen ledernen Schuh darüber. Zugleich lege man Lappen mit der oben schon empfohlnen Auflösung von Salmiac in Essig angefeuchtet, etliche Tage lang fleissig um das Fesselgelenk, um die Entzündung zu heben. Nachdem man diese Behandlung vierzehn Tage oder drey Wochen fortgesezt hat, so wird sich die Fleischsohle wieder mit Horn bedeckt haben, und auch oben am Saume wieder frisches Horn hervorgebracht worden seyn. Man braucht daher die Sohle nun nicht weiter zu verbinden, sondern es ist nur noch nöthig, den Verband auf der entblößten Fleischsohle noch etwa um den dritten Tag zu wiederholen, und so lange fortzusezen, bis die Hornwand vom Saume ganz heruntergewachsen ist, und wieder ein Eisen auf den Fuß geschlagen werden kann.

Hufbeinbruch. Wenn bey einem Pferde durch eine starke Anstrengung, durch einen unvorsichtigen Sprung, oder durch irgend eine andere grosse Gewalt das Hufbein gebrochen ist, so ist dieses Uebel nicht leicht zu erkennen, sondern man kann es bloß aus dem Schmerze an der Krone, den das Thier beym Anfühlen äussert, und aus der daselbst befindlichen Geschwulst vermuthen. Die gewöhnlichste Veranlassung dazu giebt das zu tiefe Auswirken des Hufs beym Beschlagen, wodurch der Fuß schwach wird, und das Thier den festen Stand darauf verliert. Da das Hufbein im Hufe eingeschlossen zwischen dem Hornfleisch und der

Fleischsohle fest liegt, und sich auf der Fleischsohle nur sehr wenig bewegen kann, so heilt es, zumal wenn es nur in zwey Stücke gebrochen ist, wie es gewöhnlich geschieht, gern und leicht wieder zusammen. Nur muß das Thier noch jung seyn; denn wenn es schon über sechs Jahre alt ist, und seine Knochen vollkommen ausgewachsen sind, so läßt sich die Heilung dieses Bruchs nur selten noch erwarten.

Um die Heilung zu Stande bringen zu können, muß man dem Thiere so gleich die Sohle ausreissen, und die Behandlung nach den Umständen, wie bey andern Beinbrüchen einrichten. Man sehe die Artikel Beinbruch und Sohlenausreissen. Während der Kur muß das Thier die ersten sechs Wochen im Stalle bleiben; hernach aber kann man es noch zwanzig bis dreissig Tage in die Weide geben.

Hufbeschlag. Davon wird im Artikel Pferdebeschlag gehandelt.

Hufeinschlag. Darunter versteht man ein Mittel, welches man den Pferden, und andern mit Hufen versehenen Thieren auf die Hufsohle legt, um dieselbe entweder weich oder hart zu machen. Es giebt daher erweichende und hartmachende Hufeinschläge. Der erstern bedient man sich bey sonst gesunden Hufen, oder auch bey gewissen Huffehlern, z. E. bey spröden und brüchigen Hufen, bey der Austrocknung der Hornsohle, bey Steingallen, Hornspalten u. s. w., wie in den davon handelnden Artikeln gelehrt wird. Bey gesunden Hufen wendet man sie an, entweder um das Thier zum Beschlagen vorzubereiten, oder auch um das Spröde- und Brüchigwerden der Hufe zu verhüten. Das Weichmachen der Hufe vor dem Beschlagen ist von erheblichem Nuzen. Es erleichtert so wohl dem Schmiede, als auch demjenigen, der den Fuß vorhält, bey dem Auswirken die Ar-

beit. Denn ist die Hornsohle zu hart, so muß der Schmidt eine grosse Gewalt anwenden, um mit dem Wirkmesser das überflüssige Horn wegzustossen, und er kann dabey leicht das Thier selbst, oder denjenigen, der den Fuß hält, verlezen. Ferner hat dieses Weichmachen auch den Vortheil, daß das Thier bey dem Auswirken keine starke Stösse bekommt, und nicht zu lange auf drey Beinen zu stehen braucht, welches beydes gar oft Schuld ist, daß ein sonst sehr frommes Thier, das sich anfangs gern beschlagen ließ, sich zulezt nicht mehr gutwillig beschlagen lassen will. Noch ein grosser Nuzen, den das Weichmachen der Hufe vor dem Beschlagen hat, besteht darinn, daß dem Schmiede dadurch die Gelegenheit benommen wird, das Eisen aufzubrennen, welches er oft, weil ihm das Auswirken zu sauer wird, aus blosser Bequemlichkeit thut, und womit er dem Thiere so grossen Schaden zufügt. — Was den Gebrauch der Hufeinschläge bey gesunden Hufen anbetrift, damit sie nicht spröde werden, so sieht man leicht ein, daß er bey Pferden, die beständig auf weichem und feuchtem Boden stehen, z. E. bey Bauerpferden, nicht nöthig ist. Bey solchen hingegen, die immer auf trockenem, hartem Boden stehen, wie z. B. in Marställen und dergleichen, muß wöchentlich einmal eingeschlagen werden, damit die Sohle natürlich weich erhalten werde. — Ein ganz einfacher erweichender Hufeinschlag kann aus Leimen mit Wasser zu einem Brey gemischt, auch allenfalls mit etwas Schweinschmalz versezt, zubereitet werden. Auch kann man nur einen mit Oel angefeuchteten Lappen dazu nehmen. Will man ein mehr zusammengeseztes Mittel haben, so nehme man ein Pfund Leimen, ein halbes Pfund Baumöl, vier Loth Salz und sechs zerstossene Zwiebeln, und koche es mit Bier zu einem Brey.

Zuweilen ist es nöthig, die Hufe hart zu machen, und man muß alsdann Einschläge verordnen, die eine austrocknende, zusammenziehende Kraft haben.

Dies ist nemlich der Fall, wenn die Sohle zu dünn, das Horn zu weich ist, und das sogenannte Leben zu weit vorliegt, wie z. E. bey Platthufen, Vollhufen, oder nach zu starkem Auswirken beym Beschlage. Man nehme zu einem solchen hartmachenden Einschlage z. E. ungelöschten Kalk und Ofenruß, von jedem gleich viel, und mache mit einer hinlänglichen Menge Essig einen Brey davon. Es ist aber zu merken, daß man mit dem Gebrauche dieser Art von Hufeinschlägen nicht zu freygebig seyn darf, wie manche Leute auch bey gesunden Hufen gleich nach dem Beschlage sich derselben bedienen, wo sie nicht allein unnöthig, sondern gar schädlich sind. Denn wenn das Horn durch dieses Mittel zu schnell und zu stark ausgetrocknet wird, so schrumpft es, zumal wenn es tief ausgewirkt ist, zusammen, drückt auf die darunter liegenden weichen Theile, und verursacht dem Thiere Schmerzen und andere üble Folgen. Auch werden die Hufe von einem zu langen Gebrauch hartmachender Einschläge leicht spröde und brüchig.

Huferschütterung, nennt man das Uebel, wenn die Hornwand des Hufs durch einen Stoß gegen einen harten Körper, durch einen unvorsichtigen Hammerschlag beym Beschlagen u. s. w. an irgend einer Stelle stark gequetscht ist, so daß, wenn man darauf drückt, oder behutsam klopft, das Thier Schmerzen davon empfindet, und die Stelle wohl gar hohl klingt. Dieses Uebel zu heben, ist es die meiste Zeit hinreichend, wenn man den Huf auswirkt, und kühlende Einschläge darauf anwendet. Hat sich aber die Hornwand wirklich von der Fleischwand abgelöst, so verfährt man, wie im Artikel Hufablösung gelehrt ist.

Huffehler. Es giebt mancherley Abweichungen von der Gestalt und den übrigen Eigenschaften, welche ein guter und schöner Pferdehuf haben muß. Et-

liche derselben schaden dem regelmässigen und sichern Gange des Thiers, andere hingegen nur der theils eingebildeten, theils wirklichen Schönheit seiner Füsse. Die vornehmsten sind der Platthuf, Vollhuf, Ringelhuf, Zwanghuf, Ochsenhuf, der zu weiche oder zu spröde Huf, u. s. w. Sie sind entweder angebohren, oder entstehen durch schlechte Wartung des Thiers, durch begangene Fehler beym Beschlagen, und oft von dem harten und steinichten, oder kothigen und morastigen Boden, worinn es beständig gehen und arbeiten muß. Einigen dieser Fehler kann ein geschickter Hufschmidt bloß durch einen ihm angemessenen Beschlag abhelfen, andere erfodern eine besondere Behandlung des Fusses und den Gebrauch von Arzneymitteln, und wieder andere sind unheilbar. Man sehe darüber die verschiedenen Artikel nach, welche insbesondere davon handeln.

Hufgalle. Man sehe Steingalle.

Huffalbe, Hornsalbe. Man bedient sich derselben, theils den Huf weich zu machen und zu erhalten, theils das Eindringen der Luft zu verhindern. Andere Wirkungen kann man nicht davon erwarten, und man muß es für nichts als Charlatanerie halten, wenn manche Kurschmiede ihren geheimen von Vater oder Großvater ererbten Familien-Huffalben allerhand Wunderkräfte beylegen. Es ist daher nicht gleichgültig, bey welchen Pferden, und wie oft solche Mittel angewandt werden dürfen. Der Bauer braucht z. E. gar keine Huffalbe, weil seine Pferde in Miste und auf weichem Boden stehen, und folglich nie zu harte oder spröde Hufe haben. Dahingegen muß man sich ihrer bedienen bey Pferden, die beständig trocken stehen, bey Kutschpferden, die in Städten auf dem Steinpflaster gebraucht werden, u. s. w. Käme man diesen nicht mit Huffalben zu

Hülfe, so würden ihre Hufe bald mürbe und brüchig werden. Pferde, die gut und mit Vernunft beschlagen werden, indem man bey ihnen weder die Hufsohle zu tief auswirkt, noch die Hornwände abraspelt, oder das Eisen aufbrennt, bedürfen viel seltener einer Hufsalbe, als solche, die durch die eben genannten Fehler beym Beschlagen oder aus andern Ursachen ausgetrocknete Hufe haben. Wie aber das Schmieren der Hufe mit Salben in den erwähnten Fällen von grossem Nuzen ist, so kann es auch schädlich werden, wenn es zu oft geschieht. Gewöhnlich ist es hinreichend, einem Pferde die Woche zweymal die Hufe zu schmieren. Nur bey Pferden, die harte, spröde und zu Hornklüften geneigte Hufe haben, kann es nöthig werden, es einen Tag um den andern, oder alle Tage zu thun. Das Schmieren selbst geschieht am besten des Abends, damit die Salbe die Nacht über Zeit zum Einziehen habe. Man reibt sie besonders oben an der Krone ein, weil sie sich unten von selbst hinzieht. Auch muß man merken, daß die Seitenwände, und vorzüglich die inwendige, wo das Horn von Natur dünner ist, und leichter ausgetrocknet werden kann, des Schmierens am meisten bedürfen. Man bereitet die Hufsalben aus fettigen Mitteln mit etwas Wachs, und sezt denselben, wenn sie zugleich schwarz färben sollen, Kienruß zu. Fischthran, den Einige mit dazu nehmen, ist schädlich, weil er das Horn brüchig macht. Hier sind einige Formeln zu guten Hufsalben:

Man nehme Lorbeeröl und Terpenthin, von jedem sechs Loth, weisses Wachs vier Loth, Schweinschmalz acht Loth, lasse alles über einem gelinden Feuer zergehen, und hebe es zum Gebrauche auf. Oder

Man nehme weisses Wachs, Talg und Schweinschmalz, von jedem sechs Loth, Baumöl und Eibischsalbe, von jedem acht Loth, und schmelze alles über dem Feuer zusammen. Oder

Man nehme Schweinschmalz, und Honig, von jedem ein halbes Pfund, gelbes Wachs vier Loth, den Saft von zwölf Zwiebeln; man schmelze alles über dem Feuer zusammen, und thue alsdann ein halbes Loth Salmiacgeist dazu. Oder

Man nehme gelbes Wachs, sieben Loth, Leinöl und Schweinschmalz, von jedem ein Pfund; lasse es über dem Feuer zergehen, und thue unter beständigem Umrühren so viel Kienruß dazu, bis die Salbe schwarz genug ist.

Diese leztere kann zum gewöhnlichen Gebrauche dienen, den Huf zu schwärzen. Mit einer Haselnuß groß davon können vermittelst einer Schuhbürste alle vier Hufe eingeschmiert werden. Wegen des Zusazes von Kienruß hat sie die Eigenschaft, daß sie nicht zu sehr erweicht, wenn sie auch alle Tage gebraucht würde. Die andern drey im Gegentheil dürfen bey gesunden Hufen zum täglichen Gebrauch nicht genommen werden, weil sie zu sehr erweichen, sondern dienen nur bey brüchigen Hufen und andern Huffehlern.

Hufschwinden ist im Artikel Fußschwinden abgehandelt.

Hufzwang. Davon sehe man den Artikel Zwanghuf.

Hundekrankheit. Unter dieser allgemeinen Benennung, oder auch dem Namen Hundepest versteht man eine nun schon seit vielen Jahren unter den Hunden herrschende, vorher aber wenig bekannt gewesene Krankheit, die im Anfange viel ähnliches mit dem Schnupfen der Menschen zu haben scheint, daher sie auch von Einigen so genannt worden ist. Die Beschreibung ihres weitern Verlaufs wird aber zeigen, daß sie diesen Namen keinesweges verdient. Sie befällt alle

Arten von Hunden, von jedem Alter, jedoch am meisten die jungen. Zuweilen sind auch die Katzen ihr ausgesezt. Ob sie ansteckend sey, ist noch nicht ganz gewiß ausgemacht. Einige läugnen, Andere behaupten ihre ansteckende Eigenschaft. Zu trauen ist ihr nicht ganz. Denn die Erfahrung hat genug bewiesen, daß, wenn sie auch im Anfange nicht ansteckend ist, sie es doch in der Folge wird, wenn sie erst einen gewissen Grad von Höhe erreicht hat. Auch hat sie eine besondere Eigenschaft mit mehrern ansteckenden Krankheiten gemein, nemlich diese, daß Hunde, welche sie einmal überstanden haben, nie wieder davon befallen werden.

Man erkennt sie an folgenden Zufällen: Sie kündigt sich, wie mehrere andere Krankheiten, mit Mangel der Freßlust an. Die Thiere verliehren ihre gewöhnliche Munterkeit, legen sich still hin, und sind schläferig. Hierauf werden sie traurig, und bekommen trübe Augen, der Kopf wird ihnen schwer, daß sie ihn nicht gut aufrecht halten können, sondern die meiste Zeit hängen lassen; sie werden wie betäubt, harthörig, achten eben nicht auf das Rufen ihres Herrn, und ihr Gang fängt an, wankend und unsicher zu werden. Bald darauf stellt sich ein mehr oder weniger starker Husten ein, eine widernatürliche Verstopfung der Nase, häufige Neigung zum Erbrechen, ein Würgen ohne etwas los zu werden, hernach wirkliches Erbrechen einer schleimichten, zähen und schäumichten Materie, manchmal mit Galle, und auch wohl mit Würmern vermischt. Sie bekommen häufig Anfälle von Krämpfen, entweder an einzelnen Theilen, des Körpers, oder allgemeine Verzuckungen. Die Nase, die vorher ungewöhnlich trocken war, fängt nun an, zu fliessen, und zuerst eine dünne, in der Folge aber eine zähe, eiterartige Materie, zuweilen bloß schleimicht und weiß, zuweilen aber gelb oder grünlich von sich zu geben. Von Zeit zu Zeit wird dieselbe zäher und dicker, und

verſtopft die Naſe, dann einmal wieder etwas dünner. Auch aus den Augen quillt eine klebrichte Feuchtigkeit, die ſich an die Augenlieder anſezt, und ſie von Zeit zu Zeit zuſammen klebt. Sie haben gewöhnlich Leibesverſtopfung, und der Koth, der ihnen abgeht, iſt hart, braun, und mit einer gelben Materie vermiſcht, die wie Aloeextract ausſieht. Manchmal ſtellt ſich nach der Verſtopfung ein ſehr ſtinkender Durchfall ein, der entweder ſchleimicht und gallicht, oder blutig, und im leztern Falle mit Würmern, zuweilen mit Stücken von einem Bandwurm vermiſcht iſt. Auf den Durchfall folgt wieder Verſtopfung. Ihr Athem, der vorher ungehindert war, wird zulezt ſehr beſchwerlich. Sie riechen dabey übel aus dem Maule, ihre Zunge iſt weiß, und mit dickem zähen Schleime belegt. Auf der durchſichtigen Hornhaut des Auges entſtehen kleine Geſchwürchen, wovon einige ihres Geſichts verluſtig werden. Bey andern laufen die Augen wirklich aus, oder die Augapfel ſchrumpfen doch ſo zuſammen, daß ſie wie ausgelaufen ausſehen.

Die Dauer der Krankheit läßt ſich nicht genau beſtimmen. Einige Hunde ſterben daran ſchon vor dem fünften Tage, andere erſt nach drey Monaten. Unter denen, welche wieder hergeſtellt werden, kommt die Geneſung bey etlichen ſchon binnen vierzehn Tagen, bey andern gehören vier bis fünf Monate dazu. Leztere muß man am Ende doch noch tödten, weil ſie von den vielen erlittenen Krämpfen und Zuckungen im Kreutz gelähmt bleiben. Zuweilen bleibt nach ihr auch ein unheilbarer Jammer zurück, den das arme Thier in mehr oder weniger wiederholten Anfällen bekommt.

Was die Urſachen dieſer Krankheit anbetrift, ſo herrſcht darüber noch eine groſſe Uneinigkeit unter den Thierärzten. Einige wollen ſie in der zu groſſen Gefräſſigkeit der Thiere, andere in ihrer Geilheit, und wieder andere in Erhizungen ſuchen, denen ſie ausgeſezt gewe-

gewesen. Gewiß scheint es zu seyn, daß Hunde in Städten, in Jägereyen und in Koppeln ihr mehr unterworfen sind, als solche, die sich auf dem Lande aufhalten. Vielleicht möchte also zu lange ungestillt bleibender Durst, oder häufiger Mangel am Saufen die erste Veranlassung dazu geben. Doch da dieses nur Vermuthung ist, so will ich es auch für weiter nichts ausgeben. Aus den gallichten Ausleerungen, welche mit der Krankheit verbunden sind, so wie auch aus dem Befund bey Leichenöfnungen müssen wir schliessen, daß ihre nächste Ursache in einem Ueberflusse von verdorbener und scharf gewordener Galle liegt. Es fragte sich daher, ob sich der Name Uebergalle, der schon zur Bezeichnung einer Krankheit unter dem Hornvieh bekannt ist, nicht auch für diese Krankheit der Hunde paßte.

Die Erscheinungen bey der Leichenöfnung sind folgende: Man findet den Magen und die Gedärme krampfhaft zusammengezogen, eingeschrumpft und voller Falten, sie enthalten wenige Excremente mit Stücken dicker und verdorbener Galle; ihre inwendige Haut ist blaßroth. Zuweilen ist der Magen nicht zusammengeschrumpft, sondern widernatürlich ausgedehnt, obgleich keine Speisen darinn befindlich sind; statt dieser enthält er schaumichten Schleim, und Galle von verschiedener Consistenz, woraus sich eine Menge Luft entwickelt hat. Zuweilen haben sich diese Substanzen innig mit einander vermischt, und bilden eine schleimichte zähe trockene Kruste; und eben solche Krusten, welche sich abgelöst und den Magen verlassen haben, trift man dann in dem Darmcanale an, wo sie wie Theer mit Blut vermischt aussehen. Selten findet man Würmer in den Gedärmen. Die Gallenblase, welche der eigentliche Siz der Krankheit zu seyn scheint, ist immer übermäßig ausgedehnt, und so strotzend voll von Galle, daß sie zu bersten droht, und leztere ist oft so hart

und zähe, daß man sie durch Drücken nicht in den Gallengang und in den Darmcanal fortschieben kann. Die von ihr ausgeschwizte Feuchtigkeit hat nicht nur die Leber, sondern alle um sie herumliegende Theile dunkelgelb gefärbt. Die Milz, die Nieren und die Gallenblase befinden sich in gutem Zustande. — In der geöfneten Brusthöhle zeigen sich die Lungen immer mehr oder weniger roth, zuweilen wirklich entzündet. Der Herzbeutel enthält ein wenig schleimichtes, aber sehr helles Wasser.

Wenn man diese Erscheinungen mit den Zufällen der Krankheit vergleicht, so wird es einleuchtend genug, daß ein Uebermaaß von verdorbener Galle ihre nächste Ursache sey. Denn da eine gesunde und in gehöriger Menge sich absondernde Galle so nothwendig zur Verdauung ist, so muß diese natürlich gestört, oder ganz gehemmt werden, so bald als jene von ihrer gesunden Natur abweicht, und die Verdauungswerkzeuge gleichsam überschwemmt. Daher rühren denn alle jene Unordnungen in dem Verdauungsgeschäfte, der Mangel der Freßlust, die überlegte Zunge, der Gestank aus dem Maule, das beständige Würgen, das Ausbrechen einer gallichten Materie, die Hartleibigkeit, Verstopfung, und der Abgang eines verhärteten Mists, oder der schleimichte und gallichte Durchfall u. s. w. Die übrigen Zufälle, der Schwindel, die Betäubung rühren wegen des so genauen Zusammenhangs des Magens mit dem Gehirne, von dem starken Andrange der Säfte nach dem Kopfe her, und die Krämpfe, die Zuckungen, von der Zerrüttung des ganzen Nervensystems, welche nothwendig auf einen fortgesezten Druck auf das Gehirn folgen muß.

Die Heilung dieser Krankheit ist desto schwerer, je weiter sie schon eingerissen ist. Am glücklichsten geht sie von statten, wenn man sie gleich im Anfange mit wirksamen Mitteln bestreitet. Sind die Verdauungs-

werkzeuge durch die scharfe Galle schon in einem sehr hohen Grade krampfhaft zusammengezogen, oder hat der Reitz davon bereits das Nervensystem zu stark afficirt, daß Zuckungen und Lähmung daraus entstanden sind, so ist die Kur sehr zweifelhaft. Und fast gar keinen guten Erfolg kann man sich mehr versprechen, wenn schon der Drang der Säfte nach dem Kopfe und den obern Theilen überhaupt so stark geworden ist, daß dadurch eine Stockung derselben in den Lungen oder gar im Gehirne, und wirkliche Entzündung derselben, entstanden ist.

Da in dieser Krankheit anfangs gar keine Zufälle vorhanden sind, die von einer innerlichen Entzündung zeugen, so ist in sehr wenigen Fällen eine Anzeige zum Aderlaß da, sondern die meiste Zeit wird derselbe schädlich seyn. Nur dann könnte er allenfalls mit Nuzen angewandt werden, wenn das Thier gleich im Anfange rothe Augen mit aufgelaufenen Aederchen da inn, und ein mehr oder weniger beschwerliches Athemholen hätte. Später hin, wenn auch wirklich Anzeigen von einem entzündlichen Zustande da sind, hat das Thier zu wenig Kräfte, als daß man es durch Aderlassen noch mehr schwächen dürfte. — Vor allen Dingen muß man gleich im Anfange darauf bedacht seyn, die Galle aus dem Magen und den Gedärmen wegzuschaffen, ehe sie in denselben zu viel Reitz und Krampf erregt. Daß dieses durch Brech- und Purgirmittel nebst Klistiren geschehen müsse, ist bekannt. Allein es ist nicht so leicht, als es scheint, in jedem Falle zu unterscheiden, welches von beyden Mitteln den Vorzug verdiene. Wenigstens können die Brechmittel zur unrechten Zeit gegeben, einen unersezlichen Schaden anrichten, und die Krämpfe so wohl, als den Drang der Säfte nach dem Kopfe vermehren. Der Ekel und die Neigung zum Erbrechen, welche das kranke Thier hat, sind nicht immer ein sicheres Kennzeichen, daß ein Brechmittel gegeben werden müsse. Denn oft sind dieselben mehr eine Folge von

Krampf im Magen, als von der Beweglichkeit der in ihm befindlichen Galle. Man gebe daher besonders Acht auf die Beschaffenheit der Zunge des kranken Thiers. Ist diese unrein, und mit einem nicht zu fest klebenden gelblichen Schleime überzogen, so ist es Zeit, ein Brechmittel zu geben, ja es zu wiederholen, wenn man findet, daß durch die Wirkung des ersten nicht alle vorhandene Galle aus dem Magen weggeschaft, und die Zunge nicht viel reiner geworden ist. Nimmt man aber, selbst wenn auch die Beschaffenheit der Zunge eine Anzeige zum Brechmittel gäbe, die geringsten Spuren von Krampf wahr, so enthalte man sich von seinem Gebrauche, und suche diesen lieber erst durch krampfstillende Klistire zu heben. Ganz und gar kein Brechmittel darf man geben, wenn das Thier schon einen eiterartigen Ausfluß aus der Nase und den Augen hat. Aber eine gleiche Behutsamkeit, als man bey dem Brechmittel zu beobachten hat, wird auch nothwendig bey der Anwendung der Purgirmittel. Diese schaden nicht allein ebenfalls durch ihren Reitz, wenn Krampf da ist, sondern auch da, wo die Beschaffenheit der Zunge die Beweglichkeit der gallichten Unreinigkeiten im Magen anzeigt. Denn würden sie hier unvorsichtiger Weise gegeben, so würde man den besten Zeitpunkt verliehren, durch eine heilsame Erschütterung vermittelst eines Brechmittels so wohl den Magen zu reinigen, als auch die in der Gallenblase stockende Galle wieder los zu machen; und diesen glücklichen Zeitpunkt vielleicht nie wieder bekommen. So sind sie auch nachtheilig, wenn sich bereits von selbst ein Durchfall eingefunden hat. Zu dem Brechmittel bedient man sich der Ipecacoanha für einen mittelmässigen Hund zu dreissig, für kleinere zu zwanzig und noch weniger Granen, oder des weissen Nieswurzelpulvers zu fünf bis drey Granen, mit Milch eingegeben, und befördert die Wirkung durch Nachgeben von lauwarmem Wasser. Das sicherste und wirksamste Purgirmittel hingegen ist

die Jalappe zu einem Quentchen oder weniger in einem Glase Honigwasser lauwarm gegeben. Ein Hauptmittel bleiben aber in allen Fällen, ja selbst wenn Durchfall da ist, die fleissig wiederholten Klistire. Sie müssen aber nach den Umständen verschieden eingerichtet werden, und entweder bloß erweichende, oder krampfwidrige, oder auch, besonders wenn grosse Hartleibigkeit oder Verstopfung da ist, etwas reizend seyn. Man sehe die Bereitung derselben im Artikel Klistir. Man thut wohl, ihren Gebrauch bis zur völligen Genesung täglich wenigstens einmal fortzusezen.

Nachdem man durch abführende, es seyen Brech- oder Purgirmittel, die Verdauungswege gehörig gereinigt hat, so kommt es nun darauf an, die Absonderung der Galle wieder in Ordnung zu bringen. Man nehme zu dem Ende versüßtes Queckfilber ein halbes Quentchen, Kalmus zwey Loth, Rhabarber ein Loth, mache alles zu einem feinen Pulver, und mische es sorgfältig unter einander; dann seze man venedischen Terpenthin mit einem Eydotter abgerieben, ein Loth, und so viel Honig als nöthig ist, hinzu, um eine Lattwerge daraus zu bereiten. Von dieser Lattwerge gebe man einem grossen Hunde täglich ein oder auch zweymal zwey Theelöffel voll, und einem kleinern nach Verhältniß weniger.

Was nun die besondern Zufälle dieser Krankheit anbetrift, so erfodern einige derselben noch besondere Rücksicht neben der Hauptkur. Ist nemlich die Verstopfung der Nase und die Beschwerlichkeit des Athemholens von dem im Rachen und in der Nasenhöhle befindlichen zähen Schleime sehr groß, so muß man dem Thiere fleissig den Dampf von heissem Wasser mit Essig vermischt unter die Nase gehen, und es denselben einathmen lassen. Die von Einigen empfohlnen Einsprizungen von scharfen Niesen machenden Mitteln sind sehr zu verwerfen, und können das Uebel eher vermeh-

ren, als vermindern, — Leidet es stark an Zuckungen und Krämpfen, so kann man ihm Vitriolnaphta zu zwanzig bis dreissig Tropfen, mit etwas Eibischsyrup und zwey Loth Orangenblüthwasser vermischt, oder wenn das Uebel sehr schlimm ist, von dem wässerichten Opiumextract zwey, drey bis sechs Grane, ebenfalls in Orangenblüthwasser aufgelöst, geben. In diesem Falle ist auch folgendes, aber etwas theures Mittel sehr bewährt gefunden. Man nehme Baldrianwurzel und Belladonnenkraut, von jedem einen Scrupel, und Moschus drey Grane, bereite daraus ein Pulver, und gebe alle Morgen eins mit Wasser ein. — Bey sehr stark triefenden Augen, oder bey Verschwärung der Augenlieder, wobey das Thier in Gefahr steht, sein Gesicht zu verliehren, empfehlen Einige den Gebrauch des Haarseils. Und allerdings kann ein solches ableitendes Mittel in vielen Fällen von vortreflichem Nutzen seyn. Allein man muß es mit der grössesten Behutsamkeit anwenden, wenn das Thier mit Krämpfen oder Zuckungen behaftet ist. Hier könnte es dieselben leicht vermehren, und die schrecklichsten Wirkungen hervorbringen. Man zieht es am Halse an einer Stelle, wo das Thier nicht mit den Zähnen hinkommen kann. Man lese übrigens den Artikel Haarseilziehen darüber nach.

Hundshunger, Freßkrankheit, Freßfieber. Diese Krankheit, welche nicht mit dem Heißhunger verwechselt werden muß, bestehet darinn, daß das Thier eine ungewöhnliche Begierde zum Fressen hat, die sich nicht, wie bei diesem Uebel, unvermuthet und nur dann und wann einmal einstellt, sondern beständig fortdauert. Es frißt immer, kann sich nie sättigen, und dennoch findet man nicht, daß sein Körper dadurch verhältnißmässig genährt werde, sondern es zehrt im Gegentheil noch wohl dabei ab. Hat sie einen sehr hohen Grad erreicht, so gesellt sich oft auch ein Durchfall da-

zu, womit das Futter fast unverdauet wieder abgeht, und dann ist wirkliche Auszehrung nicht mehr weit.

Die Ursache dieser Krankheit liegt entweder in Fehlern der Eingewcide des Hinterleibes, z. E. Verschleimung und Verstopfung der Gekrösdrüsen und der einsaugenden Gefässe, Schwäche und Erschlaffung der Gedärme, verdorbener Gallenabsonderung, oder in Würmern.

Nach der Verschiedenheit der Ursache muß auch die Kur verschieden seyn. Rührt die Krankheit von Schwäche und Erschlaffung der Verdauungswerkzeuge her, so kommt es darauf an, woher diese ihren Ursprung genommen habe. War sie z. E. die natürliche Folge einer vorhergegangenen schweren Krankheit, so wird sich die Schwäche nach und nach von selbst bloß durch Hülfe der Natur heben, und es ist weiter nichts zu beobachten nöthig, als daß man dem Thiere gutes, nahrhaftes und leicht verdauliches Futter gebe. Ist sie eine Begleiterin des hohen Alters des Thiers, und die Folge von dem Verluste seiner Zähne, wobey es sein Futter nicht mehr kauen, folglich auch nicht gut verdauen kann, so hilft ihm entweder gar nichts mehr, oder man kann es noch eine Zeit lang dadurch erhalten, daß man ihm stark nährende Brühefutter und geschrotenes Korn giebt. Wenn aber die Erschlaffung im Hinterleibe sonst einen Ursprung hat, so muß man stärkende Mittel dagegen verordnen. Z. E. Man nehme Eichenrinde, Weidenrinde (oder auch die Rinde vom wilden Kastanienbaume), von jeder sechs Loth, eben so viel Färberröthe oder Krappwurzel (Rubia tinctorum), Kraut und Blumen von Wolferley (Arnica montana) drei Loth, mische alles, wenn es entzwey geschnitten ist, unter einander, und koche davon jedesmal zwei Hände voll mit drey Quartier Wasser bis auf zwey ein. Von diesem Tranke, nachdem er durchgeseihet ist, gebe man dem Thiere Morgens und Abends jedesmal ein halbes Quartier ein.

Schwerer ist die Kur, wenn die Krankheit ihren Grund in Verstopfung der Gekrösdrüsen und Verschleimung der einsaugenden Gefässe hat. Wenigstens muß sie sehr lange fortgesetzt werden, wenn sie von Nutzen seyn soll. Man nehme venedische Seife drey Loth, Löwenzahnextract (Leontodon taraxacum) vier Loth, und Schellkrautextract (Chelidonium majus) ein Loth, mache daraus Pillen, und gebe Morgens und Abends ein halbes Loth ein. Zugleich verbinde man damit den Gebrauch des Kalkwassers, wovon man alle Morgen zwey Pfund mit eben so viel Gerstenabkochung zu saufen geben kann.

Ist eine verdorbene und scharfe Galle Schuld an der Krankheit, so gebe man dem Thiere von einem Pulver, das aus acht Loth Weinsteinrahm und zwey Loth Rhabarber bereitet ist, alle Morgen einen Löffel voll ein. Wenn endlich der Hundhunger seinen Ursprung von Würmern hat, so mische man dem Thiere eine Zeitlang ein paar Hände voll Rheinfarrenkraut (Tanacetum vulgare) jedesmal unter sein Futter, oder brauche andere Wurmmittel. (Man sehe den Artikel Würmer.)

Hundswuth, Wuth, Tollheit. Ursprünglich ist diese fürchterliche Krankheit unter unsern Hausthieren nur den Hunden eigen, wiewohl es auch einzelne, aber seltene Beyspiele geben soll, daß Katzen damit von selbst befallen sind. In den meisten Fällen entsteht sie aber durch die Ansteckung, und zwar durch den Biß von einem tollen Hunde.

Nach ihrem Verlaufe kann man die Wuth der Hunde in drey Perioden eintheilen, nemlich in die stille, die ausgebrochene und tobende Wuth. Die stille Wuth erkennt man an folgenden Zufällen und Kennzeichen. Die Hunde verliehren ihre gewöhnliche Munterkeit und Freundlichkeit, und werden mürrisch, träge und schläfrig. Sie liegen die meiste Zeit still hin,

am liebsten an einem dunkeln Orte, gleichsam als wenn sie das Licht scheueten, schlummern, und fahren oft aus diesem Schlummer auf. Gehen sie, so lassen sie den Schwanz und die Ohren hängen. Im Anfange hören sie noch nach dem Rufen ihres Herrn, wedeln mit dem Schwanze, und lassen sich anfassen und schmeicheln. Will man sie aber mit sich nehmen, oder zu etwas gebrauchen, zur Jagd, zum Viehtreiben u. s. w., so gehorchen sie nur ungern, und haben kaum Lust, von ihrer Stelle aufzustehen. In der Folge kehren sie sich an kein Locken mehr, vielmehr knurren sie, wenn man ihnen zu nahe kommt, ohne jedoch zu bellen. Selbst Fremde bellen sie nicht mehr an. Reizt man sie nur im geringsten, so schnappen sie sehr leicht um sich, wenn sie vorher auch noch so fromm waren, beissen aber nur selten. Ihre Augen sind trübe, und bey Einigen fangen dieselben an zu fliessen. Ihre Nase ist trocken und heiß. Sie sehen sich wenig oder gar nicht nach ihrem Fressen um; gehen sie auch dabey, so beriechen sie es nur, ohne davon zu fressen; ja sie können es geduldig ansehen, daß ein anderer Hund davon fresse. Siescheinen durstig zu seyn, lecken mit der Zunge ihr Maul, und verzerren nicht selten die Unterlippe. Sezt man ihnen zu saufen vor, so bezeugen sie zwar Lust dazu, aber sehr selten saufen sie davon. Die meisten haben eine Art von Furcht davor. Sie leiden gewöhnlich an Hartleibigkeit, oder an Verstopfung, und in diesem Falle pflegen sie oft nach den Weichen hinzuschielen. Die Dauer dieses Zustandes ist sich nicht immer gleich. Zuweilen währt er nur zwölf bis vier und zwanzig Stunden, zuweilen drey, vier und mehrere Tage. — In der zweyten Periode, oder der ausgebrochenen Wuth, nehmen die Zufälle plözlich und schnell zu. Die Hunde werden ganz niedergeschlagen und unruhig, und schleichen aus einem Winkel in den andern mit niederhängendem Kopfe und Schwanze, und eingezogenen Flanken. Ihre Augen stehen starr und wild, die

Augensterne bekommen eine schmutzig grünliche Farbe, und sind mehr oder weniger verengert. Sie strecken die Zunge lechzend aus dem Maule, leiden großen Durst, und doch scheuen sie das Wasser, oder wenn sie saufen, so bekommen sie ein gewaltiges Würgen oder Erbrechen davon. Sie sind schüchtern und furchtsam, und fliehen vor jedem, der ihnen begegnet, selbst vor ihrem Herrn. Ruft dieser sie, so hören sie nicht, doch drehen sie den Kopf noch zur Seite, als horchten sie nach seinem Rufen. Sie geben keinen Laut von sich, oder wenn sie ja einmal bellen, so geschieht es mit einer dumpfen heisern Stimme. Ihr anfangs langsamer und schleichender Gang wird nach und nach geschwinder, zulezt ganz schnell. Sie sperren das Maul auf, und lassen die Zunge lang heraus hängen. Von dieser, welche zinnoberroth aussieht, fließt ein zäher Sprichel herab, und vor das Maul tritt ihnen Schaum und Geifer. Sie lassen den Kopf und die Ohren tief zur Erde herabhängen, und ziehen oft den Schwanz gewaltsam zwischen die Beine. Der Kopf schwillt ihnen auf, besonders an den Backen und um die Augen herum. Sie beissen alles, was ihnen in ihrem Laufe begegnet. Anfangs laufen sie selbst darnach, um darauf zu fallen; hernach aber fassen sie nur, was ihnen gerade im Wege ist; zuweilen schnappen sie um sich, ohne etwas fassen zu können. Ihr Lauf ist gewöhnlich gerade aus, zuweilen aber kehren sie plözlich um; besonders ist dies der Fall, wenn sie auf Wasser oder auf etwas glänzendes stossen, das dem Wasser ähnlich sieht. Doch schwimmen sie, wenn sie verfolgt werden, auch wohl durch das tiefste Wasser hindurch. — In der dritten Periode, oder der **tobenden Wuth**, bekommen sie feurig rothe Augen, die sie mit gewaltsam aufgesperrten Augenliedern wild im Kopfe herumdrehen. Ihre Zunge, welche ihnen lang aus dem Maule hängt, sieht bleyfarbig aus, und von ihr fließt eine Menge zähen und blutigen Geifers herab. Sie

knirrschen häufig mit den Zähnen, und schnappen wüthend um sich. Andere Hunde fliehen vor ihnen, und wehren sich nicht, wenn sie von ihnen angefallen werden. Nach und nach werden sie matter, ihr Laufen wird langsamer, sie taumeln von einer Seite zur andern, und setzen oft ihre Hinterbeine kreuzweise übereinander. Ihr Kopf senkt sich immer mehr und mehr zur Erde nieder. Ihre Augen fangen an stark zu fliessen. Ihre Zunge wird dunkelbraun und schwarz, und der Schaum und Geifer im Maule vermehrt sich. Sie schnappen unaufhörlich um sich, und beissen alles, was sie fassen können, selbst in die Erde, oder ihre eigenen Beine. Zuletzt fallen sie ermattet und keuchend nieder; stehen nach einiger Zeit noch einmal wieder auf, fallen wieder, bekommen Zuckungen und sterben.

Ueber die Ursachen der ursprünglichen Wuth des Hundes sind die Meinungen sehr verschieden gewesen; im Ganzen sind wir aber damit noch im Dunkeln. Man hat ihre Entstehung einer anhaltenden starken Hitze, oder einer strengen Kälte, welcher er ausgesezt gewesen, seiner grossen Geilheit und dem unbefriedigten Geschlechtstriebe, seiner besondern Eigenschaft, daß er niemals schwizt, wenn er auch noch so stark durch Jagen oder sonst erhizt wird, dem Fressen von halb verfaultem Aase, dem Mangel an frischem reinen Wasser zur Löschung seines Durst, der ihm eigenthümlichen Neigung zum Zorne, und der daher entstehenden scharfen Galle u. s. w. zugeschrieben. Allein die meisten dieser angegebenen Ursachen sind von der Art, daß, wenn sie allein im Stande wären, die Wuth hervorzubringen, diese Krankheit unter den Hunden nicht allein häufiger ursprünglich entstehen müßte, als es glücklicher Weise nicht geschieht, sondern auch andere Thiere, welche ihrer Einwirkung so gut als jene unterworfen sind, davon befallen werden müßten. Und was diejenigen anbetrift, welche nur bey den Hunden allein statt finden, nemlich ihre grosse Geilheit, und

die besondere Eigenschaft, daß sie niemals schwitzen, so beruhet die Behauptung, daß sie die Veranlassung zur ursprünglichen Wuth abgeben, bloß auf Vermuthungen, ohne hinlängliche Beweise. Wir wissen zuverlässig, daß die Hundswuth von einem Hunde, der damit behaftet ist, sowohl in ganz gleicher Gestalt andern Hunden, als auch in einer ihr sehr ähnlichen Gestalt den übrigen Thieren durch seinen Speichel mitgetheilt wird, wenn derselbe in ihr Blut gebracht wird, es mag dieses nun durch den Biß, oder auf irgend eine andere Weise, ja selbst durch blosse Berührung damit an Stellen ihres Körpers geschehen, welche wund, oder auch nur mit einer dünnen, leicht zu durchdringenden Haut bedeckt sind. Und bey solchen angesteckten Hunden oder andern Thieren bekommt ebenfalls der Speichel eine giftige Eigenschaft, so daß er im Stande ist, wieder andere Thiere anzustecken. Was aber in dem Körper des Hundes vorgehe, daß er die ursprüngliche Wuth bekomme, und sein Speichel jene giftige Eigenschaft annehme, das bleibt noch immer zu erforschen übrig. Wüßten wir dies, so könnten wir vielleicht noch Mittel finden, dieser für die Menschen und das Vieh höchst gefährlichen Krankheit der Hunde sicher vorzubeugen.

Die Vorschläge, welche man bis jezt dazu gethan hat, haben ihrer Absicht nicht entsprechen können. Dahin gehört unter andern der, daß man die Hunde castriren solle. An und für sich ist derselbe nicht einmal ausführbar, wenn man nicht gesonnen ist, die Hunde mit der Zeit ganz auszurotten. Ein anderer, der nicht viel klüger war, und gewiß von einem einfältigen Jäger oder Hirten herrührte, machte zu seiner Zeit so viel Aufsehen, daß in vielen Ländern seine Befolgung durch landesherrliche Verordnungen auf das strengste anbefohlen und durchgesezt wurde. Er bestand darinn, daß man allen Hunden den sogenannten Tollwurm ausschneiden lassen sollte, worunter man einen kleinen wurmähnli-

chen Körper verstand, der diesen Thieren unter der Zunge liegt. Man bildete sich ein, daß Hunde, welchen man denselben weggeschnitten hatte, niemals, selbst wenn sie von einem tollen Hunde gebissen worden wären, mit der Wuth befallen werden könnten, oder höchstens nur die sogenannte stille Wuth bekämen, ohne andere durch ihren Biß anstecken zu können. Als man aber die Sache genau untersuchte, so fand es sich, daß dieser vermeinte Tollwurm weiter nichts war, als eine dem Hunde zu den Verrichtungen seiner Zunge ganz unentbehrliche Flechse, ohne welche er nicht im Stande ist, nothdürftig zu saufen. Man sehe den Artikel Tollwurmschneiden. — Der vernünftigste scheint mir noch der zu seyn, daß man es den Hunden nie an reinem und frischem Wasser zum Saufen fehlen lassen soll. Denn ob es gleich ausgemacht ist, daß langes Durften oder das Saufen von unreinem Wasser allein nicht im Stande ist, die Hundswuth hervorzubringen, weil die Erfahrung gezeigt hat, daß Hunde toll geworden sind, die ihre völlige Freyheit hatten, und täglich zu einem fliessenden Wasser kommen konnten, so kann man doch nicht in Abrede seyn, daß lange unbefriedigter Durst wenigstens als Gelegenheitsursache, die in dem Hunde verborgene Anlage zur Wuth in Thätigkeit zu setzen vermöge.

Der gewisseste Weg, uns und unser Vieh gegen das grosse Unglück zu verwahren, welches durch tolle Hunde hervorgebracht werden kann, bliebe freylich, daß ein jeder genau und gewissenhaft auf seine Hunde achtete, und sobald sich bey einem derselben nur die geringste Spur von anfangender Wuth wahrnehmen liesse, denselben gleich tödtete, und tief in die Erde verscharrete. Aber die Liebhaberey zu den Hunden, und die daraus entspringende Unachtsamkeit in diesem Stücke, ist einmal so groß, daß dazu wenig Hofnung ist.

Es bleibt hier also nichts übrig, als noch eine bewährte Heilmethode der oben beschriebenen schrecklichen Krankheit dieser treuen und nüzlichen Thiere anzugeben. Aber auch hier müssen wir leider bekennen, daß unsere Kunst noch bey weitem nicht so weit gediehen ist, als es wohl zu wünschen wäre. Wenn die Krankheit schon einmal bis zur zweyten oder gar zur dritten Periode gestiegen ist, und das Thier nicht mehr fressen und saufen will, so bleibt wenig Hofnung es zu retten übrig. Wenigstens müste dann die Liebe zu dem Thiere unbeschreiblich groß seyn, wenn jemand es wagen wollte, ihm die Arzney mit Gefahr seiner eigenen Gesundheit, ja seines eigenen Lebens, noch mit Gewalt einzugeben, um den lezten Versuch dazu zu machen.

So bald als sich daher die ersten Zufälle und Kennzeichen der stillen Wuth bei einem Hunde zeigen, muß derselbe in einen geräumigen, luftigen, aber nicht zu kalten Stall, ganz abgesondert von allen andern Thieren, in sichere Verwahrung gebracht, zur Vorsicht vermittelst einer starken, jedoch nicht gar zu schweren Kette angebunden, und reichlich mit trockener Streu versehen werden. Alsdann giebt man ihm ein Pulver von der Wurzel der Belladonna, nach acht und vierzig Stunden ein zweytes, etwas stärkeres, und nach abermals acht und vierzig Stunden ein drittes, noch stärkeres ein. Die Gabe dieses Pulvers richtet sich theils nach der Grösse, theils nach dem Alter des Thiers. Für einen ganz grossen Hund, z. E. einem Englischen Bullenbeisser von erwachsenen Jahren, kann die erste achtzehn, die zweyte zwanzig, und die dritte zwey und zwanzig Grane seyn; für einen gewöhnlichen Hühnerhund die erste zehn, die zweyte zwölf und die dritte vierzehn Grane; hingegen für einen kleinen Mopshund die erste zwey, die zweyte drittehalb, und die dritte drey Grane. Einem sehr alten sowohl, als einem noch nicht ausgewachsenen Hunde muß man immer nach Verhält-

niß ein Drittel weniger geben, als einem Hunde von eben der Race, der ausgewachsen und in seinen besten Jahren ist. Am besten wirft man dieses Pulver dem Hunde zwischen Butterbrod gestreuet vor, da er es denn, wenn seine Krankheit noch keinen zu hohen Grad erreicht hat, von selbst niederschluckt. Geschieht dies aber nicht, so muß man es ihm mit Gewalt eingeben, wobey denn aber von Seiten desjenigen, der es unternimmt, die grösseste Vorsicht zu beobachten ist. Wenigstens würde wohl niemand wagen dürfen, es zu thun, ohne dicke lederne Handschuhe angezogen, und überhaupt sich mit solchen Kleidungsstücken versehen zu haben, durch welche ein unvermutheter Biß von ihm nicht durchdringen kann. In acht bis zwölf Stunden, nachdem das Pulver eingenommen ist, darf man dem Thiere nichts zu fressen geben; auch ist es gut, ihm so lange das Saufen zu entziehen, damit die Arzney desto sicherer wirke.

Ueber die von dem Bisse toller Hunde hervorgebrachte Krankheit bey andern Thieren sehe man den Artikel Wuth nach.

Hungerfranzosen. Diesen eckelhaften Namen geben einige Leute einer Krankheit des Rindviehs, welche darinn besteht, daß es bey dem besten Futter und unverdorbener Freßlust dennoch abnimmt, und täglich magerer wird. Man muß sie aber nicht mit derjenigen verwechseln, welche schon oben in dem Artikel Franzosen beschrieben ist. Sie ist eigentlich eine Art von Auszehrung, welche ihren Grund in Verstopfung und Anschwellung der Drüsen im Hinterleibe, besonders des Gekröses, und dadurch verdorbener Verdauungskraft hat. Wenigstens findet man solcher angeschwollenen Drüsen eine grosse Menge in den Thieren, welche davon sterben, oder noch vorher geschlachtet werden. Uebrigens sind wir in der Erkenntniß derselben noch weit zurück, indem bis jezt noch keine Zei-

chen ausfindig gemacht worden sind, woran man sie gleich im Anfange erkennen könnte. Ihre Gegenwart wird erst dann aus dem schleunigen Magerwerden, und einem damit verbundenen kurzen und trockenen Husten erkannt, wann sie schon zu weit eingerissen ist, als daß noch Hülfe möglich wäre. Das Fleisch von dem bey Zeiten geschlachtetem Vieh, welches damit behaftet war, ist der Gesundheit nicht nachtheilig, sondern kann von Leuten, die keinen Ekel dagegen haben, dreist genossen werden.

Husten. Dieses bekannte Uebel, dem alle Thiergattungen, jedoch eine mehr, als die andere, unterworfen sind, ist entweder eine Krankheit für sich, oder ein Zufall von andern Krankheiten. Von ersterm kann hier nur die Rede seyn. Man pflegt den Husten in den trockenen und feuchten einzutheilen. Unter diesem versteht man denjenigen, da durch die Erschütterungen der Lungen und der Stimmwerkzeuge eine besondere Feuchtigkeit zum Maule oder durch die Nasenlöcher ausgestossen und fortgeschafft wird. Bey jenem hingegen erfolgt das nicht. An und für sich ist die Eintheilung auch gut, indem man bey der Kur allerdings Rücksicht darauf zu nehmen hat. Aber eigentlich machen die Gegenwart und der Mangel des Auswurfs keine besondere Gattungen dieser Krankheit aus, sondern es sind bloß Veränderungen derselben, indem ein und ebenderselbe Husten erst trocken seyn, dann feucht, und abermahls trocken werden kann. Wichtiger hingegen ist die Eintheilung desselben nach dem Sitze der Krankheitsursache. Nach diesem hat man nemlich dreyerley Arten von Husten zu unterscheiden, den örtlichen, bey welchem das Uebel seinen Sitz in den Stimmwerkzeugen, der Luftröhre, dem Luftröhrenkopfe, dem Kehldeckel hat; den Lungenhusten, bey welchem sich derselbe in der Lunge und den darinn ausgebreiteten Luftröhrenästen befin-

det,

det, und den consensuellen oder sympathischen. In lezterm hat die Krankheit ihren Sitz weder in den Stimmwerkzeugen, noch in den Lungen, sondern in einem entfernten Theile, dem Magen, der Leber, oder sonst einem Eingeweide des Hinterleibes.

Die nächste Ursache eines jeden Hustens ist ein besonderer Reitz in den Lungen und der Luftröhre. Was aber diesen Reitz hervorbringt und unterhält, oder die so genannte entfernte Ursache, das ist es, worauf es bey der Kur des Hustens ankommt. Dahin gehören für den örtlichen Husten eine stockende Schärfe in den Drüsen der Luftröhre, welche gewöhnlich katarrhalischer Art ist, ein fremder Körper in der Luftröhre selbst, oder im Schlunde, und eine Art von Wundseyn des Kehldeckels von scharfen Dünsten, Staub, Rauch oder dergleichen, welche das Thier mit dem Athem eingezogen hat; für den Lungenhusten eine Ansammlung von scharfen Feuchtigkeiten in diesem Eingeweide, ein Lungengeschwür, Verhärtungen und Knoten darinn, oder auch nur ein starker Drang des Bluts nach demselben; und für den consensuellen oder sympathischen Husten, Würmer und Verschleimungen in den ersten Wegen, Verstopfung der Eingeweide des Hinterleibes, des Gekröses, der Leber, der Milz, Gallensteine, Nierensteine u. s. w.

Man sieht hieraus leicht ein, daß nicht jeder Husten, womit ein Thier behaftet ist, als ein leichtes und unbedeutendes Uebel betrachtet werden kann. Im Gegentheil ist er in manchen Fällen sehr bedenklich, und deutet einen unheilbaren innerlichen Fehler an. Ein trockener Husten ist gewöhnlich gefährlicher, als ein feuchter. Denn er ist entweder consensuell, und es kann ein wichtiger Fehler im Hinterleib dabey zu Grunde liegen, oder er ist ein Lungenhusten, und zeigt Knoten oder ein verschlossenes Geschwür in diesem Eingeweide an.

Eine gründliche Heilung des Hustens ist nicht anders gedenkbar, als durch die Wegschaffung der entfernten Ursache desselben. Wollte man bloß den Reitz zu heben suchen, ohne sich um seinen Ursprung zu bekümmern, so würde die Kur nur lindernd seyn, und das Uebel zwar zu weichen scheinen, aber gewiß bald und in einem höhern Grade wieder kommen. Eben daraus wird auch klar, in wie wenigen Fällen man sich beym Husten von den Auswurf befördernden Mitteln (wovon der Artikel **Brustmittel** nachzusehen ist) Nutzen versprechen könne. Nur in den beyden Fällen sind sie zu einer Hauptkur brauchbar, wann der Husten seinen Sitz in der Luftröhre hat, und von einer katarrhalischen Schärfe in ihren Drüsen herrührt; oder wann bey einem Lungenhusten eine Ansammlung von Schleim in diesem Eingeweide vorhanden ist, dessen Zurückhaltung das Athemholen erschwert. In sehr vielen andern sind sie bloß als Linderungsmittel zu gebrauchen, und in einigen beweisen sie sich offenbar schädlich.

Wenn Pferde mit dieser Art von Husten behaftet sind, so äussert sich derselbe nur dann, wann sie geritten werden, oder andere Arbeit verrichten. Uebrigens sind sie gesund, und bey vollen Kräften, auch husten sie nicht, wenn sie ruhig im Stalle stehen. Um die Verschleimung in den Luftröhrenästen, welche an diesem Husten Schuld ist, zu heben, bereite man aus Ammoniacgummi und Galbanumgummi, von jedem zwey Loth, Alantwurzel (Inula helenium), Pimpinellwurzel (Sanguisorba officinalis), von jeder sechs Loth, Schwefelbalsam zwey Loth, und so viel weisser Seife als nöthig, eine Pillenmasse, und mache daraus drittehalb Loth schwere Pillen, um davon dem Thier täglich ein Stück zu geben. Zugleich kann man täglich ein paarmal ein Dampfbad von einer Metze Gerste in hinreichendem Wasser, bis zum Aufplazen gekocht, anwenden, welches man dem Thier unter die Nase sezt. Zu

den folgenden Dampfbädern hat man nicht nöthig, jedesmal frische Gerste zu nehmen, sondern man kann jedes drey bis viermal wieder aufwärmen, hernach das Wasser unter das Saufen, und die Gerste als Futter gebrauchen. Im Frühjahr und Sommer thut man wohl, das Pferd während der Kur, die wenigstens drey Wochen lang fortgesezt werden muß, auf die Weide zu schicken, oder mit Gras zu füttern. Im Winter und Herbst aber muß man ihm entweder recht gutes, weder staubiges, noch halb vermodertes Heu, oder statt des Heues lieber Heckerling von gutem Rockenstroh mit Schrot geben.

Beym Rindvieh entsteht der Husten mehrentheils von Erkältung und von überschwemmtem, und faul oder staubig gewordenem Heu. Wenn jenes die Ursache ist, so hilft gewöhnlich folgender Trank bald, den man ihm Morgens und Abends eingeben kann. Man nehme ein halbes Quartier Bier, und löse darinn einen guten Löffel voll Fliedermus (Roob sambuci) und eben so viel Honig auf. Wenn aber der Husten hartnäckiger, oder von schlechtem staubigen Futter entstanden ist, so bereite man aus Schwefelblumen sechs Loth, zu Pulver geriebener rother Enzianwurzel (Gentiana lutea), Fenchelsaamen, von jedem acht Loth, zerriebenen Meerrettig (Cochlearia armoracia) einem halben Pfund, und so viel Honig als nöthig ist, eine Lattwerge, und gebe davon Morgens und Abends einen guten Eßlöffel voll ein.

Die Schafe bekommen insgemein einen Husten, wenn regnichte kalte Witterung einfällt, nachdem sie eben geschoren worden sind. Dagegen gebe man ihnen täglich einen halben Löffel voll Fliedermus mit etwas Bier ein, und fahre damit etliche Tage fort. Auch husten sie oft nach dem Genuß von staubichtem Futter. Giebt man ihnen täglich einmal einen Löffel voll Honig mit Bier ein, so wird dieses nebst der Verbesserung ih-

res Futters insgemein hinreichend seyn, diesen Husten zu heben.

Wenn Schweine Husten bekommen, so darf man denselben nicht vernachläßigen, weil sehr leicht die Schwindsucht, oder Abzehrung darauf folgt, wenn er auch nur von Erkältung oder von eingeathmeten Staube entstanden ist. Gleich im Anfange hilft folgendes Mittel. Man nehme Süßholz und Anissaamen von jedem drey Loth, stosse beydes zu Pulver, und bereite mit acht Loth Honig eine Lattwerge daraus, wovon man ihnen täglich zweymal einer welschen Nuß groß geben kann. Dabey lasse man sie oft geronnene saure Milch fressen. Hat aber der Husten schon lange angehalten, und ist das damit behaftete Schwein schon mager geworden, so muß man sich eines wirksamern Mittels bedienen. Man nehme nemlich Schwefelblumen, zu Pulver geriebene rothe Enzianwurzel und Süßholz, von jedem vier Loth, und mache mit einem halben Pfunde Honig eine Lattwerge daraus. Die Gabe davon ist für ein mittelmässiges Schwein ebenfalls einer welschen Nuß groß täglich zweymal.

Auch die Ziegen bekommen zuweilen, jedoch selten, einen Husten von erlittener Erkältung, wodurch die Luftröhrenäste verschleimt und mit einer scharfen Feuchtigkeit angefüllt sind. Wenn man dagegen nicht gleich wirksame Mittel anwendet, so entstehen leicht unheilbare Lungengeschwüre und Schwindsucht daraus. Man nehme Baldrianwurzel (Valeriana officinalis) und Wolferleykraut, beydes zu feinem Pulver gestossen, von jedem drey Loth, geriebenen Meerrettig vier Loth, und Spiesglasleber (Hepar antimonii) ein Loth, mische alles genau unter einander, und bereite mit einer hinlänglichen Menge Honig eine Lattwerge daraus. Die Gabe davon ist ein guter Theelöffel voll täglich zweymal.

Den Hunden kann man gegen den Husten von katarrhalischer Materie die oben für die Schweine empfohlne Lattwerge von Süßholz, Anis und Honig täglich dreymal zu einem halben bis einem ganzen Löffel voll geben. Rührt er aber von Stockung der Säfte in den Lungen her, so verordne man folgendes Mittel. Man nehme Ammoniacgummi ein Loth, Salmiac zwey Quentchen, Kraut und Blumen von Wolferley und Baldrianwurzel von jedem zwey Loth und Spiesglasgoldschwefel zehn Grane, reibe alles zu einem feinen Pulver, mische es genau unter einander, und bereite daraus mit einer hinlänglichen Menge flüssigen Löwenextracts eine Lattwerge. Die Gabe davon für einen großen Hund ist zwey Quentchen täglich zweymal, für einen kleinen ein Quentchen.

Den übrigen Arten von Husten muß man nach Erforderniß ihrer Ursachen begegnen, wie in den besondern Artikeln davon gelehrt wird.

Igelsfuß, Straubfuß, unrichtig Igelshuf genannt, ist dasjenige Uebel an einem Pferdefusse, wenn über der Krone des Hufs die Haare unordentlich empor stehen. Die Ursachen davon sind kleine oberflächliche flechtenartige Geschwüre, welche entweder eine scharfe Feuchtigkeit ergiessen, wovon die Haut immer mehr angefressen wird, und selbst die Haare nach und nach ausgehen, oder aber kleyenartige Schuppen absezen, welche ein Jucken und einen beständigen Reitz daselbst unterhalten. Die gewöhnlichste Veranlassung dazu giebt Unreinlichkeit, wenn man das Thier beständig in tiefem Miste stehen läßt, oder in die Schwemme zu führen, oder abzuwaschen versäumt, nachdem es auf morastigem Boden und im stinkenden Schlamme gegangen ist. Wenn das Uebel noch nicht zu weit eingerissen ist, so heilt man es am besten dadurch, daß man dem Thiere des Morgens sowohl, als auch Mittags

und Abends, so oft es von der Arbeit zu Hause kommt, den Fuß mit Seifenwasser rein abbürstet, und dann ihn mit einem verstärkten Goulardschen Wasser, oder einer Mischung aus vier Loth Bleyextract und acht Loth Wasser befeuchtet. Hat es aber schon sehr lange gedauert, so wird schwerlich noch etwas helfen.

Impfung, Einimpfung, Inoculation ist diejenige Operation, durch welche man einem Thiere auf eine künstliche Weise eine Krankheit verschaft, um es gegen die Gefahr zu sichern, der es ausgesezt seyn würde, wenn es sie durch die Ansteckung auf dem natürlichen Wege bekäme. Sie ist sehr leicht, und besteht in weiter nichts, als daß man dem Thiere an irgend einer Stelle seines Körpers einen Einschnitt macht, und in denselben ein kleines Ende einer aus mehrern Zwirnsfäden zusammengesezten Schnur hinein legt, welche vorher, mit der Ansteckungsmaterie befeuchtet, darauf getrocknet, und in einem fest zugemachten Glase aufbewahrt worden ist.

Man hat die Impfung bey mehrern Arten von Thierkrankheiten empfohlen, z. E. bey dem Rotz der Pferde, den Pocken der Schafe, und der Seuche des Rindviehs. Auch sind wirklich eine Menge Versuche, wenigstens bey den lezten beyden, damit gemacht worden, und zwar, wie man rühmt, mit dem besten Erfolge.

Allein es lassen sich gegen die Anwendbarkeit dieses Heil- und Verwahrungsmittels, das man aus der Menschenarzneykunst entlehnt hat, worinn es allerdings mit grossem und nicht eingebildetem Nutzen gegen die Blattern gebraucht wird, in der Thierarzneykunst erhebliche Zweifel machen. Man kann sich von der Einimpfung nur in folgenden beyden Fällen Nutzen versprechen, entweder wenn man sie in der Absicht verrichtet, eine Gattung von Thieren gegen eine gefährliche ansteckende

Krankheit zu verwahren, welcher alle einzelne Individuen derselben nothwendig unterworfen sind, die sie dem Laufe der Dinge nach durchaus einmal in ihrem Leben haben müssen, und wovon sie, nachdem sie sie überstanden haben, nie wieder befallen werden. Oder wenn man sich ihrer in der Absicht bedient, um eine gefährliche Krankheit, welcher eine Thiergattung durch Zufall ausgesezt werden kann, dadurch bey dem zu impfenden Thiere leichter und weniger gefährlich zu machen.

Jener Fall paßt für die Menschenblattern. Diese sind eine Krankheit, welche zwar ursprünglich nicht in Europa zu Hause war, sondern vor mehrern hundert Jahren aus einem andern Welttheile zu uns herüber gebracht worden ist. Nun ist sie aber bey uns so einheimisch, daß jeder Mensch sie nothwendig in seinem Leben einmal haben muß. Wer sie aber einmal überstanden hat, der bekommt sie in der Regel niemals wieder, wenn er sich auch noch so oft aufs neue der Ansteckung ausseżt. Wenigstens giebt es der Ausnahmen von dem einen so wohl als von dem andern so wenige, daß sie auf keine Weise in Betracht kommen können.

Aber kann man eben das von dem angeführten Thierkrankheiten behaupten, gegen welche man die Einimpfung empfohlen hat? Gewiß nicht. Wenigstens ist es durch die Erfahrung bewiesen, daß sie keine den Thieren nothwendige Krankheiten sind. Denn wie viele Pferde, Schafe und Kühe leben und sterben eines natürlichen oder gewaltsamen Todes, ohne in ihrem Leben mit dem Rotze, den Pocken und der Seuche behaftet gewesen zu seyn? Und daß diese drey Krankheiten von der Art sind, daß Thiere, welche einmal damit behaftet gewesen, sie nie wieder bekommen, behauptet man zwar, aber ohne unwiderlegliche Beweise davon anführen zu können.

Man müste also in der Thierarzneykunst die Impfung bloß anwenden, um eine gefährliche ansteckende

Krankheit, welcher eine Thiergattung zufällig unterworfen seyn kann, weniger gefährlich zu machen. Ob sie dieses aber wirklich leiste, das muß erst durch noch mehrere Erfahrungen ausgemacht werden, als man bisher gemacht hat.

Indrunk ist eine alte Benennung für das Wiederkauen der Thiere. Daher der verlohrne Indrunk bey den wiederkauenden Thieren so viel bedeutet, als verlohrne Freßlust. Man sehe den Artikel Auffstössig werden.

Insectenstich. Bienen, Wespen und Horniſſe bringen durch ihren Stich so giftige Wunden zuwege, daß davon grosse Schmerzen, eine starke rosenartige Entzündung und Geschwulst entstehen. Ja, wenn ein Thier solcher Stiche viele auf einmal, und noch dazu an sehr empfindlichen Stellen erhalten hat, so folgt nicht selten ein heftiges Fieber darauf, das zuweilen lange dauert, und gar gefährlich wird. Diese Zufälle rühren theils von dem feinen Stiche, und dem darinn stecken gebliebenen Stachel, theils und noch mehr von einer gewissen scharfen Säure her, welche die Insecten in die Wunden einflieſſen lassen. — Um dergleichen Stiche zu heilen, muß man daher, wenn es sich thun läßt, erst den Stachel aus der Wunde heraus zu ziehen suchen, und dann kühlende lindernde Mittel darauf legen, oder die Stelle damit fleißig waschen. Man bedient sich dazu am besten des Goulardschen Bleywassers, oder wenn man weiter nichts bey der Hand hat, eines Breyes von gequetschten rohen Kartoffeln. Wenn ein Thier sehr viele Stiche auf einmal, und an empfindlichen Stellen bekommen hat, so wird auch wohl ein Aderlaß nöthig, damit dadurch die Heftigkeit des Fiebers abgewendet werde.

Jucken. Dies ist eine sehr lästige Empfindung der Thiere, welche sie nöthigt, sich an harten Körpern zu reiben, sich zu schaben, zu kratzen, oder wohl gar zu beissen. Sie kommt entweder von Staub und andern Unreinigkeiten her, welche ihnen in den Haaren stecken, und die Haut beständig reitzen, oder von Ungeziefer, Läusen, Flöhen und dergleichen. Oder es ist eine besondere Schärfe ihrer Säfte daran Schuld, wovon der Schweiß scharf wird, und die feinen Hautgefässe anfrißt. Zur Hebung dieses Uebels, es mag von innerlichen oder äusserlichen Ursachen herrühren, ist vor allen Dingen die strengste Reinlichkeit nöthig. In manchen Fällen ist diese allein schon hinreichend. Hat das Thier Ungeziefer, so vertilgt man es insgemein durch fleissiges Waschen und Bürsten mit Abkochungen von bittern Kräutern, z. E. von Toback, Welschen Nußbaumblättern, oder dergleichen, mit etwas Essig vermischt. Will das noch nicht helfen, so muß man sich derjenigen Mittel dazu bedienen, welche im Artikel Läuse empfohlen sind. — Wenn aber das Uebel eine Schärfe in den Säften zum Grunde hat, so wird es nöthig, ausser der fleissigen Reinigung des Thiers, innerlich auch verdünnende, die Schärfe einwickelnde, und gelind abführende Mittel anzuwenden. So kann man Hunden z. E. Molken mit Weinsteinrahm, Schweinen sauere geronnene Milch oder Buttermilch mit Seife geben. Bey den grössern Thieren, Pferden und Kühen, leistet das grüne Futter oft schon gute Dienste. Im Winter aber, oder wenn die grüne Fütterung allein noch nicht helfen will, muß man ihnen eine Zeitlang Abkochungen von Gerste, Haber, Seifenkraut (Saponaria officinalis) Queckenwurzeln (Triticum repens) oder dergleichen zu saufen geben.

Juckendes Geschwür. Davon sehe man den Artikel Geschwüre nach.

Kaak wird von Einigen eine Krankheit der Schafe genannt, wobey sie einen stark geschwollenen Kopf und Hals haben. Man sehe Wasserkopf.

Kalter Brand ist das Uebel, wenn ein Theil leb- und gefühllos wird, und ganz abstirbt. Gewöhnlich geht der heisse Brand vor ihm her. Man sehe den Artikel Brand.

Kalte Pisse. So nennt man uneigentlich einen beständigen schmerzhaften Drang zum Stallen. Man sehe davon den Artikel Harnzwang.

Karfunkel. Davon ist schon im Artikel Carbunkel gehandelt worden.

Katarrh, Schnupfen, nennt man eine Anhäufung von scharfer wässerichter Feuchtigkeit in den Drüsen der Nase und des Rachens und in den Lungen, welche gemeiniglich einen geringen Grad von Entzündung erregt, und daher zuweilen mit Schmerzen verbunden ist. Die Ursache davon ist eine Schärfe, welche besonders auf die lymphatischen Gefässe und die Drüsen in diesen Theilen wirkt, und durch ihren Reitz den Zusammenfluß von Feuchtigkeit zuwege bringt. Anfangs ist dieselbe dünn und scharf, in der Folge aber wird sie dick und milde.

An und für sich ist diese Krankheit nicht bedenklich, sondern sie hebt sich insgemein von selbst. Oft ist sie aber mit einem Fieber verbunden, nach dessen Beschaffenheit sich dann die Vorhersagung richtet. Dieses Fieber kann so unmerklich und gelinde seyn, daß die grösseste Ausmerksamkeit dazu erfodert wird, es wahrzunehmen, und es eben daher leicht verkannt wird. Als-

dann kann mit der Zeit die Auszehrung darauf erfolgen.

Die Heilung erfodert, daß man das Thier vor Kälte und Näſſe in Acht nehme, es einige Tage in einem mäſſig warmen, aber luftigen Stalle ſtehen laſſe, und ihm leicht verdauliches Futter reiche. Um die ſcharfe Materie ſchwächer und unwirkſam zu machen, gebe man ihm ſchleimige Getränke zu ſaufen, und laſſe es von Zeit zu Zeit ein erweichendes Dampfbad einathmen. Zu beyden kann man ſich z. E. der Abkochung von Gerſte, Habergrütze, Klettenwurzeln (Arctium lappa) oder dergleichen bedienen. Zum Getränk gebraucht, muß ſie jedoch mit etwas Honig vermiſcht werden.

Was die übrige Behandlung, wenn die obige nicht hinreicht, anbetrift, ſo hat man, weil oft Erkältung die Gelegenheitsurſache zum Katarrh iſt, zuweilen gelinde ſchweißtreibende Mittel heilſam befunden. Aber die meiſte Zeit ſchaden dieſelben. Am ſicherſten geht man daher, wenn man ſich nach der Beſchaffenheit des Fiebers richtet.

Katarrhalfieber. Man ſehe **Schleimfieber.**

Katheter. Von der Anwendung dieſes Inſtruments bey Harnverhaltungen, iſt im Artikel **Harnabzapfen** gehandelt worden.

Kaumittel ſind ſolche, welche man den Thieren ins Maul ſteckt, damit ſie daran kauen. Man bedient ſich derſelben entweder in der Abſicht, daß ein ſtarker Zufluß von Speichel dadurch bewirkt werde, oder um bey dem Hornviehe, dem das Wiederkauen vergangen iſt, etwas ähnliches hervorzubringen, und ihm wieder Luſt zum Freſſen zu machen, oder auch um einen im Maule des Thiers feſtklebenden Schleim dadurch

aufzulösen. Damit sie nicht verschluckt werden, und auch nicht aus dem Maul herausfallen können, befestiget man sie entweder an einen Knebel, oder man bindet sie in einen Lappen, und legt dem Thiere denselben wie ein Gebiß ins Maul. Man wählt dazu nach der Absicht, welche man dabey hat, Bertramwurzel (Anthemis pyrethrum), Meisterwurzel (Imperatoria ostruthium), Angelickwurzel (Angelica Archangelica) Kalmuswurzel (Acarus calamus), Galgantwurzel (Maranta galanga), Rosmarin, Thimian, Salbey, Kresse (Lepidium sativum), Senfsaamen, Wacholderbeeren, Lorbeeren, Mastix, Salz, u. s. w.

Kayserschnitt. Man sehe den Artikel Bauchschnitt.

Kehlsucht. Die Schriftsteller sind sich über die Bedeutung dieses Worts nicht einig. Einige verstehen darunter die Druse, Andere den Rotz; die Meisten aber eine Entzündung des Halses; wovon der Artikel Bräune handelt.

Keichen. Darunter versteht man ein beschwerliches, kurzes und geschwindes Athemholen, wobey das Thier Maul und Nase aufsperrt, und bey jedem Ausathmen ein Geräusch macht. Wenn es nicht von einer heftigen Bewegung, von starkem Laufen, vom Fettwerden des Thiers u. s. w. herrührt, so ist es ein krankhafter Zufall, wovon man den Artikel Dampf nachsehen mag.

Kerbweh, wird von Einigen die Krankheit des Rind- und Schafviehs genannt, welche im Artikel Klauenseuche beschrieben ist.

Kernschwinden. Davon ist schon im Artikel Fußschwinden gehandelt worden.

Kernstechen, den dritten Kern lassen; man sehe den Artikel Aderlassen.

Kinnbackenkrampf nennt man eine krampfhafte Zusammenziehung der Muskeln der untern Kinnlade, wodurch dieselbe so gewaltsam gegen die obere gezogen wird, daß man auf keine Weise das Maul des Thiers öfnen kann. Er ist gewöhnlich ein Zufall der sogenannten Hirschkrankheit, wovon im Artikel Klemme gehandelt wird.

Klappenspatt, eine sonderbare Benennung des Uebels, das man sonst auch Hahnentritt, oder Zuckfuß nennt.

Klauenseuche, Klauenkrankheit. Hierunter versteht man eine Krankheit des Rindviehs, der Schafe und der Ziegen, deren Hauptzufall darinn besteht, daß sie schmerzhafte Geschwüre an den Klauen bekommen. Weil davon zuweilen mehrere Thiere auf einmal, ja nicht selten ganze Heerden befallen werden, so hat man ihr den Namen Seuche gegeben. Sie fängt mit einem fast unmerklichen Hinken der Thiere an. Dieses nimmt aber bald so sehr zu, daß sie fast nicht mehr fortkommen können, alle Augenblicke still stehen, traurig sind, und sich wenig um das Fressen bekümmern. Zuweilen bekommen sie gar ein mehr oder weniger starkes Fieber dazu, und die Freßlust vergeht ihnen ganz. Wenn man sie nun genau untersucht, so findet man bald nur an einem, bald an mehrern, ja zuweilen an allen vier Füssen, oben um die Krone herum eine entzündete Geschwulst, welche bereits in Eiterung übergegangen ist, und entweder hier, oder zwi-

schen den Klauen, oder unten an der Ferse aufbricht. Der ausfliessende Eiter besizt eine besondere Schärfe, frißt um sich, und macht oft ein so ausgebreitetes bösartiges Geschwür, daß der ganze Fuß davon eingenommen wird, und sich das Horn von den Klauen ablöst und wegfällt. Dadurch werden die Thiere entweder auf lange Zeit unbrauchbar, und kommen gewaltig von Kräften, oder sie zehren gar ab und sterben.

Es ist noch nicht gewiß ausgemacht, was eigentlich die Veranlassung zu dieser Krankheit sey. Da sie aber selten einzelne Thiere allein befällt, sondern, wenn sie sich zeigt, gewöhnlich in der ganzen Heerde herrscht, und fast kein einziges Stück verschont, so steht zu vermuthen, daß eine allgemeine Ursache daran Schuld sey. Und es hat daher die Meinung derjenigen viel für sich, welche glauben, sie habe ihren Ursprung daher, wenn die Thiere entweder bei lange anhaltender dürrer Witterung auf heissem und sandigem Boden, oder in einem vorzüglich nassen Sommer auf moorichten Weideplätzen gehütet worden sind. Denn so läßt es sich erklären, warum selbst mitten im Winter oft ganze Schafheerden an derselben leiden. Denn alsdann kann man die Ursache leicht darinn finden, daß dieselben eine geraume Zeit lang haben auf ihrem nicht selten sich brennenden Miste stehen müssen.

Wenn man das Uebel früh genug gewahr wird, ehe die Entzündungsgeschwulst noch von selbst in Eiterung gegangen ist, so muß man dieselbe durch dienliche Mittel zu zertheilen suchen. Oft kann man dieses einzig und allein dadurch bewirken, daß man die Thiere mehrere mal des Tages in reines fliessendes Wasser treibt, und ihren Stall rein ausmistet, und oft mit frischer Streu versieht. Besser aber ist es, wenn man ihnen einen kühlenden Breyumschlag, etwa von Leimen und Wasser mit etwas Goulardschen Bleyextract, oft frisch angefeuchtet um die Füsse legt, oder auch Lappen

mit kaltem Wasser und Essig zu gleichen Theilen, oder mit Goulardschem Wundwasser befeuchtet darum schlägt.

Will sich die Entzündung demohngeachtet nicht zertheilen, so muß man durch den Gebrauch warmer erweichender Breyumschläge z. E. aus Leinsaamen, oder warmer Bähungen mit der Abkochung davon, so geschwind als möglich die Eiterung befördern, und den Abscess baldigst öfnen. Nachdem der Eiter gehörig ausgeleert, und wenn er etwa schon einen Theil des Horns abgelöst hätte, dieses so weit weggeschnitten worden ist, damit sich dahinter nicht aufs neue Eiter ansammeln, und noch tiefer unter sich fressen könne, so verbindet man das Geschwür entweder ganz trocken, bloß mit feinem Werg, oder man befeuchtet dasselbe mit einer Auflösung von Alaun und gemeinem Vitriol, jedes zu einem Loth, und Grünspan zu einem halben Loth in einem Pfunde Wasser.

Wenn es sich aber zuträgt, daß das Horn sich von einer Klaue ganz abgelöst hat, so muß man den Schaden mit einer Salbe aus gleichen Theilen Leinöhlfirniß und gelben Wachs zusammengeschmolzen, und mit dem dritten Theile Silberglätte in Pulver vermischt, verbinden, und den Verband mit einem über den Fuß gezogenen ledernen Beutel befestigen; wobei es sich denn von selbst versteht, daß das Thier eine Zeit lang ganz ruhig im Stalle stehen muß.

Oft gesellt sich eine Art von Klauenseuche, oder vielmehr ein Klauengeschwür zu derjenigen Krankheit des Hornviehs, welche man die Maulfäule nennt. Davon wird in einem besondern Artikel die Rede seyn.

Klemme, Maulklemme, Hirschkrankheit, Starrsucht. Diese gefährliche Krankheit, womit besonders die Pferde, und selten die Hunde befallen werden, besteht darinn, daß die Kinnbackenmuskeln, und wenn sie aufs höchste steigt, alle übrigen Mus-

keln am ganzen Körper krampfhaft zusammengezogen, und zum Nachlassen unfähig werden. Zuerst wird dem kranken Thiere das Maul so verschlossen, daß es dasselbe nicht aus einander bringen kann, hierauf befällt die Steifigkeit den Hals, dann die Schultern und Vorderbeine, und zulezt den Leib und die Hinterbeine.

Folgende Zeichen geben diese Krankheit zu erkennen. Das Thier ist nicht im Stande, seine Zähne, oder vielmehr seine Kinnbacken gehörig weit aus einander zu bringen. Es zeigt beym Gehen eine Steifigkeit in seinem ganzen Körper, und vorzüglich am Halse, dessen Muskeln mehr, als die Muskeln am Leibe und an den Beinen angespannt sind. Seine Augenlieder sind sehr erweitert, so daß die Augen weit offen und starr stehen. Wenn man ihm den Kopf in die Höhe hebt, so wird der Augapfel widernatürlich herunterwärts gezogen. Aus dem Maule fließt ihm vieler zäher Speichel, die Naselöcher stehen weit offen, und es holt sehr geschwind Athem. Es kann kein festes Futter fressen und selbst das Saufen wird ihm sauer, weil es nicht gut schlucken kann. Von Zeit zu Zeit bekommt es krampfhafte Verzuckungen oder Convulsionen, worauf es über den ganzen Leib in Schweiß geräth, und sich wieder etwas leidlicher befindet. Allein es dauert nicht lange, so werden die Zufälle wieder heftiger, und auf solche Weise wechselt das in immer kürzern Zwischenzeiten ab, bis nach neun bis funfzehn Tagen der Tod erfolgt.

Die Ursache dieser Krankheit ist die meiste Zeit eine plözliche Erkältung, z. E. wenn das Thier ganz erhizt und in vollem Schweisse in sehr kaltes Wasser fällt. Zuweilen entsteht sie aber auch von starken Verwundungen, wobei ein oder mehrere wichtige Nervenäste verlezt sind, vorzüglich von Schußwunden.

Die Vorhersagung richtet sich nach der Heftigkeit der Zufälle. Ueberhaupt ist die Krankheit schwer zu hei-

heilen. Wenn ein Entzündungsfieber damit verbunden ist, welches man aus dem geschwinden, harten und vollen Pulse erkennt, wenn die Zähne dicht auf einander stehen, die Schleimhaut der Nase sehr roth aussieht, und das Thier fett ist, so bleibt wenig oder gar keine Hofnung zur Genesung übrig.

Die Heilung wird auf folgende Weise versucht. Sobald man die ersten Zeichen der Krankheit wahrnimmt, läßt man dem Thiere drey Pfund Blut aus der Halsader. Alsdann bereite man folgenden Trank: Man löse ein Loth stinkenden Asands in einer hinlänglichen Menge kochenden Wassers auf, und mische dazu ein Quentchen zu Pulver geriebenen Kampfers und eben so viel Opium. Diesen Trank gebe man ihm mit einem halben Quartier Wasser ein, und wiederhole denselben alle acht Stunden. Sollten die Zähne nicht so weit aus einander stehen, daß dies angienge, so müste man das Eingeben hier aus Noth durch ein Nasenloch verrichten. Man reibe die Muskeln der Kinnladen alle vier Stunden mit folgendem Oel: Man nehme ein halbes Loth Campher, reibe ihn zu Pulver, und giesse nach und nach acht Loth Leinöl dazu; nachdem derselbe ganz darinn aufgelöst ist, so mische man noch zwei Loth Hofmanns schmerzstillenden Liquors darunter. Ferner gebe man alle drey Stunden folgendes Klistir. Man koche Kamillenblumen und Pappelkraut (Malva rotundifolia), von jedem eine Handvoll in zwey Quartier Wasser; nachdem die Flüssigkeit durchgeseihet ist, löse man darinn ein Loth Salpeter und zwey Quentchen Campher auf; und die Hälfte von der Mischung, welche zu einem Klistire hinreichend ist, giesse man lauwarm mit zwey Loth Leinöl in die Spritze.

Wenn der Krampf bey dem Gebrauche dieser Mittel, statt abzunehmen, vielmehr zunimmt, und auch die Halsmuskeln befällt, so muß man nach zehn bis zwölf Stunden noch ein Quartier Blut ablassen, und

auch die steif gewordenen Halsmuskeln mit dem oben beschriebenen Oele einreiben. Verbreitet sich aber die Steifigkeit und der Krampf noch weiter bis über die Muskeln der Vorderbeine, des Leibes und der Hinterbeine, so ist alle Mühe umsonst, und keine Heilung mehr zu hoffen.

Kleyengrind ist ein trockener Ausschlag in der Haut, wodurch dieselbe sich abschuppet, und wie Kleye aussieht. Man sehe den Artikel Grind. Einige verstehen aber auch darunter die flechtenartigen Risse und Sprünge in der Haut hinten an den Vorderbeinen der Pferde, die man sonst Rappen nennt.

Klistir. Was ein Klistir sey, weiß ein jeder; daher eine Definition dieses Worts hier wohl sehr überflüssig seyn möchte. Die gebräuchlichsten Werkzeuge, womit man Klistire beybringt, sind eine Schweins- oder Rindsblase, woran eine knöcherne Röhre befestigt wird, oder eine Klistirsprize von Zinn oder Holz. Bey kleinen Thieren kann man sich im Nothfall wohl einer Blase bedienen, bey grössern aber ist sie zu klein. Ausserdem hat die Sprize den Vorzug, daß sich damit die Flüssigkeit höher in die Gedärme hinaufbringen läßt. Das Klistir muß lauwarm seyn, und entweder oben in die Sprize hinein gegossen werden, so daß sie ganz voll werde, und kein Raum für die Luft darinn bleibe; oder man kann es auch vermittelst des Ausziehens des Stöpsels hineinsaugen. Die Quantität der Flüssigkeit kann man bey einem Pferde, oder einem grossen Stück Rindvieh auf zwölf Unzen oder ein Pfund, bey einem Füllen und einem Rinde auf acht Unzen, und bey einem Kalbe, einer Ziege, einem Schafe u. s. w. auf vier Unzen festsezen. Die Zubereitung der Klistire geschieht auf mancherley Art, und richtet sich nach den Zufällen und Indicationen. Nachfolgende Formeln sind von Klistiren für Pferde.

Für kleinere Thiere müssen auch die Gaben der Medicamente nach Verhältnis kleiner seyn.

Bloß eröfnende Klistire, welche man in der Absicht beybringt, um dem im Mastdarme sich aufhaltenden verhärteten Miste einen Ausweg zu verschaffen, sind insonderheit bey Pferden von grossem Nuzen, da diese Thiere wegen der grossen Länge ihrer Gedärme, und der geringern Reizbarkeit derselben nicht durch eingegebene Abführungsmittel zu reinigen sind. Z. B. Man koche drey Löffel voll Habergrüze mit zwölf Unzen Wasser, oder Wasser und Milch, und thue zu der durchgeseiheten Flüssigkeit vier Löffel voll Oel.

Abführende Klistire müssen schon mehr Reiz verursachen. Man nimmt dazu Sennesblätter (Cassia senna), gemeines Küchensalz, Gravenhörstisches Salz, Seife und dergleichen. Z. B. Man vermische vier Löffel voll Honig, eben so viel Oel, und eine Hand voll Salz mit zwölf Unzen warmer Milch.— Oder, man koche zwey Loth Sennesblätter in zwölf Unzen Schwetschenbrühe, seihe sie durch, und thue vier Loth Gravenhorstisches Salz und vier Löffel voll Oel dazu.

Blähungentreibende Klistire können aus Kamillenblumen (Matricaria chamomilla), Anis (Pimpinella anisum), Kümmel (Carum carvi), Lorbeeren (Laurus nobilis) und dergl. bestehen; z. B. man nehme zwey Hände voll Kamillenblumen, zwey Loth Kümmel, vier Loth Seife, koche es mit zwölf Unzen Wasser, und thue zu der durchgeseiheten Flüssigkeit vier Löffel voll Oel.

Zu erweichenden Klistiren bedient man sich des Käsepappelkrauts (Malva rotundifolia), Eibischkrauts (Althaea officinalis), Wollkrauts (Verbascum thapsus), Leinsaamen (Linum usitatissimum) u. s. w. Z. B. Man koche ein halbes Pfund Käsepappelkraut, sechs Loth Kamillenblumen, und drey Loth Leinsaamen in zwölf

Unzen Wasser und Milch, und thue zu der durchgeseiheten Flüssigkeit vier Löffel voll Oel.

Will man kühlende Klistire geben, so sezt man ihnen Salpeter zu; z. B. Man nehme zwölf Unzen Habergrüzabkochung und löse darinn ein bis anderthalb Loth Salpeter auf.

Schmerzstillende Klistire bereitet man aus erweichenden Mitteln, denen man, wenn keine Entzündung vorhanden, oder zu fürchten ist, Sydenhams Laudanum, oder Opium zusezen kann; z. B. man koche Eibisch- und Wollkraut von jedem eine gute Handvoll, vier Loth Leinsaamen mit Wasser bis auf zwölf Unzen ein, und seze zu der durchgeseiheten Flüssigkeit vier Loth Mohnöl. — Oder, man nehme zwölf Unzen Kleyenwasser, und thue ein Quentchen Sydenhams Laudanum und zwey Loth Mohnöl hinzu.

Zu krampfstillenden Klistiren dienen die Baldrianwurzel (Valeriana officinalis) und stinkender Asand (Ferula asa foedita); z. B. man koche sechs Loth zerschnittener Baldrianwurzel mit zwey Pfund Wasser bis auf die Hälfte ein, thue gegen das Ende der Kochung eine Hand voll Kamillenblumen hinzu; seihe es durch, und giesse nun noch zwey Loth Mohnöl dazu. — Oder, man löse zwey Quentchen stinkenden Asand in zwölf Unzen Kamillenabkochung auf, und thue zwey Loth Mohnöl dazu.

Wurmtreibende Klistire können aus Wermuth (Artemisia absynthium), Farrenkraut (Polypodium filix mas), Sevenbaum (Juniperus sabina), Koloquinten (Cucumis colocynthis) u. s. w. zusammengesezt werden; z. B. man nehme eine Handvoll Wermuth, ein Loth Koloquinte, koche es in sechszehn Unzen Wasser bis auf zwölf ein und thue vier Löffel Thran hinzu.

Stärkende Klistire bereitet man aus Baldrianwurzel, Lorbeerblättern, Meisterwurzel (Imperatoria

ostruthium) Wermuth, Pomeranzenblättern (Citrus aurantium) Schafgarbenkraut (Achillea millefolium) u. s. w. Z. B. man nehme sechs Loth zerschnittene Baldrianwurzel, vier Loth Pomeranzenblätter und zwey Loth Schafgarbenkraut, koche es mit zwölf Unzen Wasser, und seihe es durch.

Zu anhaltenden Klistiren nimmt man Lohmehl, oder Eichenrinde (Quercus robur), Tormentillwurzel (Tormentilla erecta), Opium, Alaun, u. s. w. Z. B. Man nehme acht Loth Lohmehl, vier Loth Tormentillwurzel, koche es in zwölf Unzen Wasser, seihe es durch, und thue vier Gran Opium dazu.

Ausser diesen Arten von Klistiren hat man noch Essigklistire, deren man sich in fäulichten Krankheiten und einigen andern Fällen bedient. Man thut nemlich zu einer Habergrüzabkochung eben so viel Biereſſig, oder noch besser einige Löffel voll Weineſſig hinzu, je nachdem man es stark haben will.

Alle diese Klistire werden lauhwarm beygebracht. Es gibt aber auch Fälle, in denen man mit Nuzen kalte Klistire anwendet, z. B. bey einer Atonie im Darmcanal u. s. w. Nur muß dann kein Oel dazu gethan werden, weil dadurch ihre stärkende Kraft geschwächt würde. Am besten nimmt man kaltes Wasser dazu.

Endlich braucht man auch bey verschiedenen Zufällen, insonderheit wo eine schleunige Hülfe nöthig ist, mit grossem Nuzen Tobacksrauchsklistire, vermittelst besonderer dazu eingerichteter Maschinen. Wo eine solche Maschine nicht bey der Hand ist, kann man auch ein gewöhnliches Klistir, aber von einem Tobacksaufgusse geben, indem man zu zwölf Unzen kochenden Wasser anderthalb bis zwey Loth und darüber guten Toback nimmt, und die durchgeseihete Flüssigkeit einsprizt.

Kniegalle. Darüber ist der Artikel Beingalle nachzuschlagen.

Knieschwamm. Man sehe den Artikel Gelenkschwamm.

Knochenauswuchs ist diejenige Krankheit der Knochen, bey welcher dieselben merklich aufgetrieben werden, und sich auf ihrer Oberfläche eine umschriebene Geschwulst bildet. Es giebt falsche und wahre Knochenauswüchse. Erstere bestehen bloß in Geschwülsten der Beinhaut, welche zuweilen entzündet und schmerzhaft, zuweilen aber ohne Schmerzen, und eben so hart, als der Knochen selbst sind. Die wahren Knochenauswüchse lassen sich wieder in zwey Arten eintheilen, nemlich in solche, wo der angeschwollene Knochen eine Art von Gewölbe bildet, unter welchem sich lauter kleine Fächer mit knochichten Zwischenräumen und einem fleischichten Wesen angefüllt befinden. Auch diese sind zuweilen hart und knorpelicht, zuweilen aber schmerzhaft, und mehr weich als hart, da sie sich denn leicht entzünden und in Vereiterung gehen; oder in solche, bey denen die Geschwulst ganz fest, ohne fleischichte Zwischenräume, unempfindlich, und gewöhnlich weisser als der Knochen selbst ist.

Der Ursprung der Knochenauswüchse rührt entweder von einer äusserlichen Gewalt, von einem Stosse, Schlage oder Falle her, oder sie haben eine innerliche Ursache zum Grunde, z. E. das Wurmgift, das Rozgift und dergleichen. Wenn sie der Narbe eines gebrochenen Knochens ähnlich sind, und von dem Ausflusse des guten Nahrungssafts des Knochens entstehen, so sind sie die meiste Zeit gutartig. Rühren sie aber von scharfen und verdorbenen Säften, und vorzüglich von Fäulung des Knochenmarks her, so sind sie bösartig. Doch können auch Knochenauswüchse, die von einer äusserlichen

Ursache entstanden sind, bösartig werden. Uebrigens unterscheiden sich die bösartigen von den gutartigen vorzüglich dadurch, daß jene nie ohne Schmerzen sind.

Das grösseste Uebel, welches ein gutartiger Knochenauswuchs nach sich ziehen kann, besteht darinn, daß die Bewegung des angegriffenen Theils darunter leidet, indem nemlich die Muskeln und Sehnen, welche darüber liegen, davon zu stark ausgedehnt und gespannt werden, oder der Kopf eines Knochens davor keinen freyen Spielraum in der für ihn bestimmten Gelenkhöhle behält. In diesem Falle richtet sich also seine Gefahr nach der Stelle und Lage des Theils, woran er sich befindet. Wann er aber zu stark, und insonderheit spitzig zuwächst, und dadurch die Beinhaut zerreißt, so kann er eine heftige Entzündung erregen, und schlimme Folgen nach sich ziehen. — Der bösartige Knochenauswuchs ist immer bedenklich, zieht insgemein Beinfraß oder gar Beinkrebs nach sich, und kann wegen der Heftigkeit der Zufälle, der unerträglichen Schmerzen, seiner schnellen Zunahme, und der Schärfe der ausfliessenden Jauche ein äusserst gefährliches Uebel werden.

Bey einer Verlezung der Beinhaut durch äusserliche Gewalt muß man die Entzündung, oder wenn diese bereits da ist, die Eiterung zu verhüten suchen. Man wendet daher Aderlässe, innerliche entzündungswidrige, und äusserliche mehr erweichende als zertheilende Mittel an. An Knochen, die nicht sehr tief liegen, thut man am besten, bis auf die Beinhaut, aber ohne sie zu verlezen, einen Einschnitt zu machen, das unter derselben bereits ausgeflossene Blut herauszulassen, und die Heilung ohne Abblätterung zu versuchen. Dadurch wird man den Knochenauswuchs sicher abwenden.

Gegen einen wahren harten Knochenauswuchs läßt sich selten mit Arzneyen etwas ausrichten. Wenn er ohne Schmerzen ist, und keine wesentliche Verrichtung stört, so ist es daher am rathsamsten, ihn unberührt zu lassen.

Erregt er aber heftige Schmerzen, so muß man den Knochen durch einen Kreuzschnitt entblössen, alles Fleisch wegschneiden, und viele kleine Löcher in die Geschwulst bohren, deren Tiefe sich nach der ausfliessenden Jauche bestimmt. Nachdem die Löcher gebohrt sind, sezt man ein Messer an, und treibt dasselbe mit einem Hammer von einem Loche zum andern, damit alles, was dazwischen ist, heraus falle. Das übrige schabt man mit einem Messer oder einem Stücke Glas gleich, schafft alles schadhafte weg, und verfährt übrigens wie beym Beinfraß.

Die weichen Knochenauswüchse endigen sich oft, wie schon gesagt ist, durch Eiterung. Alsdann sind sie sehr schmerzhaft anzufühlen, und die überliegende Haut ist heiß und roth. Hier wird ebenfalls die Entblössung des Knochens, der freye Gebrauch des Bohrers und Meissels, womit man so viel als möglich die Geschwulst wegarbeitet, und darauf eben die Behandlung wie beym Beinfraß erfodert.

Wenn sich die Knochenauswüchse in den Krebs endigen, so bleibt keine Hofnung, das Glied zu erhalten, und man sieht sich in der traurigen Nothwendigkeit, das Thier zu tödten, um keine unnöthige Kosten davon zu haben.

Knochenbrechen. Hierunter versteht man eine seltene, unter dem Rindvieh zuweilen herrschende Krankheit, in welcher die Knochen so mürbe werden, daß sie fast ohne alle äusserliche Gewalt, oder sonstige Veranlassung zerbrechen. Allein ihre Kennzeichen so wohl, als ihr Ursprung und noch mehr ihre Heilung sind uns noch ganz unbekannt. Bey der Oefnung der geschlachteten oder gestorbenen Thiere, welche damit behaftet waren, hat man gefunden, daß die Knochen durch eine vorhergegangene Verderbniß des Marks ihrer Nahrung beraubt und schadhaft geworden waren. Die

Brüche in denselben gingen nicht immer gerade durch, sondern zuweilen der Länge nach, mit oder ohne Splittern, und nicht selten befanden sich nur Spalten darinn. Man schrieb die Entstehung des Knochenbrechens eine Zeitlang dem Beinbrechgrase (Anthericum ossifragum) zu, wovon das Vieh gefressen haben sollte. Allein durch nachherige Versuche ist dieses Kraut ganz unschuldig befunden. Man vergleiche übrigens den Artikel Knochenweiche.

Knochenfäule. Man sehe den Artikel Beinfraß.

Knochengeschwulst. Davon ist im Artikel Beingeschwulst schon die Rede gewesen.

Knöchelgallen. Man sehe den Artikel Beingallen.

Knochenspeckgeschwulst, Knochenfleischgeschwulst. Dieses Uebel steht gewissermassen in der Mitte zwischen dem falschen Knochenauswuchse (Man sehe den Artikel davon) und der Speckgeschwulst. Denn die Geschwulst besteht grössestentheils aus einer Materie, die mit der Speckgeschwulst übereinkommt, aber auch zugleich mehr oder weniger grosse Knochenblättchen, knorpelichte Theile, und flechsenartige Fasern darunter gemischt enthält. Aeusserlich ist sie mit einer dünnen Zellhaut umgeben, welche zugleich aber auch tief in dieselbe hineingeht, und eine Menge Räume und Höhlen bildet, die mit einer zähen, dicken und undurchsichtigen Materie angefüllt sind. Schon gleich im Anfange fühlt sich dieselbe ziemlich hart an; wann sich aber die knochichten Theile darinn erzeugt haben, so ist ihre Härte sehr groß. Sie entsteht am meisten in der Nähe solcher Knochen, welche

durch knorpelartige, schwammichte, und mit vielen Feuchtigkeiten versehene Bänder unter einander vereinigt sind. Doch erzeugt sie sich zuweilen auch an andern Orten, z. E. im Zellgewebe der Beinhaut eines Knochens, und in den Zwischenräumen gebrochener oder verlezter Knochen.

Was die Ursachen anbetrift, welche zur Entstehung einer Knochenspeckgeschwulst Anlaß geben können, so sind dieselben entweder äusserliche oder innerliche. Zu jenen gehören ein Schlag, ein Fall, eine Erschütterung, eine gewaltsame Ausdehnung, ein starker Druck und dergleichen, wodurch die Beinhaut zerrissen und gequetscht, oder nur abgelöst, oder der Knochen selbst zerbrochen oder zerschmettert wird. Die innerlichen sind versezte Krankheitsmaterie, Wurmgift u. s. w.

So schwer als die Erkenntniß einer Knochenspeckgeschwulst ist, eben so schwer ist auch ihre Heilung. Selten oder nie erkennt man sie eher, als bis sie eine beträchtliche Grösse erreicht hat. Und dann ist alle Mühe, sie zu heilen, vergeblich. Denn da sie gewöhnlich ihren Ursprung in den Zellen der Flechsen oder der Gelenkbänder hat, so liegt sie lange Zeit tief verborgen, ehe sie äusserlich zum Vorschein kommt, und dann ist die inwendige Zerstörung schon zu groß, als daß die Kunst noch etwas dagegen ausrichten könnte.

Wäre man so glücklich, sie gleich im Anfange zu entdecken, so könnten vielleicht Tropfbäder, oder das Einreiben des Steinöls, oder des Pottschen Gliederspiritus, der von einer Mischung aus zwey Unzen Küchensalz, einer Unze Vitriolöl, und zwey Unzen Terpenthinöl abgezogen wird, mit Nutzen angewandt werden. Das glühende Eisen möchte in solchen Fällen, wo die Nähe des Gelenks seinen Gebrauch nicht verbietet, sich auch wohl wirksam beweisen. Das Ausschneiden der Geschwulst aber, welches man bey den

übrigen Balggeschwülsten sehr oft anwenden kann, findet hier gar nicht statt.

Knochenweiche. Diese seltene Krankheit der Knochen besteht darinn, daß sie nach und nach biegsam werden, indem sie eine knorpelichte, ja wohl gar fleischichte Consistenz annehmen. Zuweilen betrift sie nur einzelne, insgemein schwammichte Knochen, zuweilen aber ist sie allgemeiner und erstreckt sich über mehrere Knochen des Körpers. — Ihre Erkenntniß ist schwer, wenigstens im Anfange. Denn so lange als die Knochen nur noch von knorpelichter Consistenz sind, bleiben sie unempfindlich und ohne Schmerzen, und die Bewegung der Glieder leidet nur in so fern, daß sie nicht so viele Kraft besizen, als sonst. Werden sie aber zu Fleisch, so sind sie dem Schmerze, der Entzündung und Vereiterung, wie die übrigen Theile, unterworfen. Wenn sich aber das Uebel auf ganze Knochen, auf mehrere auf einmal erstreckt, oder gar allgemein wird, so werden dieselben durch die Wirkung der Muskeln, denen sie nicht widerstehen können, krumm gebogen und verkürzt, und folglich die Glieder, und mithin der ganze Körper ungestaltet. Ja, endlich werden die Knochen so zerbrechlich, daß sie von der geringsten Gewalt brechen.

Die Heilung dieser Krankheit möchte wohl schwerlich zu hoffen seyn. Das einzige Mittel, das man dagegen versuchen, und wovon man sich noch am ersten einen guten Erfolg versprechen könnte, ist die Färberröthe, oder Krapwurzel (Rubia tinctorum). Man kann sie entweder in Pulver, zu einem halben Loth, täglich ein paarmal, oder in der Abkochung zu vier Loth in einem Pfunde Wasser, Morgens und Abends die Hälfte davon zu geben, anwenden.

Knotenkrankheit. Diesen Namen hat man einer sehr gefährlichen Krankheit gegeben, die zuweilen unter dem Hornvieh herrscht. Sie besteht nemlich in einer plözlich entstehenden Beule an irgend einem Theile seines Körpers, worauf es in ein paar Tagen, ja oft schon nach wenig Stunden stirbt, je nachdem dieselbe sich näher am Kopfe befindet. Das Thier, welches vorher gar nichts kränkliches an sich wahrnehmen läßt, ordentlich frißt und säuft, und wenn es zum Arbeiten gebraucht wird, auch diese gehörig verrichtet, fängt auf einmal an, traurig zu werden, mit Unlust zu fressen, oder das Futter ganz zu verschmähen, und nicht mehr wiederzukauen. Wenn man es nun genau untersucht, so entdeckt man bey ihm am Bauche, auf dem Rücken, am Bug, an der Brust, an einem Vorder- oder Hinterbeine, am Halse, oder gar am Kopfe eine Beule, anfangs nur einer Welschen Nuß groß. Befindet sie sich an einem Beine, so wird die Erkenntniß des Uebels dadurch erleichtert, daß man das Thier hinken, oder doch im Stehen den Fuß ungewöhnlich weit vorsezen sieht. Diese Beule wird geschwind grösser, erreicht in Zeit von wenigen Stunden die Grösse einer geballten Faust, ja nicht selten eines Hutkopfs, und macht, daß die ganze Gegend um sie herum gewaltig aufschwillt. Das gefährlichste bey ihr ist aber, daß sie nun gleich, ohne vorgängige Entzündung brandig wird, und alle unter ihr und um sie liegende Theile in der grössesten Geschwindigkeit zerstört. Je näher sie dem Kopfe ist, desto kränker ist das Thier daran; dahingegen es, wenn sie sich an einem Theile des Hinterleibes befindet, zuweilen, wenigstens im Anfange, noch einige Freßlust zeigt. Uebrigens bemerkt man keine ausserordentliche Hitze, keinen widernatürlichen Durst, so wie auch keinen Mangel in Ansehung des Mistens und Stallens bey ihm. Ehe man es sich aber versieht, so legt es sich nieder, und stirbt ohne zu ächzen, zu zittern oder

Zuckungen zu bekommen. Wenn sich die Beule am Kopfe oder Halse befindet, so erfolgt der Tod oft schon in sieben bis zwölf Stunden. Befindet sie sich am Hinterleibe, so dauert es selten über acht und vierzig Stunden, bis er sich einstellt.

Woher diese Krankheit entstehe, ist noch nicht gewiß ausgemacht. Weil man sie meistens nur an solchen Orten wahrgenommen hat, welche in einem Walde, oder doch nahe daran liegen, so ist man auf den Gedanken gekommen, daß sie durch den Stich eines giftigen Insects, unter andern der grossen Holzwespe (Sirex Gigas) zuwege gebracht werde. Gewisse Erfahrungen darüber hat man aber noch nicht.

Aus der obigen Beschreibung der Krankheit sieht man, daß die Beule die grösseste Aehnlichkeit mit demjenigen Uebel hat, wovon oben im Artikel Carbunkel gehandelt worden ist. Entdeckte man daher die Krankheit so früh, daß man noch eine Kur derselben unternehmen könnte, so müste es die dort beschriebene seyn.

Knorpelfistel. Davon ist schon im Artikel Hornfistel mitgehandelt worden.

Köker nennt man Pferde, welche die üble Gewohnheit an sich haben, daß sie ohne Unterlaß ein lautes Aufstossen bekommen. Man sehe davon den Artikel Auffezen.

Kolik, man sehe Bauchgrimmen.

Koller. Diese Krankheit, welcher die Pferde, Esel und Mauleſel selten, oder fast nie andere Thiere unterworfen sind, man möchte denn die Drehkrankheit der Schafe dahin zählen wollen, besteht in einem geringern oder höhern Grade von Verstandsverrückung

und damit verbundener Gefühllosigkeit. Man unterscheidet sie darnach in den stillen oder Dummkoller, und in den rasenden.

Jener äussert sich auf folgende Weise: Das damit behaftete Thier steht im Stalle mit niederhängendem Kopfe, als wenn es einschlafen wollte; es läßt die Ohren hängen, hält die Augenlieder halb geschlossen, hört und sieht nach nichts, und geberdet sich überhaupt einfältig, selbst beim Fressen. Ganz langsam bewegt es den Kopf zur Raufe hinauf, nimmt ein Maul voll Heu, kauet es eine Weile, dann hört es auf mit Kauen, und behält das halb gekauete Futter im Maule, ohne es niederzuschluken. Nach einiger Zeit fängt es wieder an zu kauen, hört abermals auf, und wechselt damit so lange, bis enblich das Maulvoll hinunter ist. Frißt es aus der Krippe, so geht es da auch nicht besser. Mitten im Kauen hält es ein, sezt das Maul in die Krippe, oder stemmt sich mit dem Kopfe eine Weile gegen die Wand, bis es ihm einfällt mit dem Kauen wieder anzufangen; dann kauet es geschwind, dann langsam, dann wieder eine Zeitlang gar nicht. Legt es sich nieder, so thut es das mit einer solchen Ungeschicklichkeit, daß es eher zu fallen, als sich zu legen scheint; und eben so ungeschickt benimmt es sich beym Wiederaufstehen. Ausserhalb dem Stalle weiß es nicht, ob es gehen oder stehen soll; es taumelt von einer Seite zur andern mit niederhängendem Kopfe und hoch aufgehobenen Füssen. Es sieht weder vor sich, noch zur Seite, geht gerade zu, gegen Bäume, Hecken und Wände, und bleibt nicht eher stehen, als bis es mit der Nase daran stößt. Reitet man es, so schiebt es den Kopf stark vorwärts, mit den Ohren hinten an den Kopf gedrückt, und liegt ungewöhnlich schwer in der Hand, immer schwerer, je länger man reitet. Ehe man es sich versieht, bleibt es stehen, und es ist auf keine Weise aus der Stelle zu bringen. Braucht man Gewalt,

so fängt es an, sich zu bäumen, und man kommt in Gefahr mit ihm rückwärts über zu schlagen. Erst nach einiger Zeit geht es wieder weiter, auch ungenöthigt.

Bey dem rasenden Koller ist das Thier traurig, und frißt nicht; seine Augen stehen starr mit erweiterten Pupillen; auf einmal aber reißt es sich los, wirft sich nieder, schlägt mit dem Kopfe gegen die Erde, richtet sich wieder auf, stürzt abermals nieder, und tobt so lange herum, bis es ganz ermattet liegen bleibt. Nach und nach erholt es sich, und verhält sich bald längere, bald kürzere Zeit ruhig, bis ein wiederholter Anfall die vorige traurige Scene erneuert. — Von der Gehirnentzündung unterscheidet er sich dadurch, daß diese mit einem starken hizigen Fieber verbunden ist, und sich in ein paar Tagen endigt, indem das Thier entweder stirbt, oder, wiewohl selten, wieder geneset; da hingegen der Koller eine langweilige Krankheit ist, und nur sehr selten ein Fieber zum Begleiter hat.

Die Erkenntniß des Kollers auf den ersten Blick ist nicht immer leicht. Man hat zwar folgende Proben, aus denen man seine Gegenwart zuverlässig erkennen will. Man soll nemlich dem Thiere mit einem Finger so tief man kommen kann, ins Ohr hineinfühlen, es kizeln, und Acht geben, ob es das geduldig leide; oder man soll ihm den einen Vorderfuß kreuzweis über den andern sezen, und sehen, ob es in dieser Stellung stehen bleibe. Und wenn es beydes thut, so soll man daraus schliessen, daß es kollerig sey. Allein wer sieht nicht ein, daß diese Proben nicht in allen Fällen für entscheidend gehalten werden können? Denn es kann nicht allein ein nicht kolleriges Pferd nach und nach so abgerichtet werden, daß es das Kizeln im Ohre und das Stehen mit kreuzweise über einandergesezten Vorderfüssen erträgt, sondern man kann auch ein wirklich kolleriges Pferd durch wiederholtes Kneipen und Stechen an den Ohren so scheu machen, daß es sich nicht einmal mehr

an den Kopf, geschweige denn in die Ohren fühlen läßt. Man muß vielmehr, um zu entscheiden, ob ein Thier den Koller habe, es oft eine geraume Zeit lang beobachten.

Was die Ursachen dieser Krankheit anbetrift, so geben geschickte Thierärzte folgende drey an: nemlich Würmer in den Gedärmen, oder unbefriedigten Geschlechtstrieb, in welchem Falle sie ihr den besondern Namen Saamenkoller beylegen, oder eine Anhäufung von Wasser in den Gehirnhöhlen.

Die Vorhersagung bey dem Koller ist überhaupt nicht sehr tröstlich, am wenigsten bey dem rasenden. Nur, wenn die Krankheit noch ganz neu ist, und keine Wasseranhäufungen im Kopfe zum Grunde hat, kann man einige Hofnung haben, sie zu heilen. Bey einem veralteten Koller hingegen ist wenig von einer Kur zu hoffen. Vorzüglich gefährlich ist aber der rasende Koller. Das Thier stirbt, wenn man es gehörig in Acht nimmt, daß es sich selbst keinen Schaden zufügen kann, oder wenn man es nicht früher tödtet, und dadurch von seinen Leiden befreyet, gewöhnlich plözlich am Schlage, oder langsam an der Auszehrung.

Die Heilung dieser Krankheit muß sich nach ihrer Ursache richten. Sind Würmer daran Schuld, so gebraucht man diejenigen Mittel dagegen, welche in dem davon handelnden Artikel empfohlen werden, verbunden mit starken Purganzen. Beym Saamenkoller läßt man das Thier zur Ader, und giebt ihm kühlende Mittel, z. E. täglich dreymal zwey Loth von folgendem Pulver unter das Futter gemischt. Man nehme Salpeter acht Loth, Glaubersalz zwölf Loth und Campher ein halbes Loth, reibe es zu Pulver und mische es unter einander. Wenn man Grund hat, eine Ansammlung von Wasser in den Gehirnhöhlen für die Ursache des Kollers zu halten, so kann man folgende Mittel versuchen. Man nehme zwey Loth Queckſilber,

vier Loth Spiesglas, und anderthalb Loth Schwefel, reibe es in einem steinernen Mörser zu einem feinen Pulver, thue drey Loth Guajacholz und vier Loth Klettenwurzel gleichfalls zu Pulver gerieben, dazu, bereite daraus mit einem Viertel Pfund weisser Seife und einem halben Pfunde Honig eine Lattwerge, und gebe dem Pferde täglich einmal zwey Loth davon ein. Zugleich ziehe man ihm auf beyden Seiten des Halses nahe am Kopfe ein Haarseil. Oder statt jener Lattwerge bediene man sich einer Auflösung von einem Quentchen ätzenden Queckſilbersublimats in sechs Loth Weingeist mit drey Pfund Wasser verdünnt, und gebe davon dem Thiere täglich zweymal ein halbes Pfund jedesmal ein. Wenn diese Mittel vierzehn Tage bis drey Wochen lang fortgebraucht worden sind, und noch keine guten Wirkungen hervorgebracht haben, so wird schwerlich noch etwas helfen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß das Thier während der Kur nicht allein in einem geräumigen luftigen Stalle so angebunden werden muß, daß es sich keinen Schaden zufügen kann, sondern auch kein trockenes und schweres Futter bekommen darf.

Kopfgeschwulst. Eine ungewöhnliche Anschwellung des Kopfs zeigt sich als ein bedenklicher Zufall bey mehrern Krankheiten verschiedener Thiere. So hat man unter dem Hornvieh eine Kopfgeschwulst, zuweilen herrschend, ja wie man behauptet, gar ansteckend gefunden, wobey die Thiere sehr gefährlich krank waren und häufig starben. Sie verlohren plötzlich die Freßlust und das Wiederkauen, liessen den Kopf und die Ohren hängen, und bekamen einen Fieberfrost, darauf starke Hitze, rothe entzündete und thränende Augen, eine mehr oder weniger starke Geschwulst des Kopfs, ein trockenes Maul, und einen brennend heissen und sehr übelriechenden Athem. Die Geschwulst nahm besonders den Vorkopf und die Gegend um die Hörner ein, und entstand von einer Entzündung, woran nicht allein die

äussern Bedeckungen, sondern auch die Augen und die Schleimhaut der Nase litten. Der untere Theil oder der Fuß der Hörner ging sehr bald in den kalten Brand über und dann war keine Rettung mehr zu hoffen. Zuweilen aber erfolgte ein starker Ausfluß von Schleim aus den Naselöchern und ein allgemeiner Schweiß, wodurch die Kopfkrankheit glücklich gehoben wurde.

Bey der Oefnung der gestorbenen Thiere fand man, daß nicht bloß die äussern Bedeckungen des Kopfs in der Gegend der Hörner brandig geworden, sondern auch im Kopfe selbst grosse Zerstörungen vorgegangen waren. Denn die Hirnhäute waren entzündet, und das Gehirn darunter aufgelöst und in Eiter verwandelt.

Was die Kur dieser Krankheit anbetrift, so beweisen sich Purgiermittel äusserst schädlich. Den besten Erfolg sahe man von der entzündungswidrigen Behandlung, wenn sie gleich im Anfange angewandt wurde; nemlich von einem starken Aderlaß aus der Halsader, dem innerlichen Gebrauch einer Gerstenabkochung mit Salpeter, auflösenden Dampfbädern unter die Nase, und kühlenden Klistiren; wobey man das kranke Thier mäßig warm halten muste.

Auch die Pferde sind zuweilen einer von der eben beschriebenen nicht viel verschiedenen Krankheit unterworfen, indem ihnen der Kopf ausserordentlich angeschwollen wird, die Augen sich entzünden und thränen, und aus der Nase eine gelbliche Materie fließt, welche, wenn sie ein anderes Pferd berührt, auch diesem eben die Krankheit mittheilt. Sie ist sehr gefährlich, und tödtet oft schon den fünften, spätestens den siebenten Tag. Nur dann, wenn die Kinnbackendrüsen aufschwellen, in Eiterung gehen und aufbrechen, pflegt das Thier davon zu kommen.

Um ein mit dieser Krankheit behaftetes Pferd zu kuriren, bringe man es in einen besondern warmen aber gesunden Stall, und räuchere denselben täglich ein paarmal mit Eßig oder Branntwein aus. Man gebe ihm

nichts, als Mehltränke mit Salpeter zu saufen, entziehe ihm alles trockene Futter, und seze ihm fleissig kühlende Klistire. Damit die Krankheitsmaterie sich auf die Kinnbackendrüsen hinwerfen möge, lege man einen erweichenden Breyumschlag oft wiederhohlt warm auf die hintern Theile der Kinnladen, und wenn man wahrnimmt, daß davon nur die geringste Geschwulst daselbst entsteht, so schärfe man ihn gleich mit hinzugemischtem Sauerteige, um die Entzündung zu vermehren, und eine baldige Eiterung zu befördern. So bald als man eine Schwappung in der Geschwulst fühlt, öfne man sie, und verbinde das Geschwür mit Aegyptischer Salbe.

Von derjenigen Geschwulst auf dem Kopfe der Pferde, welche von Einigen Maulwurfsgeschwulst genannt wird, ist schon im Artikel Genickbeule gehandelt worden.

Kopfverlezungen, erfodern in so mancher Rücksicht eine besondere Behandlung vor den übrigen Wunden am thierischen Körper, daß sie hier besonders abgehandelt zu werden verdienen, wobey aber das, was von den Wunden überhaupt zu sagen ist, als schon bekannt vorausgesezt wird. Man unterscheidet die Kopfwunden nach den Körpern, wodurch die Verlezung geschehen ist, in Stich-, Hieb- und gequetschte Wunden; in Ansehung der verlezten Theile, z. E. der Haut, der Muskeln, der sehnichten Ausbreitungen derselben, der Gefässe, der Nerven, der Hirnschalenhaut, der Hirnschale, der Hirnhäute, und des Gehirns; und nach ihrer Beschaffenheit, nemlich in einfache, wenn ausser der Vereinigung der Theile keine besondere Kurart nöthig ist, und wenn die Zufälle durch die gewöhnlichen Mittel leicht gehoben werden können; oder in verwickelte. Sie sind nemlich verwickelt, entweder durch die Ursache, wenn z. E. irgend ein fremder Körper hineingedrungen ist, oder durch die Zufälle, welche man in ur-

sprüngliche und nachfolgende eintheilt. Die ursprünglichen sind alle diejenigen, welche sich von dem Augenblick der Verlezung an gleich in den ersten vier und zwanzig Stunden zeigen, und die nachfolgenden solche, welche sich erst in einiger Zeit äussern.

Eine jede Kopfwunde, wenn sie auch unbedeutend zu seyn scheint, erfodert alle mögliche Aufmerksamkeit, und man muß daher den ganzen äussern Kopf genau untersuchen, und zu diesem Behuf die Haare abscheren, zumahl wenn sie durch Fallen, Schlagen oder Stossen hervorgebracht ist, oder wenn sich sehr wichtige Zufälle dabey zeigen. Denn es kann eine solche Verlezung sehr unbeträchtlich, und dem Anscheine nach ganz einfach seyn, und doch sehr gefährliche Folgen haben. Fällt hingegen die ganze Verlezung deutlich in die Augen, und sind die äussern Bedeckungen auch wirklich stark beschädigt, so ist sie weit weniger gefährlich. Vorzüglich grosse Gefahr ist zu fürchten, wenn das Gehirn eine starke Erschütterung erlitten hat, oder wenn die fremden Körper nicht herausgezogen werden können.

Gestochene Wunden dringen entweder nur in die allgemeinen Bedeckungen, oder weiter bis in die Hirnschale hinein. Zuweilen sind sie ganz einfach, wenn sie gleich bis auf den Knochen gehen. Aber befinden sie sich an Stellen, wo häufige Blutgefässe und Nerven liegen, oder die sehnichte Haut dick ist, so sind sie schon bedenklicher. Die starke Blutung, welche sich dabey etwa ereignet, kann man durch Charpiebäuschgen, oder Blutschwamm, und einen mässig festen Verband leicht stillen, weil es hier nicht an einem festen Gegendrucke fehlt. — Der gewöhnliche Begleiter dieser Wunden ist die Entzündung. Um derselben vorzubeugen, muß man gleich im Anfange kalte Bähungen über den ganzen Kopf legen, das Thier zur Ader lassen, und ihm einige Tage lang kühlende Mittel verordnen. Das Aderlassen kann allenfalls noch einmal wiederholt

werden, wenn die Wunde tief, schmerzhaft, und ungeachtet der gebrauchten Mittel mit starker Entzündung verbunden ist. Die übrigen Zufälle sind Geschwulst und schmerzhafte Spannung des verlezten Theils, welche sich nach und nach weiter ausbreitet, und oft den ganzen Kopf einnimmt, Fieber, Schwere des Kopfs, Schlaffucht, und oft Röthe der Augen. Zuweilen endigt sich die Entzündung mit Vereiterung. Um die Heilung zu bewirken, muß man auf Wegschaffung des Reizes und Hebung der Zufälle bedacht seyn. Wenn der Schmerz, die Entzündung und das Fieber heftig sind, so werden ausser den Aderlässen, kreuzweise Einschnitte bis auf die Hirnschalenhaut, warme erweichende Bähungen und Breyumschläge, verdünnende kühlende Getränke, und gelinde abführende Mittel erfodert. Zuweilen entstehen verschiedene Eiterungsstellen, da denn insgemein die Hirnschalenhaut von dem Knochen abgesondert ist, und die Heilung wegen des entblößten Knochens erschwert wird. Hier wird es nöthig, die Wunde durch einen Einschnitt zu vergrössern, oder die schmerzhafte Stelle derselben bis auf den Knochen durchzuschneiden. Hat die Wunde eine solche Lage, daß man sie durch einen einzigen Schnitt nicht hinreichend erweitern kann, so muß man den Schnitt kreuzweise machen. Auf gleiche Weise bedient man sich immer, wo es thunlich ist, auch eines Kreuzschnitts durch die sehnichte Ausbreitung und die Hirnschalenhaut, und sucht denselben durch diese beyden Häute länger, wenigstens eben so lang zu machen, als den Schnitt in der Haut. Hernach befördert man die Eiterung mit Digestivmitteln, und zulezt die Heilung auf die gewöhnliche Weise.

Gehauene Wunden, sie mögen mit oder ohne Entblössung des Knochens seyn, müssen, wenn sie einfach und nur in den äussern Bedeckungen sind, durch die geschwinde Wiedervereinigung geheilt werden. Man bringt die Wundlefzen, nachdem die Wunde gehörig gereiniget ist, zusammen, befestigt sie mit Heftpflastern,

oder der blutigen Nath, legt darüber Compressen, welche allenthalben einen gleichen Druck ausüben, und die zusammengebrachten Theile in einer beständigen Berührung erhalten, und befestigt alles mit einer schicklichen, hinreichend, aber auch nicht zu fest angelegten Binde. Die meiste Zeit erfolgt so die Heilung, wenn nur der abgehauene Hautlappen noch an einer Stelle fest sizt. Auch selbst, wenn solche Wunden mit Entzündung, Fieber u. s. w. verbunden sind, sucht man ihre Heilung durch die Wiedervereinigung zu bewirken. Um aber jene Zufälle zu heben, muß man zuvor die Wunde in dem schmerzhaftesten Winkel vergrössern, oder sie kreuzförmig machen. Will indessen die Heilung so noch nicht erfolgen, sondern sammelt sich Euter unter dem angedrückten Fleischlappen, welcher einen Abfluß nöthig macht, so muß man ihm durch einen Schnitt in die Haut Luft machen, und dazu diejenige Stelle wählen, wo der Eiter sich hingesenkt hat. — Wenn aber eine Hiebwunde mit Verlust an Substanz, und in ihr der Knochen einige Zeit unbedeckt geblieben ist, so geht die Heilung wegen der nun erfolgenden Knochenabblätterung, nicht so geschwind. Hier muß man die ganze Wunde mit einem einfachen Digestivmittel, z. E. Arcäusbalsam verbinden, und damit so lange fortfahren, bis eine gute Eiterung zu Stande gekommen, und der Knochen roth, oder mit Fleischwarzen bedeckt ist. Zuweilen geht die Abblätterung des Knochens sehr langsam vor sich, oder sie will gar nicht erfolgen. Hier beschleunigt man sie am besten durch das Schaben mit einem Stückgen Glas, und die Anwendung geistiger Mittel, deren Gebrauch man einige Zeit fortsezt, um das schwammichte Fleisch zurückzuhalten. Jedoch darf man sich der geistigen Mittel nicht ohne Noth und nicht zu lange bedienen, weil dieselben den Knochen tödten, und oft eine Abblätterung nothwendig machen, wo sonst auch keine nöthig gewesen wäre. Nachdem die Abblätterung zu Stande gebracht ist, und sich auf dem Knochen Fleisch-

warzen angesezt haben, muß man den Verband bis zur Vernarbung trocken machen.

Gequetschte Wunden am Kopfe können sich nur dann ereignen, wenn der Schlag oder Stoß sehr stark ist. Sonst gibt es nur Beulen. Sind diese groß, so fühlen sie sich entweder hart an, und dann ist das ausgetretene Blut gemeiniglich im Zellengewebe; oder man fühlt sie weich, und eine Schwappung darinn, weil das Blut in einem Klumpen liegt. Erstere lassen sich gewöhnlich durch Auflegung zertheilender Mittel heben. Bey leztern hingegen helfen dieselben selten, sondern die Beulen werden dicker davon. So bald man dieses wahrnimmt, muß man sie aufschneiden, das ausgetretene Blut aus ihnen heraus nehmen, und die Wunde wie oben durch die Wiedervereinigung heilen. Zuweilen sind dergleichen Beulen in ihrem Umkreise hart, in der Mitte aber weich mit einer Vertiefung, und wie ein Eindruck der Hirnschale anzufühlen. Man könnte sie um so mehr dafür halten, wenn man in dieser mittlern Vertiefung, wie es zuweilen geschieht, ein Klopfen wahrnimmt, das vom Gehirne herzukommen scheint. Allein das Uebel ist weiter nichts, als eine falsche Pulsadergeschwulst, und die Beule so wohl als das Klopfen rührt von einem zerrissenen Pulsaderaste her. Solche Beulen lassen sich ebenfalls zuweilen durch Zusammenpressen, und zertheilende Mittel, oder wenn man nichts damit ausrichtet, durch einen Einschnitt und die Wiedervereinigung heilen. — Bey einer Quetschung am Kopfe mit Verwundung ist zuweilen die Haut zerrissen, und zugleich eine Beule da, in welchem Falle denn das Blut insgemein unter der sehnichten Ausbreitung oder unter der Beinhaut liegt, und die Geschwulst zwar kleiner als in den obigen Fällen, aber schmerzhafter ist. Wenn die Wunde einfach ist, und nicht sehr gequetschte Lefzen hat, so kann man die geschwinde Vereinigung derselben, und die Zertheilung der Geschwulst versuchen. Ist aber die Quetschung beträchtlich, und vermindert sich die Geschwulst nicht binnen vier und zwanzig Stunden, so muß sie aufgeschnitten werden. — Sehr stark

gequetschte und schlaffe Wundlefzen erfodern die Vereiterung. Man verbindet sie daher gleich anfangs mit Bäuschgen, die mit Arcäusbalsam oder einer andern Digestivsalbe bestrichen sind, bis das Fleisch wieder lebendig ist; zugleich muß man sich aber bey jedem Verbande bemühen, die Wundlefzen näher an einander zu bringen, um die Heilung, wo möglich, noch durch die Wiedervereinigung zu bewirken. Ueberhaupt muß der Thierarzt bey allen gequetschten Wunden der Bedeckungen des Kopfes die Heilung durch die geschwinde Wiedervereinigung versuchen, weil die Erfahrung gelehrt hat, daß sie hier, wenn die Quetschung nicht gar zu stark ist, oft eben so wohl als bey Hiebwunden gelingt. Und wenn er auch die Eiterung nicht hindern kann, so darf er dennoch den Lappen nicht abschneiden, sondern er muß den Eiter Luft schaffen, die Eiterung nicht ohne Noth vermehren, und so bald als diese abnimmt, den Lappen gehörig anlegen und befestigen, um ihn nun anzuheilen. Ein anderes ist es, wenn die Quetschung am Kopfe, sie sey mit oder ohne Wunde, mit sehr heftigen Schmerzen, Fieber, Zuckungen, Augenthränen, krampfhaften Bewegungen der Gesichtsmuskeln u. s. w. begleitet ist. Alsdann rühren diese Zufälle von der Verlezung der den Kopf umgebenden Nerven her, und lassen sich nicht anders heben, als dadurch, daß man die verlezten Nerven und Gefäße quer durchschneide, die Eiterung befördere, und sie unterhalte, bis sich jene gelegt haben.

Wenn bey einer gestochenen Kopfwunde die Hirnschale mit verlezt ist, so hat der spizige Körper dieselbe entweder nur zum Theil durchbohrt, oder er ist ganz durch, und mehr oder weniger tief ins Gehirn hinein gedrungen. So lange als keine heftige Zufälle hier eintreten, muß man sich damit begnügen, die Tiefe der Wunde bloß nach der Heftigkeit des Stosses zu beurtheilen, dem Thiere ein oder ein paarmal zur Ader zu lassen, und die gehörigen äusserlichen Mittel anzuwenden. Sobald als aber nach dem Gebrauche dieser Mittel nur der geringste Zufall übrig bleibt, wird es nöthig, an der Stelle der Verlezung einen Ein-

schnitt zu machen; denn auf jeden Fall ist derselbe von Nutzen, die Zufälle mögen von der Verlezung der Nerven, oder von der Spannung der sehnichten Ausbreitungen und der harten Hirnhaut, oder von der geschehenen Durchbohrung der Hirnschale herrühren. Findet man alsdann lezteres, und hören die Zufälle nach dem Einschnitte allein noch nicht auf, so muß man die Trepanation vornehmen, und einen Einschnitt in die harte Hirnhaut machen, um den inwendig ergossenen Flüssigkeiten einen Ausgang zu verschaffen. Je früher die Trepanation hier geschieht, desto besser ist es. Sie verhütet den Beinfraß der Hirnschale, und die Entzündung und Eiterung der harten Hirnhaut. Wäre sie aber im Anfange versäumt, so muß man sie späterhin doch noch verrichten, um den angefressenen Theil der Hirnschale und ihres Marks wegzuschaffen, den Eiter auf der harten Hirnhaut auszuleeren, und eine freye offene Wunde zu bekommen, damit man die Eiterung der harten Hirnhaut gehörig behandeln könne

Bey Kopfverlezungen mit schneidenden Werkzeugen, wo die Hirnschale mit gelitten hat, hat man folgende verschiedene Fälle von einander zu unterscheiden. Zuweilen sind die äussern Bedeckungen in einem ziemlich grossen Umfange von einander getrennt, aber der Knochen hat dem Werkzeuge, das über ihn hingefahren ist, Widerstand geleistet, und es ist weiter nichts, als ein zurückgebliebenes Merkmal darauf zu sehen. Man könnte daher die Wunde als einfach betrachten, und die Heilung durch die Wiedervereinigung versuchen. Allein da hier eine Wirkung auf den Knochen, wie von einem gequetschten Körper erfolgt, so kann derselbe gebrochen seyn, und unter ihm sich Blutergiessung befinden. Die Beschaffenheit des Werkzeugs, die Art und Weise wie es mit oder ohne grosse Gewalt gewirkt hat, die vergangenen und noch gegenwärtigen Zufälle u. s. w. müssen den Thierarzt in den Stand sezen, die Verlezung der Hirnschale oder des Gehirns zu beurtheilen, und zu entscheiden, ob die Trepanation nöthig sey oder nicht. Davon wird unten bey den Verlezungen der Hirnschale durch Quetschungen gehandelt werden. —

Wenn aber eine sichtbare Verlezung der Hirnschale von dem schneidenden Werkzeuge da ist, so ist dieselbe entweder senkrecht, oder schief getroffen. In beyden Fällen kann zwar auch die Trennung des Knochens einfach, ohne Quetschung, ohne Bruch und ohne Zufälle seyn, so daß sich die Heilung geschwind bewirken läßt. Nur wenn bey einem schiefen Hiebe in die Hirnschale der äussere Rand der Knochenwunde auf der einen Seite stark aufgehoben ist, so muß derselbe, ehe man die äussere Hautwunde zusammenzieht, zuvor niedergedrückt werden, damit er theils die äussern Bedeckungen nicht reize, theils der unterliegende Knochen gehörig davon berührt werde, und sich damit wieder vereinigen könne. Sollte dieses Niederdrücken aber nicht völlig zu Stande zu bringen seyn, so muß man so viel mit einem Stücke Glas davon abschaben, oder mit einer Zange abkneipen, oder mit einem Scalpell abschneiden, daß alles gleich und eben werde. — Allein die meiste Zeit hat der schneidende Körper auch als ein quetschender gewirkt, so daß sich in dem einen Winkel des Schnitts ein Bruch befindet, der mehr oder weniger in der Hirnschale fortstreicht, oder gar das inwendige Blatt derselben gebrochen, und das Gehirn erschüttert ist. Obgleich in solchen Fällen keine Vereinigung wie bey einfachen Wunden statt findet, so kann man dennoch, wenn keine schlimme Zufälle da sind, die Wundlefzen nach und nach einander nähern, aber man muß immer bedenken, daß der Grund der Wunde eher geheilt werden muß, als ihre äussere Oefnung. In wie fern bey dem Bruche des Knochens die Entblössung und die Trepanation nöthig sey, um den ausgetretenen Flüssigkeiten einen Ausgang zu verschaffen, und das Verlezen der inwendigen Theile durch zurückgebliebene Splitter zu verhüten, das muß durch die Untersuchung des Bruchs aus den hinzukommenden Zufällen, aus dem bösartig werdenden Eiter, der Verwandlung der Wunde in ein Fistelgeschwür u. s. w. beurtheilt werden. — Wenn durch das schneidende Werkzeug ein Theil des Knochens ganz abgesondert worden ist, so darf man denselben nicht vollends wegnehmen, als nur in dem einzigen Falle, wann er grös-

festentheils von der Hirnschalenhaut abgerissen ist, und bereits leblos zu seyn scheint. Hängt er hingegen noch an den weichen Theilen fest, so muß man ihn nach vorheriger Auswaschung der Wunde mit warmem Weine wieder in seine vorige Lage bringen, und die Bedeckungen darüber vereinigen, ohne jedoch dem in der Folge sich erzeugenden Eiter den Ausfluß ganz zu versperren. Sollte die Gestalt der Wunde und ihre Lage diesen Ausfluß nicht bequem genug machen, so müste man vielmehr in einem oder beyden Winkeln des Hautlappens noch einen Einschnitt dazu machen. Wenn aber ein Stück der Hirnschale, es sey nun die obere Tafel allein, oder beyde zugleich, mit einem Stücke von der harten Hirnhaut weggenommen, und die Wunde mit Verlust an Substanz ist, so verbindet man sie beym ersten Verbande mit trockener Charpie, alsdann nach den Umständen mit den im Artikel Trepaniren angezeigten Mitteln.

Wenn die Hirnschale durch einen quetschenden Körper verlezt worden ist, so ist der Knochen entweder nur gequetscht, oder niedergedrückt, ohne gebrochen zu seyn, oder gespalten, oder es ist ein Bruch desselben mit Auseinanderweichung der Kopfnäthe erfolgt. — Die blosse Quetschung des Knochens ist oft schwer zu erkennen, wenn er auch von seinen Bedeckungen entblößt ist, indem die Ablösung der Beinhaut nicht allemal ein gewisses Kennzeichen davon abgibt. Befinden sich aber die äussern Bedeckungen noch darauf, so hält es noch weit schwerer. Denn die Gewalt, womit die Quetschung geschehen, die Zufälle der Gehirnerschütterung, die Beule u. s. w. sind nur zweydeutige Kennzeichen des gequetschten Knochens. Wenn aber dort die Bedeckungen bey dem besten Anscheine der Wunde sich in der Folge mit dem Knochen nicht wieder vereinigen wollen, oder wenn hier dieselben sich demnächst von selbst absondern, so hat man Grund, sie zu vermuthen. Sie erfodert allemal einen Einschnitt bis auf den Knochen. Da aber sehr viel darauf ankommt, daß die Hirnschale bald entblößt werde,

und der Thierarzt von ihrer Verlezung urtheilen könne, so darf er auf diese zuweilen erst spät erfolgenden Erscheinungen nicht warten, sondern muß auf die übrigen Zufälle, auf die lange fortdauernde wässerichte Geschwulst der Hautbedeckungen und den Schmerz auf der leidenden Stelle Acht geben, und so bald als dieselben zunehmen, den Einschnitt machen. — Eine Folge dieser Quetschung ist der trockene Beinfraß der Hirnschale, welchen man leicht aus der widernatürlichen Farbe des Knochens erkennt. Hat derselbe nur die äussere Tafel getödtet, so besteht die geschwindeste Hülfe im Abschaben des Verdorbenen mit einem Stückchen Glas, und in der Anwendung dienlicher Mittel, die Abblätterung zu befördern. Ist aber die ganze Dicke der Hirnschale vom Beinfraß verdorben, so sammelt sich der Eiter, dessen sich die Natur zur Absonderung des Schadhaften bedient, oft auf der harten Hirnhaut, und greift in der Folge nicht nur diese, sondern auch das Gehirn an. Um die gefährlichen Folgen davon zu verhüten, muß der Thierarzt so schleunig als möglich die Trepanation vornehmen, und nicht so lange damit warten, bis sich schlimme Zufälle einstellen. — Eine andere Folge eines gewaltsamen Stosses auf die Hirnschale ist zuweilen eine Knochengeschwulst, und diese ist entweder dicht und fest, oder weich und schwammicht. Sie fühlt sich hart und uneben an, und ist zuweilen mit Schwappung verbunden, aber ohne Klopfen. Im Anfange schmerzt sie nicht, und wächst nur langsam, in der Folge aber nimmt sie sehr schnell zu, und erregt nicht allein heftige Schmerzen, sondern auch andere schlimme Zufälle. Eine solche Knochengeschwulst muß der Thierarzt durch einen Kreuzschnitt entblössen, und sie, wie im Artikel Knochenauswuchs gelehrt ist, behandeln. Befindet sich schwammichtes Fleisch darinn, so erfodert dasselbe das Brennen mit dem glühenden Eisen alle zwey bis drey Tage. — Zuweilen folgt auf die Quetschung der Hirnschale auch der feuchte Beinfraß, dessen Behandlung man im Artikel Beinfraß

nachlesen mag. — Ein Eindruck der Hirnschale durch einen quetschenden Körper erfordert nicht gleich einen Einschnitt in die allgemeinen Bedeckungen, noch viel weniger die Trepanation. Denn sehr oft läßt er sich ohne Operation heilen, und selten schadet es dem Thiere, wenn der Eindruck bleibt. Fließt dabey das Blut aus Nase und Ohren, so sind Aderlässe, kalte Umschläge und Purgirmittel mit Nutzen anzuwenden, da denn nicht selten in einigen Tagen alle Zufälle sich legen. Dauern diese aber demohngeachtet fort, oder nehmen sie wohl gar noch zu, so muß man das Uebel ernstlicher untersuchen und behandeln, wovon weiter unten. — Wenn die Hirnschale wirklich gebrochen ist, so bestehet das Uebel entweder nur in einem Risse, wobey sich die Ränder berühren, oder in einem Spalt, da nemlich die Ränder schon ein wenig aus einander stehen; oder in einem wirklichen Bruche, wenn die Ränder noch weiter aus einander gewichen, und zuweilen auch in mehrere Splitter getrennt sind. Ereignen sich diese Brüche an einer andern, als der getroffenen Stelle, so nennt man sie Gegenbrüche oder Gegenstösse, wovon schon in einem besondern Artikel gehandelt ist. Ueberhaupt kann man aber alle Hirnschalenbrüche in einfache, zusammengesezte und verwickelte eintheilen. Erstere sind ohne Zufälle, und zeigen sich durch eine einzige gerade oder krummlaufende Trennungslinie, die entweder in dem nemlichen, oder auch in den benachbarten Knochen fortgeht. Ihre Ränder berühren sich entweder, oder stehen bis zu ein paar Linien breit aus einander. Die zusammengesezten hingegen haben mehrere Trennungslinien oder Risse. Gehen diese von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte aus, so nennt man den Bruch einen Sternbruch. Wenn ein oder mehrere Theile des Knochens ganz oder grösstentheils abgesondert sind, so ist es ein Bruch mit Splittern. Ist der Bruch mit einem Eindrucke verbunden, so erstreckt er sich nicht selten auf der inwendigen Seite weiter, als auf

der auswendigen, besonders wenn das abgebrochene Knochenstück schief und scharf ist, und noch am Ganzen hängt. Das eingedrückte Stück kann die harte Hirnhaut und das Gehirn verlezen, oder nur darauf drücken. Endlich gibt es noch zusammengesezte Hirnschalenbrüche, bey denen die Näthe von einander gewichen, und deren Zähne zerbrochen sind. — Verwickelt können die Hirnschalenbrüche durch mancherley Umstände werden. Dahin gehören hauptsächlich ihre Ursache, z. E. wenn sie durch Schießgewehr, oder durch einen Körper hervorgebracht sind, der in der Hirnschale zerbrochen ist; Wunden oder Quetschungen der äusserlichen weichen Theile, Verlezungen der harten Hirnhaut, oder des Gehirns selbst; ursprüngliche oder nachfolgende Zufälle, welche von dem Zusammenpressen der weichen Theile, oder von ihrer Verlezung durch die Bruchstücke abhängen; Zerreissung der Gefässe, oder Verwundung der Höhlen der harten Hirnhaut; eine mehr oder weniger beträchtliche Blutergiessung, welche entweder gleich von dem Augenblicke des Bruchs an erfolgt, und zu ursprünglichen Zufällen Anlaß gibt, oder erst in der Folge durch Splitter oder eingedrückte Knochenstücke hervorgebracht werden, welche die Häute oder das Gehirn stechen. Wenn der Hirnschalenbruch ohne Eindruck keine von der Zerspaltung des Knochens abhängige Blutergiessung bey sich hat, so gibt es zwar keine ursprüngliche Zufälle dabey, aber dennoch fehlt es selten an nachfolgenden Zufällen, weil gewöhnlich aus den getrennten Theilen Säfte schwitzen, die in der Folge entweder nach innen, oder nach aussen zu eine Ergiessung hervorbringen.

Die Erkenntniß eines Hirnschalenbruchs ist nicht in allen Fällen gleich leicht. Nach einer starken Verlezung des Kopfs ist entweder der Knochen entblößt, oder die getroffene Stelle gequetscht, oder man sieht gar keine Verlezung. Im ersten Falle kann man den Bruch mit den Augen, durch das Gefühl der Finger, oder mittelst der Sonde erkennen. Findet man, daß der Bruch in

dem einen Winkel der Wunde anfängt, und dann weiter fortgeht, so muß man sie nach der Richtung der Trennungslinie und der erscheinenden Geschwulst vergrössern. Um einen sehr feinen Riß, oder einen sogenannten Haarspalt zu erkennen, muß man den Knochen abschaben, und mit Holzessenz oder schwarzer Dinte bestreichen, nach deren Abwischen dann eine schwarze Linie auf ihm zurück bleibt. Die geschehene Niederdrückung des Knochens erkennt man offenbar aus der Vertiefung, und der Beweglichkeit und Ungleichheit der zerspaltenen Knochenstücke. Ist eine Beule oder Quetschung da, so wird der einfache Eindruck beym Berühren aus dem Widerstande des Knochens ohne Geräusch, hingegen der Eindruck mit Bruch aus dem allmähligen Abnehmen des gedrückten Theils nach einwärts, und dem damit begleiteten Knirschen erkannt. Wenn aber weder Eindruck noch Beweglichkeit der zerbrochenen Knochenstücke wahrzunehmen ist, so ist die Erkenntniß des Hirnschalenbruchs schwer. Denn das Umfallen des Thiers bey der Kopfverlezung, der Verlust des Bewustseyns, die Lähmung, die krampfhaften Bewegungen, das aus dem Maule, der Nase und den Ohren fliessende Blut sind Zufälle, die sich gewöhnlich ereignen, ohne gerade eine Verlezung der Hirnschale anzudeuten. — Eine aus einander gewichene Nath erkennt man zuweilen aus den zu fühlenden Unebenheiten, die davon auf dem Kopfe entstanden sind, oder aus der leicht wahrzunehmenden weichen, länglichten Geschwulst, welche durch die ergossene Flüssigkeit gebildet wird. Dazu gesellen sich oft noch Zufälle, die von dem Reize der getrennten weichen Theile abhängen. Zuweilen ereignet sich aber in den ersten Tagen gar kein Zufall, und man kann auch keine Geschwulst entdecken. Eben so läßt sich ein Hirnschalenbruch, wenn an dem Kopfe kein Kennzeichen einer Verlezung zu finden ist, nur aus den Zufällen der Zusammendrückung des Gehirns, oder aus der oben auf der Hirnschale durch die ausschwitzenden Säfte entstandenen Geschwulst beurtheilen. Da man den Feh-

ler des Knochens durchs Gefühl nicht erforschen kann; so muß man warten, bis diese Geschwulst gegen das Berühren empfindlich wird, oder bis die Zufälle den gewissen Sitz einer inwendigen Ergiessung anzeigen, welcher ein Ausgang verschaft werden muß. Uebrigens hat es mit der Erkenntniß der an dem Berührungspunkte entstandenen Hirnschalenbrüche gleiche Bewandniß, wie mit der Erkenntniß der Gegenbrüche. Man sehe den Artikel davon.

Was die Vorhersagung bey Hirnschalenbrüchen anbetrift, so muß sie sich nach ihrem Sitze, ihrer Größe, den sie begleitenden Zufällen u. s. w. richten. Hat der Bruch seinen Sitz an der Grundfläche der Hirnschale, oder erstreckt er sich bis so weit hinunter, so ist derselbe tödlich, weil man theils der Ergiessung keinen Ausfluß verschaffen, theils die weit aus einander getrennten Theile nicht wieder vereinigen kann. Eben so sind auch solche Hirnschalenbrüche, wobei die Kopfnähte aus einander getrieben sind, fast immer tödlich, zumahl wenn in den Höhlen der harten Hirnhaut eine Blutader an irgend einem Orte geöfnet ist, den man nicht entdecken kann. Sehr gefährlich sind diejenigen, welche mit eingedrückten Knochensplittern, die man nicht herausziehen oder in die Höhe heben kann, oder mit Verlezung des Gehirns verbunden sind. Hirnschalenbrüche an der Seite der Stirnhöhlen, mit Verlust an Substanz der äussern Tafel, sind sehr schwer zu heilen, wegen des Durchgangs der Luft, und der daraus zuweilen entstehenden Fistel. Ueberhaupt genommen haben Brüche mit Spalten und die Gegenbrüche immer mehr Gefahr, als Brüche mit vielen Trennungslinien. Uebrigens muß man aber bey der Vorhersagung, der Hirnschalenbruch sey sonst beschaffen, wie er wolle, auch auf das Alter des Thiers, und die übrigen Verlezungen des Körpers, welche von dem Sturze, dem Schlage u. s. w. abhängen, Rücksicht nehmen.

Zur Heilung der Hirnschalenbrüche mit Niederdrückung, oder Knochensplittern, und ohne Auseinanderwet-

chung

chung der Ränder, wird durchaus die Anwendung des Trepans erfodert. Nur dann, wann keine Niederdrückung eines Knochenstücks da ist, und die getrennten Theile so weit aus einander stehen, daß das Blut und andere ausgetretene Feuchtigkeiten leicht ausfliessen können, kann der Thierarzt ihrer überhoben seyn. Allein wenn bey aus einander gewichenen Rändern des Bruchs die über der harten Hirnhaut sich ergossene Feuchtigkeit keinen freyen Ausfluß hat, so müssen die Zufälle von der Ergiessung, wenn sie gleich nur langsam erscheinen, ihn demohngeachtet zum Trepaniren bestimmen. Man sehe davon ein mehreres im Artikel Trepaniren.

Verlezungen der Hirnhäute und des Gehirns, wenn sie durch schneidende Werkzeuge hervorgebracht worden sind, heilen beynahe eben so leicht, als Wunden der meisten andern Eingeweide, wenn man nur den Flüssigkeiten einen freyen Ausfluß verschaffen, und der Blutung Einhalt thun kann. Durch spizige und stechende Körper hingegen zuwege gebracht, sind sie immer viel gefährlicher, wegen der darauf folgenden innern Blutergiessung, Entzündung und Eiterung. So wohl um dieser Folgen willen, als um die Tiefe der Wunde erkennen zu können, wird hier so fort das Trepaniren nothwendig. Wenn aber die Hirnhäute und das Gehirn durch stumpfe Körper verlezt sind, so sind dieselben entweder bis ins Gehirn hineingedrungen, oder sie haben die Verlezung hervorgebracht, ohne hineinzudringen. Im ersten Fall sind es gewöhnlich Kugeln aus Schießgewehren, welche die Verwundung bewirkt haben, und die davon hervorgebrachte Verlezung im Gehirn, wenn sie gleich tief geht, ist in manchem Betracht weniger gefährlich, als die Zerstörung, welche durch andere stumpfe Körper darinn erregt wird. Bleibt nichts von dem fremden Körper zurück, und befördert die durch die Kugel oder den Trepan gemachte Oefnung den Ausfluß der Vereiterung hinlänglich, so sind diese so bedenklich aussehende Wunden nicht selten eher einer Heilung fähig, als andere minder gefährlich scheinen-

de. Die Heilung erfolgt zuweilen sogar, wenn fremde Körper im Gehirne zurückgeblieben sind.— Die Verlezung des Gehirns und seiner Häute durch stumpfe Körper, ohne daß dieselben wirklich hineindringen, kann unmittelbar oder mittelbar geschehen; unmittelbar, wenn sie auf den Kopf selbst wirken, mittelbar hingegen durch einen heftigen Sturz, wodurch das Gehirn erschüttert wird. Die Heftigkeit der Gehirnerschütterung steht im Verhältniß mit dem stärkern oder schwächern Widerstande der Hirnschale, und der Heftigkeit des Stosses. Bey jungem Vieh, und wenn ein grosser Bruch in der Hirnschale dadurch entsteht, ist sie immer weniger bedenklich, als wenn die Hirnschale ganz bleibt, oder nur wenig gebrochen wird. Denn im leztern Falle wirkt die Erschütterung vorzüglich auf die harte Hirnhaut, oder auf das Gehirn und die dünne Hirnhaut, und die dadurch hervorgebrachten Verlezungen, befinden sich entweder auf der Seite des getroffenen Theils, oder in andern mehr oder weniger entfernten Gegenden, sehr häufig dem getroffenen Theile gerade gegenüber, wie bey dem sogenannten Gegenstosse.— Durch die Gewalt eines Stosses oder Falls kann die harte Hirnhaut an dem getroffenen Orte, oder anderswo von der Hirnschale getrennt werden, ohne daß diese zerbrochen werde. Die Folge davon ist entweder eine innere Blutergiessung, oder noch öfter eine Verstopfung der Gefässe der harten Hirnhaut. Die sichersten Mittel dagegen sind Aderlässe, die nach Beschaffenheit der Umstände zu wiederholen sind, kalte Umschläge u. s. w. Von der Verstopfung der Gefässe der harten Hirnhaut kann endlich auch ein fleischichter Auswuchs, ein sogenanntes Schwammgewächs entstehen. Es erzeugt sich an einer oder mehrern Stellen auf der auswendigen Seite der harten Hirnhaut, wächst an der Seite des Knochens fort, greift dessen gesunde Theile an, zerstört und durchbohrt sie allmählig. Hat die Hirnschale ein Loch, so zeigt es sich auswendig, dehnt sich weiter aus, und erlangt einen mehr oder weniger beträchtlichen Umfang. Die Oefnung des Knochens wird davon erweitert,

und bildet einen rauhen, unregelmässigen, an der inwendigen Seite schräg abgenuzten Rand. So lange als die Geschwulst noch nicht in die Augen fällt, läßt sie sich nicht erkennen, noch aus den Schmerzen des Thiers muthmassen. Weil aber das Uebel ganz hartnäckig allen angewandten Mitteln widersteht, so kann es den Thierarzt zum Entblössen und Trepaniren der Hirnschale bestimmen, und dann wird er es leicht gewahr. Ist der Schwamm äusserlich, so unterscheidet er sich durch folgende Kennzeichen: die ihn bedeckende Haut ist gewöhnlich nicht angegriffen, jedoch zuweilen wässericht geschwollen. Die Geschwulst wird von einer knochichten Oefnung umgränzt, und ist uneben anzufühlen, anfangs ohne Schmerzen; in der Folge aber schmerzt sie von dem Stechen der rauhen Erhabenheiten des Knochens; sie hat die Härte eines Fleischgewächses, läßt sich nicht schieben, und man nimmt auf ihr ein pulsartiges Klopfen wahr. Endlich verschwindet sie, so lange sie noch nicht zu groß ist, durch den Druck, kommt aber gleich wieder zum Vorschein, so wie der Druck nachläßt. Die Folgen solcher Schwammgewächse sind Kopfschmerzen, Verdunkelung des Gesichts, Schwäche in allen Gliedern, Lähmung, Betäubung u. s. w. Ihre Heilung ist die meiste Zeit unmöglich, zumahl wenn ihre Anzahl groß und ihr Siz nahe an der Grundfläche der Hirnschale ist. Erkännte man die Geschwulst gleich bey ihrer Entstehung, und wäre sie nicht zu groß, so könnte man nach einem gemachten Kreuzschnitte in die äussern Bedeckungen, und geschehener Entblössung des Knochens, diesen mit dem Trepan und andern dazu dienlichen Instrumenten, dem linsenförmigen Messer, dem Meissel, Hohlmeissel und Hammer wegnehmen, und das Gewächs mit austrocknenden und gelinden Aezmitteln, oder durch das glühende Eisen auszurotten suchen.

Kopfwassersucht. Siehe Wasserkopf.

Kopfwindsucht, Windkopf ist eine Windgeschwulst der gemeinen Decken des Kopfs, und leicht vom

Wasserkopfe dadurch zu unterscheiden, daß, wenn man darauf drückt, oder überherstreicht, man ein Knistern hört. Man sehe den Artikel Windgeschwulst.

Kopfwuth. Man sehe Gehirnentzündung.

Koppen, Krippensezen. Davon ist im Artikel Auffsezen geredet worden.

Kothfistel. Man sehe Afterfistel.

Kothzwang. Man sehe davon den Artikel Drang zum Misten.

Kräze. Man sehe den Artikel Grind.

Krampf. Wenn Muskeln solcher Werkzeuge, die zu den willkührlichen Bewegungen im thierischen Körper bestimmt sind, gewaltsam zusammen gezogen werden, so nennt man dieses Krampf. Die Ursache davon ist überhaupt alles das, was das Nervensystem widernatürlich reizen, und einen unordentlichen Einfluß des Nervengeists auf die Muskeln hervorbringen kann. Um den Krampf zu heben, kommt es also darauf an, daß man den Reiz des Nervensystems schwäche. Der Mittel dazu giebt es mancherley, und der Thierarzt muß sich bey der Anwendung derselben nach den besondern Umständen richten. Die vornehmsten sind warme Bäder, warme Bähungen, Klistire, das Reiben für sich allein, oder mit klichten oder geistigen Mitteln, und die innerlichen sogenannten krampfstillenden Arzneyen. Man sehe den besondern Artikel davon.

Krampfader. Man sehe Blutadergeschwulst.

Krampfaderbruch. So nennt man eine Geschwulst im Hodensacke, welche von der Anschwellung des Saamenstrangs entsteht. Im Anfange befindet sie sich im Grunde des Hodensacks. Nach und nach aber steigt sie höher, bis zum Bauchringe hinauf, erweitert denselben, und dringt zulezt durch ihn bis in die Bauch-

höhle. Der Hode wird dann nicht bloß aus seiner Lage gezogen, sondern in eine unförmliche Masse verwandelt, und zulezt ganz verdorben. Von dem Nezbruche, womit ein Krampfaderbruch viele Aehnlichkeit hat, unterscheidet er sich dadurch, daß der Nezbruch im Bauchringe seinen Anfang nimmt, und von da allmählig herunter steigt, da hingegen bey dem Krampfaderbruche, wie gesagt ist, das Gegentheil geschieht, und die Geschwulst im Grunde des Hodensacks anfängt, und von da allmählig in die Höhe steigt. Eben so leicht unterscheidet man ihn vom Wasserbruche der Scheidenhaut des Saamenstrangs. Denn bey diesem fühlt man eine mehr oder weniger deutliche Schwappung.

Der erste Ursprung dieses Uebels rührt entweder von einem Ueberflusse an Saamen, oder von einer widernatürlichen Erschlaffung der Saamengefässe her. Daher trift man es bey Hengsten, Böcken u. s. w., welche ihren Begattungstrieb nicht haben befriedigen können, oder bey solchen an, diezu viel zum Belegen gebraucht sind. Die Heilung ist nur dann noch möglich, wenn das Thier nicht schon zu alt, und der Saamenstrang noch nicht bis in den Bauchring angeschwollen und verhärtet ist; und sie kann nicht anders als durch die Verschneidung erhalten werden.

Krampfpulsadergeschwulst, klopfende Blutadergeschwulst. Hierunter versteht man diejenige aus einer Puls- und Krampfader zusammengesezte Geschwulst, welche entsteht, wann z. E. beym Aderlassen nicht allein die Blutader auf beyden Seiten durchgeschlagen, sondern auch eine darunter liegende Pulsader getroffen ist. Denn nachdem durch einen gehörigen Verband vermittelst der Zusammendrückung das Blut gestillt, und die äussere Wunde der Blutader zugeheilt ist, so bleibt die innere Wunde der Blutader und die Wunde der Pulsader offen, und es entsteht, weil beyde Adern zusammen kleben, ein widernatürlicher Lauf des

Bluts aus dieser in jene. Nach und nach wird die Blutader an der Stelle durch den Drang des Bluts aus der Pulsader ungewöhnlich ausgedehnt, und man bemerkt zugleich ein Klopfen darinn. — Diese Art von Pulsadergeschwulst ist nicht so gefährlich, als die übrigen, und das damit behaftete Thier kann immer noch einige Jahre gebraucht werden. Sie wächst langsamer, und nachdem sie eine gewisse Grösse erreicht hat, pflegt sie nicht weiter zuzunehmen.

Krampfstillende Mittel nennt man diejenigen, welche im Stande sind, den widernatürlichen Reiz der Nerven, und den davon entstehenden unordentlichen Einfluß des Nervensafts auf die Muskeln zu schwächen. Ihre Liste ist sehr groß. Die gewöhnlichsten sind die Blumen der gemeinen (Matricaria chamomilla) und der Römischen Kamille (Anthemis nobilis), die Hollunderblüthen (Sambucus nigra), die Baldrianwurzel (Valeriana officinalis), der stinkende Asand, das Biebergeil u. s. w., nebst den im Artikel beruhigende Mittel angeführten.

Krankheitsentscheidung, Crisis. Hierunter versteht der Thierarzt die von der Natur bewirkte Aussonderung des Krankheitsstofs, nachdem derselbe dazu gehörig vorbereitet oder verkocht worden ist. Man theilt sie ein in die vollkommene und unvollkommene. Zu einer vollkommenen Krankheitsentscheidung wird erfodert, daß die Aussonderung sicher, zwar hinreichend, aber auch nicht zu stark, der Krankheit angemessen sey, an einem schicklichen Orte erfolge, und mit sichtbarer Erleichterung des kranken Thiers begleitet und vollendet werde. Durch die unvollkommene hingegen wird die Krankheit nicht ganz, sondern nur zum Theil entschieden, und man muß folglich noch eine zweyte Crisis abwarten.

Krebs, Krebsgeschwür. Wenn eine verhärtete Geschwulst an einem drüsichten Theile durch

eine besondere eigenthümliche Schärfe des Drüsensafts schmerzhaft wird, aufbricht, und zu einem offenen bösartigen Geschwüre wird, so nennt man das Uebel den Krebs; und zwar, so lange als die Geschwulst noch nicht aufgebrochen ist, den verborgenen; hingegen das daraus entstehende Geschwür, den offenen Krebs. Es giebt wohl keinen Theil am thierischen Körper, woran er nicht seinen Sitz nehmen könnte; am meisten aber beobachtet man ihn an der Zunge, den Laden, den Drüsen der untern Kinnbacken, den Eutern und dem Fesselgelenke. Den verborgenen Krebs erkennt man daran, daß eine verhärtete Geschwulst, womit das Thier schon lange behaftet war, auf einmal anfängt, grösser zu werden, sich zu entzünden, und beym Anfühlen zu schmerzen. Der offene Krebs, oder das Krebsgeschwür hingegen ist leicht zu erkennen, an der stinkenden scharfen und fressenden Jauche, welche daraus fließt, an den bläulichen, umgebogenen und schwammichten Rändern, und den heftigen Schmerzen, wenn man es anrührt.

So lange als der Krebs noch verborgen ist, kann das Thier ihn eine geraume Zeit, vielleicht Jahre lang ohne grosse Beschwerde tragen, wenn er sich nur an keiner Stelle befindet, wo er seinen Bewegungen hinderlich ist. So bald er aber aufgebrochen ist, frißt die scharfe Jauche immer weiter um und unter sich, wenn man auch die besten und wirksamsten heilenden Mittel dagegen anwendet; und es wird nicht allein der ganze Theil nach und nach zerstört, woran er sich befindet, sondern auch durch die in den Körper wieder eingesogene Jauche die ganze Blutmasse des Thiers verdorben, und die Auszehrung zuwege gebracht.

Die Heilung findet nicht anders als durch die Ausrottung vermittelst des Messers statt. Bey diesem Ausschneiden muß der Thierarzt aber ja dahin sehen, daß nichts von den Verhärtungen im Umfange des Schadens sizen bleibe. Hernach verbindet er ihn mit Mitteln, welche die Eiterung stark befördern, z. E. mit einer Sal-

be aus einem halben Pfunde Honig, einem Loth fein zu Pulver geriebenen Grünspans, zwey Quentchen Scheidewasser, und einem Quentchen Sublimat; und giebt dem Thiere zur Verbesserung seiner Säfte innerlich das Pulver vom Kraute der Belladonna mit Honig zu Pillen gemacht, in allmählig steigenden Gaben, und lange Zeit fort gebraucht.

Krebsmauken. Man sehe **Mauken.**

Kreuzlähmung, Hüftweh, Lendenweh. Mit diesen Namen belegt man das Hinken eines Thiers an der Nachhand, wovon die Ursache nicht in den untern Gelenken, sondern oben in der Hüfte liegt. Man erkennt sie daran, daß das Thier, wenn es liegt, mit weniger oder mehr Beschwerde aufsteht, zuweilen ohne Hülfe gar nicht aufkommen kann. Beym Gehen ist es an seinem ganzen Hintertheile steif und gespannt, und gewöhnlich schleppt es ein Bein nach. Ist das Uebel aber sehr schlimm, so wankt es mit dem Hintertheile hin und her; oder es fällt damit wohl gar nieder.

Daß die Ursache der Kreuzlähmung nicht in einer Verrenkung bestehen könne, wie sich die gemeinen Kurschmiede einbilden, läßt sich bey nur mittelmässiger anatomischer Kenntniß leicht einsehen. Denn die Beckenknochen sind unbeweglich unter einander, und können daher nicht anders aus ihrer Lage gebracht werden, als durch eine Verrenkung des lezten Lendenwirbelbeins mit dem heiligen Beine, wovon nothwendig das Rückenmark gequetscht werden, und der Tod die unvermeidliche Folge seyn würde. Die Verrenkung liesse sich also nicht anders denken, als daß der Kopf des Backenbeins aus der Pfanne gewichen seyn müste. Möglich ist dieses zwar, aber gewiß ereignet es sich äusserst selten, weil nicht allein die Bänder, welche diesen Knochen in der Gelenkhöhle fest halten, sehr stark und kurz sind, und folglich sich schwerlich so weit ausdehnen lassen, sondern auch sein oberer Theil ausserdem noch von den Sehnen mehrerer starker

Muskeln umgeben und fest gehalten wird. Gesezt aber auch, diese Verrenkung wäre wirklich erfolgt, so würden die Folgen davon ganz anders seyn, als die oben beschriebenen Zufälle der Kreuzlähmung. — Ihre wahre Ursache ist entweder ein vorhergegangener Schlagfluß, oder eine auf die Hüften und das Kreuz geworfene gichtflüssige Materie, oder auch eine gewaltsame Ausdehnung der Sehne und Muskeln dieser Theile von irgend einer äusserlichen Gewalt, z. E. einem unvorsichtigen Sprunge, einer zu kurzen Wendung, dem Ausgleiten mit einem oder beyden Füssen, einem schweren Schlage, Stosse oder Falle u. s. w.

Was die Heilung anbetrift, so sieht man hieraus leicht ein, wie unrichtig das Verfahren derjenigen sey, welche bey einer jeden Kreuzlähmung gleich mit Haarseilen, und scharfen Salben bey der Hand sind. Denn diese Mittel sind nur in solchen Fällen mit Nutzen anzuwenden, wo ein Gichtfluß, oder sonst eine versezte Krankheitsmaterie die Veranlassung zu der Kreuzlähmung giebt. Sind aber die Sehnen und Muskeln der Lendengegend und der Hüften durch eine äusserliche Gewalt zu sehr ausgedehnt worden, so muß man zuerst solche Mittel anwenden, wodurch der Entzündung vorgebeugt werde, nemlich einen Aderlaß und warme Bähungen mit einer Abkochung gewürzhafter Kräuter in Wein. Nachdem dadurch die Geschwulst und Hitze gehoben worden sind, so läßt man die Theile, um ihnen ihre verlohrne Stärke wieder zu geben, einige Zeit mit Campherspiritus waschen. — Wenn die Kreuzlähmung von einem vorhergegangenen Schlagflusse entstanden ist, oder überhaupt eine widernatürliche Schwäche und Erschlaffung der Muskeln und Sehnen ihr zum Grunde liegt, so dient der fortgesezte Gebrauch stark eindringender Spiritus, z. E. Campherspiritus und Regenwürmerspiritus von jedem sechs Loth, Schwefelbalsam vier Loth, gehörig unter einander gemischt, oder Campherspiritus und Terpenthinspiritus zu gleichen Theilen. Noch wirksamer als diese Spiritus

pflegt sich in vielen Fällen die Spanische Fliegentinctur zu beweisen, womit man die leidenden Theile täglich ein paarmal waschen lassen muß.

Kribbelkrankheit, Kribbelsucht wird von Einigen die Bräune bey den Schweinen genannt, wovon im Artikel Bräune gehandelt ist.

Krippensezen. Man sehe Koppen.

Kröte ist eben das, was im Artikel Froschgeschwulst abgehandelt ist.

Kronenfistel, Kronenwurm. Davon ist schon im Artikel Hornfistel gehandelt worden.

Krontritt, Tritt auf die Krone, ist dasjenige Uebel, wenn ein Pferd sich selbst auf die Krone getreten hat, oder von einem andern darauf getreten ist. Wenn die Folge davon eine blosse Quetschung ist, so läßt sie sich leicht durch Waschen mit Brandwein oder Wein mit Honig heilen. Ist aber eine Verwundung dadurch bewirkt, so bestreue man die Wunde mit Myrrhenpulver, und verbinde sie mit Bäuschgen, welche mit Thedens Schußwasser befeuchtet sind. In Ermangelung dieses kann man auch aus Ofenruß und Kalk zu gleichen Theilen, mit einer hinlänglichen Menge Eyweiß eine Salbe bereiten, und dieselbe zum Verbande gebrauchen. Unüberlegt ist es, wenn Kurschmiede eine solche Wunde mit Schießpulver füllen, und dieses anzünden, um sie auszutrocknen. Denn sehr leicht kann dadurch das Loch noch tiefer gemacht werden. — Wenn die Wunde in Schwärung übergeht, so senkt sich der Eiter leicht hinters Horn, und erzeugt eine Hornfistel, wovon in einem besondern Artikel gehandelt worden ist.

Kropf ist eine weder entzündete noch schmerzhafte Geschwulst und Erhöhung vorne am Halse der Thiere, welche nach und nach entsteht, und allmählig grösser wird. Er besteht eigentlich in der Anschwellung der so genannten

Schilddrüse, wiewohl zuweilen auch noch andere Halsdrüsen mit angeschwollen sind. Am meisten sind Hunde, und Schafe damit behaftet, seltener Pferde. So lange als dadurch der Luftröhrenkopf nicht zu stark zusammengedrückt, und das Athemholen nicht gehindert wird, hat er weiter keinen Nachtheil, als daß er das Thier verunstaltet, und man thut am besten, an seine Heilung nichts anzuwenden. Hindert er aber das Athemholen des Thiers, so wird es nöthig, ihn wegzuschaffen. — Die Auflösung und Zertheilung des Kropfs gelingt selten oder nie, und geht so langsam von Statten, daß es zu bedenklich ist, sie zu versuchen. Eben so ist auch die Ausschneidung wegen der grossen Blutgefässe, welche nach der geschwollenen Drüse gehen, sehr gefährlich. Am sichersten ist noch die Vereiterung der Geschwulst, welche man entweder vermittelst eines durch sie zu ziehenden Haarseils, oder einer darauf gelegten Fontanelle durch Aezmittel erregt.

Kühlende Mittel. Man sehe den Artikel Hizedämpfende Mittel.

Künstliches Geschwür, Fontanelle, ist ein Geschwür, daß der Thierarzt erregt, um den thierischen Körper von irgend einer Krankheit zu befreyen. Es ist aber eine ganz falsche Vorstellung von der Wirkung eines künstlichen Geschwürs, wenn man meint, die Blutmasse dadurch zu reinigen, und die in derselben befindlichen verdorbenen Theile auszuleeren. Zu einer solchen Absonderung wird nicht allein ein Weg erfodert, durch welchen die verdorbenen Säfte ausfliessen können, sondern auch ein Werkzeug im thierischen Körper, welches das verdorbene von dem gesunden absondert. Dieses fehlt in einem künstlichen Geschwüre. Die in demselben geöfneten Gefässe geben die Feuchtigkeiten so von sich, wie sie sie bekommen, gute und böse unter einander gemischt; folglich kann das Geschwür die Säfte nicht verbessern, sondern sie nur vermindern. Freilich sind die aus ihm fliessenden Feuchtigkeiten oft scharf und verdorben, allein das beweiset nichts; denn

insgemein werden sie es erst in dem Geschwüre. Eben so beweiset auch dieses, daß die Natur zuweilen verdorbene Feuchtigkeiten durch ein Geschwür ausleert, und die Säfte auf solche Art reinigt, gar nichts. Denn hier sondert sie vorher die schädlichen Säfte ab, und wirft sie in den Theil, an welchem sie das Geschwür erregt. Der Thierarzt kann zwar wohl ein Geschwür erregen, aber die Natur zu dieser Absonderung und Versezung nicht zwingen; folglich ist es auch nicht wahrscheinlich, daß künstliche Geschwüre die Blutmasse reinigen. Sie erregen vielmehr manchmal, zumal wenn sie groß sind, eben so wie andere Geschwüre, durch den täglichen Verlust der Säfte und die Einsaugung der Jauche, Entkräftung und schleichendes Fieber. — Die Wirkungen der künstlichen Geschwüre sind bloß örtlich, folglich können sie bloß gegen örtliche Krankheiten mit Nuzen angewandt werden; z. E. zur Zertheilung von Geschwülsten und Verstopfungen, indem sie die stockenden und verdickten Feuchtigkeiten, wodurch die Geschwulst hervorgebracht wird, durch die Eiterung in Bewegung sezen, auflösen und fortschaffen; zur Auflösung einer von der Natur an irgend einen Ort geworfenen scharfen und schädlichen Materie; zur Fortschaffung einer widernatürlichen Versammlung von Feuchtigkeiten an irgend einem Theile u. s. w. In allen solchen Fällen müssen sie aber unmittelbar auf die leidende Stelle, oder doch ganz nahe an dieselbe gelegt werden.— Was die Art und Weise, solche Geschwüre zu legen, anbetrift, so sehe man die Artikel Blasenziehende Mittel, Haarseilziehen, Lederstecken u. s. w. nach.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Spohr, Carl Heinrich,

Veterinarisches Handbuch oder Anweisung die Krankheiten der Thiere zu erkennen und zu heilen für Thierärzte und Haushälter nach alphabetischer Ordnung
Bd.: Dritter Band

Nürnberg 1805

A.vet. 87-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10252461-1
VD18 90963059